OTTO ZIERER

Hundert Geschichten aus 3000 Jahren



PAUL LIST VERLAG

Graphische Gestaltung und Zeichnungen:
Hans Schön, Offenbach
Satz:
Stuttgarter Nachrichten, Stuttgart
Druck und Buchbinderei:
Klambt-Druck GmbH, Speyer.

Inhalt

I. Altertum

II. Mittelalter

III. Neuzeit

IV. Neueste Zeit

Um 10 000 v. Chr. | Fleisch für viele Wochen



Seit Tagen wußte die Jägerhorde, daß ein Mammutrudel durch die Gegend streifte. Diese gewaltigen Tiere wurden immer seltener, seit das Wetter von Jahr zu Jahr wärmer wurde. Sie zogen wie die Rentiere und Wildpferde, die Riesenhirsche und Bären entweder nach Norden oder verkrochen sich in den Gebirgen.

Die Jäger hatten die großen Fußstapfen und die durchs Dickicht gebrochenen Trampelpfade der Mammuts entdeckt, und der Knabe Kento hatte als erster den Mammutbullen wirklich gesehen. Das war ein baumhoher Elefant mit zottigem Fell und langen, aufgebogenen Stoßzähnen. Kento war richtig erschrocken, als das Tier krachend aus dem Unterholz brach.

Der Platz, auf dem die Horde gegenwärtig haust, liegt an den Ausläufern der Waldberge. Eine Felswand steigt empor. Darin klafft eine große, dunkle Höhle. Doch nicht in diesem naßkalten Loch wohnen die Menschen, sondern in Wohngruben, die man in den Boden gewühlt und mit Laub- und Schilfdächern abgedeckt hat. Kento sitzt auf der fellbedeckten Sitzbank einer solchen Grube. Vor ihm ist der „Tisch", ein stehengebliebener Stock aus hartem Lehm. Kento gegenüber kauert auf einer anderen Bank die Mutter mit strähnigem Haar. Sie trägt einen Umhang aus schäbig gewordenem Wildziegenfell, wobei der rechte

Arm frei bleibt. Denn die Mutter hat wie alle Frauen ständig zu arbeiten. Sie schabt Felle, gerbt sie mit scharfen Säften oder näht die weichen Lederstücke mit Beinnadel und Sehnenfaden zusammen. Die alte Großmutter, die als dritte in der Wohngrube kauert, wetzt ein Feuersteinstück, das wie ein Faustkeil aussieht. Dabei redet die Alte ununterbrochen vor sich hin.

„Bald werden wir Fleisch für viele Wochen haben!" sagt sie. „Kento hat das große Mammut gesehen. Doch die Spuren verraten, daß es auch ein Mammutkalb gibt. Unsere Männer werden dieses Kalb erlegen, wir werden die Messer brauchen, um Fleischstücke abzuschneiden!"

Die Mutter nickt zustimmend.

„Die Fallgrube ist gegraben", murmelt sie. „Der Jagdzauber wird getanzt!"

Kento klettert auf die Sitzbank und blickt zur Höhle hinüber.

Dort drüben, im dunklen Hintergrund des Felsenlochs, öffnet sich ein schmaler Gang. Nur kriechend kann man ihn durchqueren. Dieser Gang führt ins Innere des Berges, wo sich eine gut mannshohe zweite Höhle wölbt. Sie ist das Heiligtum der Horde.

Nur eingeweihte und bewährte Jäger dürfen sie betreten. Der Zauberer der Horde hat dort sein Reich. Kento hat gehört, daß die Wände und die Decke der Höhle mit wunderbaren Bildern bemalt sind. Der Zauberer und seine Gehilfen haben mit Ocker, Rötel und schwarzem Graphitstein Wildpferde, Hirsche, Bären und Auerochsen dargestellt. Auch Jagdbilder gibt es. Sie zeigen, wie die Jäger mit Pfeilen und Speeren die Tiere verwunden und töten. So kunstreich sind diese Szenen, daß sogar die Wunden auf den Körpern der Jagdtiere bluten: Man hat sie an Stellen gezeichnet, wo das Tropfwasser ständig von den Felsen rinnt.

Ein junger Jäger hat Kento verraten, daß der Zauberer, als Hirsch oder Bär verkleidet, den Jagdtanz tanzt und die Seele der Tiere beschwört. Das bringt gute Jagd und versöhnt die Geister der gemordeten Tiere. Wahrscheinlich malen die Jäger jetzt eben unterm Schein lohender Kienfackeln das Mammut auf den Stein.

„Kento sollte die Speere und Pfeile nachsehen!" nörgelt die Großmutter. „Alle anderen Knaben arbeiten!"

Aber die Mutter nimmt Kento in Schutz.

„Er hat als erster das Mammut gesehen!" stellt sie fest.

Kento ist froh, daß er heute nicht in den Wald und zur Buschsteppe hinab muß. Ein eisiger Wind weht von den schneebedeckten Höhen. Die Knaben, Mädchen und Halbwüchsigen der Horde sind wie jeden anderen Tag hinausgeschickt worden, um zu „sammeln". Die Menschen leben zwar vom Fleisch der Jagdtiere, aber sie suchen auch jede andere geeignete Nahrung: eßbare Wurzeln, Beeren, Vogeleier, Körner vom Wildweizen, Kleingetier, junge Sprossen und Wildgemüse. Bei dieser Tätigkeit müssen die Kinder oder Frauen auch nach Wildspuren und Wechseln, nach Tränkeplätzen der Wildrinder, Rehe und Hirsche Ausschau halten.

Bei solcher Gelegenheit ist Kento dem Mammutbullen begegnet.

Er sieht lächelnd seine Mutter an. Er freut sich, daß sie sich ein neues Fellkleid näht. Auch auf den Schmuck, den sie trägt, ist er stolz.
Die Jäger- und Sammlerhorde muß viele Tagereisen weit wandern, um dicht an den ziehenden Wildherden zu bleiben. So lebt sie bald im Norden am Meeresstrand, bald in den Gebirgen und Wäldern. Nur geringe Zeit bleibt sie an einem Ort, bis die Auerochsen, Hirsche und Wildpferdherden wieder fortwandern oder zerstreut sind.
Manche der schönen Dinge, die man als Schmuck oder Waffen benötigt, tauschen die Jäger auch von umherziehenden Händlern ein.
Obwohl ihm die Mutter erlaubt hat, heute in der warmen Wohngrube zu bleiben, will Kento doch nicht untätig sein. Er holt die Waffen des Vaters hervor, um sie zu überprüfen.
Da gibt es Bogen und Pfeile, Speere und Fisch-Harpunen. Meist sind scharfe Knochensplitter oder zugespitzte Feuersteine mit Bast oder Lederriemen an den Schäften befestigt.
Kento kann nicht lange bei seiner Arbeit bleiben. Schreiend rennt ein junger Mann im Fellschurz bergauf.
„Die Mammuts sind da!" ruft er. „Sie trotten auf die Fallgrube zu!"
Jetzt kommt Bewegung in den stillen Ort. Aus der Höhle drängen die Jäger. Der Zauberer in seiner Maske ruft Befehle. Die Schilfdächer der Wohngruben öffnen sich und entlassen schnatternde Weiber. Aus dem Wald kommen die Kinder angelaufen.
Die Horde hat auf dem Trampelpfad der Mammuts zur Tränke am Bach eine große Grube gegraben. Dieses Loch ist mit Zweigen überdeckt. Auf seinem Grund lauern zugespitzte Pfähle.
Kento ist nun bei seinen Freunden. Der Zauberer schickt die Knabenschar als Treiber aus. Sie sollen die Mammuts den Pfad entlangjagen. Die Jäger werden aufpassen, daß sie nicht seitlich ausbrechen.
Der dichte Urwald füllt sich mit Lärm, Geschrei und Geklapper.
Da sind sie: drei Mammuts, Berge von Tieren! Sie eilen im wiegenden Gang, mit aufgestellten Ohren und Rüsseln dahin. Plötzlich wendet sich der große Bulle gegen seine Verfolger. Doch Kento weiß Bescheid. Rasch gewinnt er durch Reiben des Feuerholzes und Zunder einen Funken, den er anbläst. Ein Büschel trockenes Gras flammt auf, das seine Kameraden an einen langen Stock gesteckt haben.
Vor diesem lohenden Büschel weicht der Elefant erschreckt zurück.
Unterdessen sind die Mammutkuh und das Kalb weitergerannt und haben die Fallgrube erreicht. Ein Krach und das todesängstliche Trompeten der Tiere — Kuh und Kalb sind durch das Astwerk gebrochen. Aufgespießt auf den Pfählen liegen sie hilflos im Loch.
Kaum ist der Mammutbulle verjagt, versammelt sich die Horde um die Falle. Mit Felstrümmern und Speeren tötet man die Tiere.
Dann steigen die Jäger in die Grube hinab. Sie benützen die scharfen Feuersteinmesser, um, am Bauch der Mammuts beginnend, das Fell aufzubrechen und das Fleisch zu zerlegen.

Im Triumph tragen die jungen Männer die gewaltigen Elfenbeinzähne davon. Andere schleppen die in Streifen geschnittenen Fleischstücke.
Am Feuerplatz, etwa in der Mitte der Wohngrubensiedlung, tanzen schon die Weiber den Siegesdank. Jetzt gibt es Fleisch für viele Wochen. Was man nicht sofort essen kann, hängt man zum Trocknen ins Geäst der Bäume oder räuchert es. Kento hat als Belohnung ein abgebrochenes Stück Elfenbein bekommen. Nun versucht er, darin mit scharfer Feuersteinspitze die Geschichte der Mammutjagd einzuritzen. Er ist ein kleiner Künstler und träumt davon, später mal der Nachfolger des Zauberers zu werden.

Um 3000 v. Chr.

Bauern im Morgenrot

Der Sturm heulte mit den Wölfen um die Wette. Jetzt mengten sich wieder Schneeflocken in den peitschenden Regen. Die schwarzen Fichten beugten sich unter dem Winddruck. Ein bleiche, mattrote Wintersonne schwamm zwischen dem toten Geäst der Birken.
In den Windschatten des Berghanges geduckt, aber dennoch halb verweht, lag das Gehöft. Der krumme Flechtzaun war beinah vom Schnee überweht, die niederen Schleppdächer aus Schilf trugen schwere Hauben. Das Haupthaus war fest aus Baumstämmen gefügt, die Wände hatte man mit Weidengeflecht und Lehm aufgeführt. Aus dem offenen Giebel drang der dichte Qualm eines Holzfeuers.
Drinnen sitzen sie eng gedrängt um den steingemauerten Herd. Das harzige Kiefernholz kracht und sprüht, die rote Glut strahlt Wärme und zugleich Licht aus. Trotzdem haben sich die Männer auf ihren grobgezimmerten Hockern Bären- und Schafsfelle um Beine und Rücken geschlagen. Die Kinder kuscheln sich nahe der Feuerstelle in einen Berg streng riechender Lammpelze. Die zottigen Hunde tragen mit ihrer Körperwärme bei, die Kleinen zu schützen. Es ist recht gemütlich und angenehm, das Sausen des Sturmes im festen Haus anzuhören. Die Ritzen des Holzwerks sind überall mit Moos und häckselvermischtem Lehm verstopft. Nur die Nasen dürfen nicht allzu wählerisch sein.
Außer nach den roh gegerbten Pelzen riecht es nach Hammeltalg, den die Männer zum Schmieren ihrer Fellschuhe und des Riemenwerks benutzen. Die Mutter ist eben dabei, einen Rehbock zu enthäuten und auszunehmen. Ein älteres Mädchen schneidet mit der steinernen Klinge Wildzwiebeln, von denen ganze Bündel im Gebälk hängen. Dort oben im Rauch und Qualm trocknet außerdem das Fleisch von der Herbstjagd.
Die Männer der Sippe langweilen sich offenbar. Nur die Frauen sind tätig: die eine mahlt Körner in einem ausgehöhlten, topfartigen Stein, indem sie mit einem anderen Stein dagegenklopft; die andere näht mit Beinnadel und Sehnen

Pelze zusammen und zwei Mädchen in der halbdunklen Ecke kneten nassen Ton. Sie legen Tonstreifen aufeinander, drücken sie zur Rundung und formen so Schälchen, kleine Töpfe und Krüge.

Der Hausvater räkelt sich von seiner Fellbank hoch. Gähnend faßt er ins offene Dachgebälk, wo Speere, Bogen und Steinbeile verwahrt sind.

„Mir wird es zu dumm hier", sagt er, „ich gehe jagen. Frisches Fleisch kann nie schaden."

Obwohl alle den rüttelnden Schneesturm hören, folgen die jüngeren Männer seinem Beispiel sofort. Nur der Großvater seufzt und kriecht tiefer unter sein Bärenfell.

„Die Ziegen sollten gemolken und gefüttert werden", wagt die Mutter einzuwenden. „Arbeit gibt es genug. Leicht könnte einer von euch Männern ein paar Büschel Korn dreschen. Wir brauchen dringend Mehl."

Doch der Hausvater lächelt nur verächtlich, und die anderen Männer zucken die Schultern. Sie sind schon dabei, sich die Schafspelze und Kapuzen umzuhängen.

„Weiberkram!" spottet der Vater. „Haus und Stall, Scheuer und Vorrat — das ist Frauensache. Was geht das uns an? Die Männer gehen in Wind und Wetter hinaus, jagen den Riesenhirsch, erlegen den Waldbüffel und speeren den Fisch unterm Eis!"

„Dumme Herumsitzerei", grollt der rothaarige Vetter. „Vor Zeiten sind die Männer viel weiter durchs Land gezogen. Das Wild wird immer weniger."

Bewundernd ruhen die Blicke der Knaben auf den Männern, die nun dicht vermummt, mit Speeren, Bogen und Harpunen, zur Jagd aufbrechen. Die zottigen Hunde — seit langem die ersten gezähmten Gefährten der Jäger — bellen freudig. Ältere Knaben betteln, sie mitzunehmen. Und sogar die Mädchen seufzen. Alle wissen, daß diese harten Männer große Jäger und Kämpfer sind, richtige Helden, für die man schwärmen kann.

Als sie durch die schwere Bohlentüre den Wohn- und Schlafraum verlassen haben und nun draußen unterm vorspringenden Dach stehen, sagt einer der Jungen: „Ältermutter, erzähl uns von Helden oder Götterkämpfen!"

Die alte, zahnlose Frau, die sich mit dem Zerquetschen der Körner abgemüht hat, stellt ihre Arbeit ein.

„Ich sehe", sagt sie, „ihr Jungen wollt alle werden, was der Vater und der große Bruder schon sind: Jäger, Kämpfer und Helden! Aber diesmal will ich nicht von Göttern und Helden erzählen, sondern von dem, was eine Göttin getan hat. ‚Weiberkram' haben die Männer eben gesagt. Na gut, so sollt ihr hören, welchen ‚Weiberkram' uns die holde Göttin der Erde und des Ackerbaus beschert hat!"

Die grauhaarige Großmutter wird richtig aufgeregt, wie sie nun anfängt.

„Da sitzt ihr unterm schützenden Dach und am Herd", sagt sie zu der jungen Schar. „Draußen im Verschlag gackern die Hühner und legen Eier, die Ziegen sind im Stall, im Pferch stehen die Schafe und Rinder. Unterm Schilfdach drüben lagern ganze Berge von Kornbüscheln, eßbaren Wurzeln, Krautköpfen und

Rüben. Ihr braucht keine Furcht vor Hunger und Kältetod zu haben wie euere Vorfahren, die noch im Land umhergezogen sind und nicht der ‚blöden Herumsitzerei' frönten! Merkt euch, Kinder: nicht ein Mann, kein Gott des Ackerbaus, sondern eine Frau, eine Göttin, war es, die Seßhaftigkeit, Haus und Herd und Ackerbau erfand!"

Dann berichtet die Ältermutter von jenem Ereignis in grauer Urzeit, als die Horden der herumwandernden Jäger bemerkten, wie die einst zahllosen Wildherden abzogen und geringer wurden. Sie mußten immer grimmiger um ihr Leben kämpfen — sowohl gegen die Natur wie gegen andere Jägerhorden.

Eine Frau gab einem Mann zuerst den klugen Rat, jene Tiere, die man gelegentlich im Überfluß erlegen konnte, lebend zu fangen, sie auf Vorrat zu halten, Pferche oder Ställe zu bauen und die Tiere ans Haus zu gewöhnen. So kamen die ersten Jäger zur Viehzucht.

Aber die milde Sorge der Frau strebte weiter. War es nicht die Mutter, die ewig in Angst lebte, ob sie ihre Kinder durch den nächsten Winter bringen würde? War nicht sie es, die um den Helden und Jäger draußen bangte, wenn er mit Auerochsen, Bären und fremden Horden kämpfte? Würde genug Fleisch da sein, die Sippe zu erhalten?

Da es Aufgabe der Weiber war, Wurzeln, Beeren, Gemüse und Körner als Zutaten zum Wildbret zu sammeln, kam eine Frau auf den Gedanken, diese Pflanzen selber anzubauen und sich nicht länger auf das Sammlerglück zu verlassen. Die „Göttin des Ackerbaus" trat auf, lehrte Saat und Ernte, Roden und Pflügen.

„Weil es aber eine Frau war", lacht der halbwüchsige Junge, „darum müssen die Weiber auch weiterhin den krummen Ast durch die Erde ziehen und die Hühner versorgen. Männersache ist es, kühn zu jagen, zu fischen oder zu kämpfen."

„Und wir müssen die Töpfe formen, die Kleider nähen, die Körner mahlen", klagen die Mädchen. „Alle Last der Arbeit liegt auf uns, während ihr fröhlich jagen und fischen geht."

„Und wer macht das vielfältige Werkzeug? He!" schreit der Jungenchor. „Wer hat euch gelehrt, die Kühe vor Wagen und Astpflug, Dornschleife und Kufenschlitten zu spannen? Wer behaut und poliert den Stein? Wer baut das Haus aus Baumstämmen, Flechtwerk und Lehm, und wer verteidigt es, wenn Räuber kommen?"

Die Ältermutter hebt beschwörend die Hände. Sie wendet sich zuerst an die Knaben.

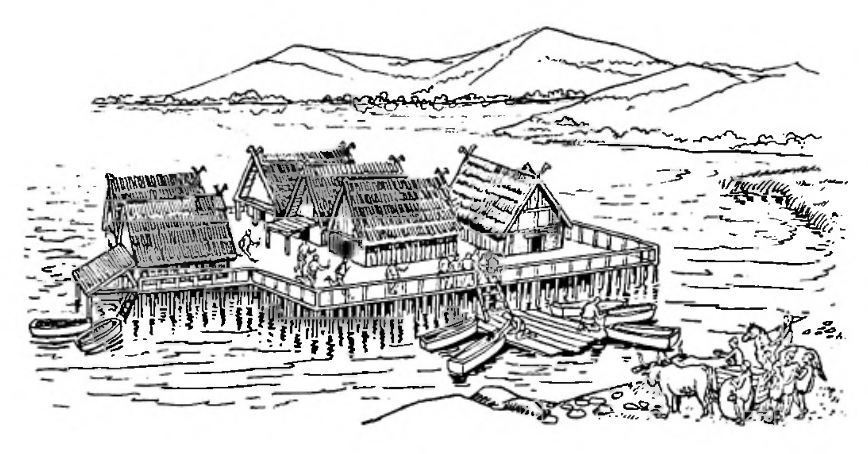
„Wir wissen ja, daß ihr alle Helden und Söhne von Helden, große und erfolgreiche Jäger seid. Aber ihr sollt auch die Leistung der Frauen achten. Bedenkt, daß es nicht nur Götter, sondern auch Göttinnen gibt."

„Trotzdem", murrt der größte der Jungen, „will ich lieber Speer und Bogen gebrauchen, als mit der Saat übers Feld gehen oder die Astgabel durchs Erdreich ziehen!"

Ein Mädchen erhebt sich aus der Gruppe der Töpferinnen. Sie hat eine noch ungebrannte Schale vollendet und die Außenseite mit Schnurabdrücken geschmückt und mit Rötel eingefärbt.

„Da", sagt sie stolz zu dem Jungen, „ist das vielleicht nur ‚Weiberkram'?"
Der Knabe holt aus seiner Felltasche wortlos ein Knochenstück hervor, auf das er eine Rentierjagd eingeritzt hat. So stehen sie sich schweigend und beinah kampfbereit gegenüber. Die Mutter seufzt.
„Ja", sagt sie, „Mädchen und Knaben träumen verschieden. Doch leben müssen sie miteinander."

Um 2000 v. Chr. | Der Händler aus der Ferne



Die milde, durchsichtige Herbstluft rückt die Alpenberge ganz nahe heran. Blau leuchtet der See, graugrün stehen die Schilfdickichte, und dunkel breiten sich die Wälder über die Hänge.
Am flachen Rand eines Sees liegt das Dorf der Pfahlbauern. Eine Anzahl kleiner Hütten, aus gleichmäßigen runden Stämmen gefügt und mit dichtem Schilf abgedeckt, steht, von Geländern umgeben, auf hohen Rosten. Leitern führen zum sumpfigen Ufer hinab. Dort schaukeln Kähne, die mit Hilfe von Holzkohlenfeuer und Steinaxt aus einem einzigen Stamm ausgehöhlt worden sind. Lautes Geschrei ertönt: ein Knabe ist mit dem rechten Fuß an einen Pfosten gebunden, damit er nicht hinunterfällt! Er möchte aber zu den Geschwistern, die im Einbaum zu den weidengeflochtenen Fischreusen im Schilfsee hinausstaken.
Der Kleine schreit umsonst. Ruhig arbeiten die Männer einen Steinwurf entfernt am Bau einer neuen Heimstatt. Mit dumpfem Schlag treiben die Steinhämmer die letzten Rundlinge für den Steg in den schlammigen Boden. Die Hütten werden mit gutem Grund auf Rosten gebaut: die Höhe schützt vor Hochwasser, Bodenfeuchtigkeit und wilden Tieren.

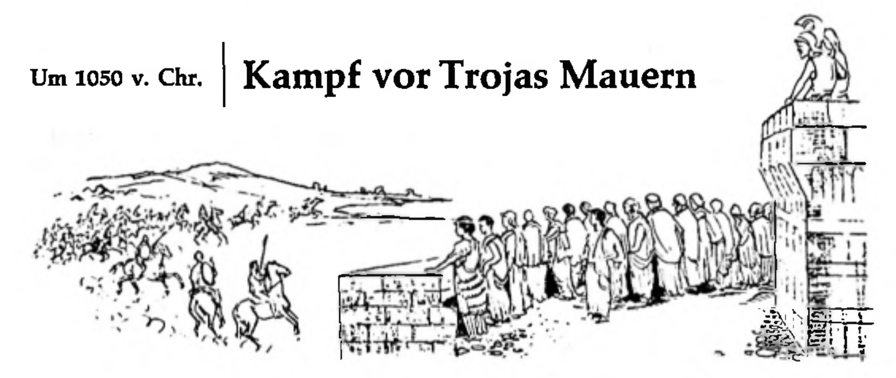
Zwei Frauen und ein paar größere Kinder bewerfen das Flechtwerk des Neubaus mit Lehm. Auf dem Rost liegen große Rindenstücke, Schilfbündel und geflochtene Binsenseile für das Dach.
Jetzt tritt aus der Hütte, vor welcher der kleine Junge noch immer zornig heult, eine junge Frau. Den kunstlosen Haarknoten trägt sie in einem Bastnetz. Das grobe Linnenkleid wird durch einen Strick gerafft. Sie befreit den kleinen Gefangenen und gibt ihm einen Stock mit Steinspitze.
Nun weiß der Junge, daß es für ihn etwas zu tun gibt. Fort ist aller Schmerz, und fröhlich drängt er hinüber auf den festen Boden. Auf dem hochgelegenen Uferrand steht unter einer Gruppe Erlen und Eichen ein einfacher Schuppen, eigentlich nur ein Dach auf vier Pfählen, ein Unterstand für das Vieh. Ein geflochtener Zaun umschließt die Koppel, in der ein halbes Dutzend wiederkäuender Rinder liegt. Es sind zierliche, dunkelbraune Tiere mit kurzen Hörnern. Diese „Torfrinderrasse" kommt weit aus dem Osten und ist dem Zebu verwandt.
Diese Tiere treibt der Junge nun aus dem Gatter. Die Weide zieht sich den Hang zum Wald hinauf: ein Brachfeld, das, von Gras und Unkraut überwachsen, sich vom Anbau erholt. Daneben breiten sich die kleinen Äcker des Dorfes. Man sieht Gerste, kleinen Pfahlbauweizen, Pferdebohnen, Linsen und Erbsen. Mit welkendem Kraut stehen reife Möhren und Rüben daneben.
Von der Hanghöhe aus sieht man überall arbeitende Menschen. Auf den Pfahlrosten kauern Mädchen und flicken die Fischernetze; aus der nächstgelegenen Hütte hört man die Mahlsteine knirschen, weil Frauen Mehl zubereiten, indem sie zwei aufeinandergepaßte Steine durch grobe Knittel bewegen. Am lehmgemauerten Backofen schiebt eine Frau soeben Brotlaibe ein, und von der Brache am anderen Ende des Hanges tönt von Zeit zu Zeit der Zuruf der jungen Frauen, die den Pflugsterz führen. Ein Ochsengespann unterm Joch zieht den groben Astpflug.
Doch jetzt hört man nicht mehr die friedlichen Rufe der Arbeitenden. Es klingt wie Alarm. Eine Frau kreischt und zeigt erregt zum Waldrand.
Plötzlich tauchen aus Hütten und von verborgenen Fischplätzen die Männer des Dorfes auf. Einige halten auch schon die Steinäxte und Speere bereit.
Aus der Waldlichtung oben rollt ein plumper Zweiräderkarren mit vorgespannten Ochsen. Männer gehen nebenher, voraus reitet ein Lanzenträger hoch zu Pferd. Im Pfahlbaudorf hat jede Tätigkeit aufgehört. Die Werkleute am Bau stehen nun mit Knochenharpunen, Äxten und Speeren zu einem Haufen gerottet; von der Brache treiben die Weiber die Pfluggespanne herab.
Die Ankömmlinge jedoch geben das Zeichen des Friedens, indem sie die Speere quer über die Köpfe halten. Langsam kommen sie näher. Man sieht, es ist eine ganze Sippe, wenigstens so zahlreich wie die Bewohner des Dorfs. Der Anführer der Fremden, ein hochgewachsener, rotbärtiger Krieger im blaugefärbten Wollmantel, zeigt seine Gastgeschenke vor: schöne, ebenmäßig auf der Scheibe gedrehte und am Feuer gebrannte Tontöpfe mit Tiefstichverzierungen, die mit Rötel eingefärbt sind. Dann ein honiggelbes Stück Bernstein, in dem eine winzige Fliege eingeschlossen ist, und zum Schluß einige unerhörte Kostbarkeiten, wie die Pfahlbauern sie nie zuvor gesehen haben.

Das eine ist eine Doppelaxt aus einem rötlichen, klingenden Material, das die Fremden Cuprum oder Kupfer, Metall von der Insel Cypern, nennen. Das andere Stück ist eine riesige Messerklinge — Schwert nennen es die Fremden —, gefertigt aus einem anderen Metall, das härter als Kupfer, dunkler in der Farbe und elastischer ist. Die Fremden sagen, man könne dieses Metall durch Erhitzen so weich wie Bohnenbrei machen, und in eine beliebige Form gießen. Das dunkle Metall heißt Bronze und entsteht durch Mischen von Kupfer mit Zinn.
Das neue Material, das die wandernde Sippe an den See gebracht hat, erscheint den Pfahlbauern wie ein Wunder. Sie können nicht genug von der neuen Entdeckung hören und fragen ständig, wo man solches Metall findet, wie teuer es ist, wie man es gewinnt, verarbeitet und formt.
Die fremden Wanderer haben das Kupfer von schwarzhaarigen, kleinwüchsigen Handelsleuten eingetauscht, die mit Roß und Wagen den Donaustrom heraufgekommen sind. Die Fremden führen auf ihren Planwagen auch einige in Stein geschnittene Formen für Axt, Dolch und Schwert mit sich. So sehen die Pfahlbauern, wie das Metall geschmolzen, gemischt und in die fest in Sand eingelagerte Form gegossen wird; wie nach dem Erkalten die gewünschten Stücke hervorgehen, und wie kunstfertige Hände Bronze oder Kupfer ritzen, schaben, polieren und schleifen.
Natürlich sind die Fremden hochgeehrte Gäste in der Pfahlbausiedlung.
Im größten Raum des vornehmsten Hauses gibt ihnen die Sippe ein Gastmahl. Ein Pfahlhaus besteht aus zwei verschieden großen Räumen. Im ersten Raum steht ein schmuckloser Steinherd. Hier dampft die aus Lehm gebrannte Backglocke. Schmucklose Tongefäße stehen herum, an den Tischen arbeiten die Frauen. Im Winkel ist sogar ein einfacher Webstuhl aufgebaut, in den Leinenfasern eingespannt sind. In diesem Küchen- und Arbeitsraum hält man zuweilen auch die Ziegen, die kleinen hochbeinigen Torfschweinchen und die feinen Schäfchen mit den hirschartigen Köpfen, die zudem Lieblinge der Kinder sind
Die Gäste werden in den zweiten, größeren Wohn- und Schlafraum gebeten. Auf Bänken entlang den Wänden oder nur auf ausgebreiteten Fellen lassen sie sich nieder. Bevor die Frauen Braten und Gemüse auftragen, übergibt der Sippenälteste dem Anführer der Fremden ein kostbares Gegengeschenk: eine Maschine.
Es ist eine einfache Vorrichtung, mit der man die Löcher in die feinpolierten Steinäxte bohrt. Zwischen zwei kräftige Pflöcke ist ein beweglicher Hebelarm eingespannt, der auf einem Hartholzstab aufsitzt. Dieser Stab läuft in eine Feuersteinspitze aus und kann durch eine darumgewundene Sehne in bohrende Bewegung gesetzt werden.
Es ist freilich eine gewisse Enttäuschung, als sich herausstellt, daß die Fremden keine derartige Maschine brauchen. Sie kennen die Konstruktion längst. Zudem führen sie Kupfer- und Bronzewaffen mit sich.
Dann beginnen die Wanderer zu berichten.
Sie kommen weit aus dem Norden, wo sie hinter den Mittelgebirgen gewohnt haben. Nahe der Küste hat es Spring- und Sturmflut gegeben, so daß viele Stämme und Sippen auswandern mußten. Doch in der Heimat der Fremden waren die Äcker erschöpft, und neues Land gab es nicht. Wer wollte schon mit

Steinaxt, Knochenspaten und Bronzemesser den verfilzten Urwald roden? Wer hätte sich mit Astpflug und Grabstock in die dunklen Sümpfe gewagt? Im Süden, woher die Kupferhändler gekommen sind, und weit im Südosten, wo das neue Metall wächst und nach der Legende ewige Sonne über köstlichen Fruchthainen scheint, gibt es unendlich viel fruchtbares Land.
Die Wanderer sind demnach auf Landsuche, halten Ausschau nach einer neuen Heimat. Vorerst aber sind sie des Umherziehens müde und wünschen eine Weile zu bleiben.
Beim Schmaus eines Hirsches und fetter Karpfen und beim Umtrunk mit Honigmet werden sich die beiden Sippen einig: die Zugewanderten sollen fürs erste am Oberen See hausen. Noch reichen Wild, Fische und Äcker für alle. Die so freundlich aufgenommenen Fremden haben auch eine willkommene Gegengabe: sie werden Botschaft an die Kupfer- und Bronzehändler schicken und den Pfahlbauern Lehrmeister bei vielerlei Fertigkeiten sein.

Um 1050 v. Chr.

Kampf vor Trojas Mauern



Der Mauerkranz der Stadt war dicht besetzt von Zuschauern. Auf einem der höchsten Türme stand der greise König Priamos und blickte hinab in die Wiesen am Skamander. Lärm und Staub der Schlacht trieben bis zu den Zinnen der Türme.
Wenn Priamos den Blick hob, erkannte er weit draußen im Felde, wo die tintenblauen Fluten des Meeres ihre Grenzen am weißen Strand fanden, das gewaltige Zelt- und Hüttenlager der Griechen. Die hölzernen Ruderschiffe waren an Land gezogen und aufgebockt. Das feindliche Heer hatte einen Graben mit Palisadenzaun um das Zeltlager aufgeführt. Zwischen diesem fernen Lager am Meeresufer und der auf einem Hügel liegenden Stadt Troja tobte die Schlacht.
Dieses Gefecht, dem die Trojaner von sicherer Mauerhöhe aus zusahen, schien entschieden. Die Griechen verfolgten die fliehenden Trojaner. Allen Streitern der Feinde voran wütete der Held Achill. Niemand vermochte dem riesigen Kämpfer standzuhalten. Die geschlagenen Truppen Trojas fluteten zur Stadt zurück.

„Öffnet sogleich die Tore und verteidigt sie!" befahl König Priamos. „Denn die Fliehenden wollen sich bergen! Doch laßt Achill nicht herein!"
So geschah es, und bald waren die trojanischen Streiter in Sicherheit, während die Griechen zornig gegen die Tore schlugen. Dicht gedrängt, Schulter an Schulter hinter ihren mannshohen Schilden verborgen, schritt die Hauptmacht der Griechen auf die Mauern zu.
Doch nein — nicht alle trojanischen Helden waren in Sicherheit. Der kühnste und stärkste von allen, der Sohn und Erbe des Priamos, Hektor, war draußen auf dem Felde geblieben.
Er stand in der Nähe des Turms, auf dem sich sein greiser Vater aufhielt und verzweifelt die Hände rang.
„Kehr zurück, mein Sohn!" rief er, und die alte Mutter Hekabe flehte: „Stell dich nicht dem rasenden Achill zum Kampf! Verbirg dich wie die anderen hinter den Mauern und schütze dich!"
Doch Hektor, der Anführer der Trojaner, wollte sich nicht auf der Flucht erblicken lassen. Was keiner gewagt hatte, wollte er wagen: sich dem furchtbaren Griechen Achill stellen. Er wußte, warum Achill heute so zornig war. Achill suchte Hektor, der ihm tags zuvor Patroklos, den liebsten Freund, erschlagen hatte.
Wie eine Herausforderung trug Hektor die Rüstung, die er dem toten Patroklos abgenommen hatte: Achills eigene Rüstung, die dieser dem Freund geliehen hatte.
Nun aber nahte Achill. Auf dem rotlockigen Haupt saß ihm der erzene Helm mit dem wehenden Roßkamm, der riesige Körper war fast ganz von metallenen Platten und Schuppen umhüllt, in der Rechten trug Achill die gewaltige Lanze, und an seinem goldbeschlagenen Gürtel klirrten das Schwert aus goldfarbener Bronze und die Streitaxt aus rötlichem Erz.
Überall wurde es still, sogar die griechische Schlachtordnung hielt inne. Die Rufe auf den Mauern Trojas erstarben.
Würde Hektor stehen bleiben und sich mit dem unüberwindlichen Achill messen? Selbst die olympischen Götter über den Wolken blickten gespannt auf das Kampffeld der skamandrischen Wiesen. Die Versammlung der Götter war in zwei Parteien gespalten, wie die Menschen.
Die einen wünschten den Sieg der Griechen, die anderen standen auf Seiten der bedrohten Trojaner. Die weise Göttin Athene — eine unverdrossene Freundin der Griechen — sagte zu ihrem Vater Zeus, dem Fürsten der Götter: „Nun ist es genug, Vater! Lange hast du diesen Hektor beschirmt. Seine Zeit ist abgelaufen."
Und Zeus, der Göttervater, nahm die Waage. Er legte die Todeslose für Achill und Hektor in je eine Schale und augenblicklich senkte sich die Schale mit dem Schicksal des Hektor.
Unterdessen hat Hektor es sich anders überlegt. Er weicht aus und läuft vor Achill davon. Der folgt ihm in rasselnder Rüstung nach. Auf diese Weise umkreisen die Helden viermal die Mauern Trojas. Wehklagen auf den Mauern und Triumphgeschrei im griechischen Lager begleiten sie.

Endlich ist Hektor schwer atmend an den Quellen des Skamander angelangt und hält inne. Auch Achill stützt sich schwer auf seine Lanze, um zu verschnaufen. Der Kampf muß jetzt wohl stattfinden.
Zuerst wechseln die Helden Reden. Hektor schlägt vor, man möge sich vorher gegenseitig zuschwören, daß der Sieger nicht die Leiche des Besiegten mißhandeln dürfe. Auch solle der Überlebende den Körper des Überwundenen an seine Freunde und Verwandten ausliefern.
Aber Achill erwidert finster: „Zwischen Löwe und Hund kann es keine Verträge geben! Einer von uns muß blutig zu Boden stürzen ... sonst nichts."
Dann hebt er die Lanze, schleudert sie mit Wucht, aber da sich Hektor gewandt bückt, fliegt sie ins Feld. Die Göttin Athene, die unsichtbar dabeisteht, gibt Achill die Lanze sofort zurück.
Inzwischen hat auch Hektor seinen Speer geworfen und getroffen. Achills Panzer jedoch ist undurchdringlich. Der Speer prallt ab und fällt zu Boden. Sogleich reißt Hektor sein gewaltiges Schwert von der Seite und stürmt gegen Achill an. Der Grieche wartet den ersten Hieb nicht ab, sondern dringt, wohlgedeckt vom erzenen Schild, mit nickendem Helm und flatternder Mähne auf den Feind ein. Da er die Lanze wieder in der Rechten hält, ist er Hektor weit überlegen.
Mit raschem Stoß stößt er das funkelnde Erz der Spitze dem Gegner in den Hals. Hektor stürzt zwischen die Blumen und Gräser am Skamandrischen Quell, der sich rot von seinem Blute färbt.
Ehe er sein Leben verröchelt, fleht er Achill an:
„Ich beschwöre dich bei deinem Leben, laß meinen Leib nicht in euerem Feldlager von den Hunden zerreißen. Laß mir die Ehre des Scheiterhaufens zuteil werden!"
Heulen und Schreien kommt von den Mauern Trojas herüber, Siegesgebrüll von den Griechen. Die Gefährten Achills laufen herbei. Rosse werden gebracht. Achill zieht dem Besiegten zuerst die Rüstung aus. Dann bindet er den Leichnam mit den Füßen voran an den Schwanz wilder Pferde. So läßt er Hektors sterbliche Hülle ins Lager der Griechen schleifen.
Tags darauf erscheint König Priamos mit einem Gefolge von alten Männern und Frauen im Lager der Griechen. Sie tragen Trauergewänder, Asche auf dem Haar, und alle klagen herzzerbrechend. Priamos hat reiche Geschenke: Gold, Elfenbein, Purpurgewänder und erzenes Gerät mitgebracht. Er will den Leib seines Sohnes einhandeln.
Zuerst ist Achill wütend, schon faßt er zum Schwert. Aber dann ergreift ihn Mitleid. Er sieht den Schmerz des alten Vaters, die Trauer der Verwandten. So nickt er gewährend. Die Trojaner kehren mit dem Leichnam in die belagerte Stadt zurück. Dort wird Hektor gewaschen, gesalbt und mit weißen Kleidern angetan. Weinende und klagende Volksscharen ziehen an seiner Bahre vorüber.
Ein zwölftägiger Waffenstillstand wird ausgehandelt. In dieser Zeit schaffen die Trojaner edle Hölzer aus den Waldungen heran. Die Gespanne mit Maultieren und Stieren rollen in langer Reihe. Ein gewaltiger Scheiterhaufen entsteht auf der Skamandrischen Wiese.

Dort häufen die Verwandten und Freunde auch alle Gaben auf, die sie dem Toten ins jenseitige Land mitgeben: Wagen und Pferde, Nahrung, Geräte, Werkzeuge, Waffen und kostbaren Schmuck. Alles wird mit duftenden Ölen und Salben übergossen und endlich unter Wehklagen in Brand gesetzt. Als alles niedergebrannt ist, sammeln die jüngeren Brüder Hektors das weiße Gebein und die Asche in ein kostbares Kästchen. Das wird mit wohlriechendem Purpurtuch umhüllt und in eine Gruft versenkt. Darüber schütten die Trojaner einen hohen Erdhügel auf.
Dann ziehen sie, angeführt von ihrem König Priamos, in die Stadt zurück, das Totenmahl zu begehen.
Niemand ahnt in dieser Stunde, daß im Ratschluß der Götter auch schon der Fall und Tod des Helden Achill beschlossen ist. — Nicht lange mehr wird es währen, und der Held aller Helden wird stürzen, so wie am Ende Trojas ragende Mauern und Tempel zum Untergang bestimmt sind.

Um 900 v. Chr.

Der Heldensänger Homer

In mehreren aufeinanderfolgenden Wellen waren die Vorfahren der Griechen in die Halbinsel eingewandert. Sie ließen sich in dem fast menschenleeren Land nieder, nachdem sie viele Kämpfe mit umwohnenden Völkern und wilden Tieren bestanden hatten. Griechische Seeräuber zerstörten auch die blühenden Städte auf der Insel Kreta. Doch das größte Erlebnis des jungen Volkes war der gemeinsame Feldzug gegen die Stadt Troja auf dem asiatischen Ufer des Meeres gewesen.
Nun hatten sie sich weithin zerstreut. Das Land war zerrissen in kleine Täler, Buchten, Halbinseln und winzige Gaue. Da es zudem felsig, karg und voller Wälder war, sahen sich viele Griechen zur Auswanderung gezwungen. Über die zahllosen Inseln des Ägäischen Meeres fuhren sie ans Gegenufer Kleinasiens. Jede Stadt und jede Insel lebte für sich. Und doch gab es etwas, das wie ein unsichtbares Band alle Griechen zusammenschloß.
Sie hatten eine gemeinsame, wohltönende Sprache und in dieser Sprache eine Anzahl langer Gedichte, die sich allgemeiner Beliebtheit und Achtung erfreuten. Diese Dichtungen erzählten von Göttern, sagenhaften Helden der Urzeit und von jenem zur Legende gewordenen Trojanischen Krieg. Auch war ein farbenbuntes Lied über die Abenteuer entstanden, welche Held Odysseus bei seiner Heimfahrt vom Trojanischen Krieg erlebt hatte. Diese Abenteuer spielten fast alle auf dem Meer, auf Inseln, in See-Engen und an unerforschten Stränden.
Denn die Griechen waren große Seefahrer geworden. Da ihnen das karge Land nicht genug zum Dasein schenkte, waren sie als Fischer, Seeräuber und Händler

auf die See hinausgegangen und kreuzten kühn durch das Ägäische, das Schwarze und das Mittelmeer. Selbst in entfernten Gegenden hatten sie Kolonialstädte gegründet.

Die Insel Ios liegt in der Ägäis. Sie gehört zum Inselschwarm der Zykladen, der sich wie ein Bogen in Richtung Kreta hinzieht. Von Ios aus sieht man ringsum die dunklen Schatten der Nachbarinseln aus dem tintenblauen Meer aufragen. Im Norden unterbricht die Kontur von Naxos den Horizont.

In dem kleinen Hafenstädtchen gingen alle Dinge ihren gewohnten Gang. Die Fischer saßen am Hafen und flickten ihre Netze. In den offenen Werkstätten am Marktplatz drehten die Töpfer ihre Scheiben, andere bemalten die Schalen, Krüge und Töpfe, wieder andere schürten die Brennöfen. Der Esel des Müllers drehte den Mahlstein. An seiner Esse stand hämmernd, rußig und feuerumloht der Schmied. Auf dem Hang hinter den winzigen, aus Bruchstein, Lehm und Holz gefügten Hütten weideten Knaben die Herde schwarzer Ziegen und weißer Lämmer. Andere saßen fischend am felsigen Ufer. Nur die größeren Mädchen mußten den Müttern an den Webstühlen zur Hand gehen. Es war ein Tag wie jeder andere.

Und doch sollte dieser Tag einzigartig und denkwürdig werden.

Plötzlich erschallt von der Anhöhe der aufgeregte Ruf eines Hirten: „Schiff ahoi! Ein Dreiruderer kommt von Naxos herüber! Ein großes Schiff voller Männer!"

Sofort laufen die Fischer und Hirten, die Handwerker und Gemeindeältesten zusammen. Einige rüsten sich: wer weiß, welche Absichten das ankommende Schiff verfolgt.

Als es näherkommt, hat sich eine große Volksmenge am Hafen versammelt. Männer und Frauen tragen gleicherweise die weißen ärmellosen Umhänge, die Frauen etwas längere Röcke als die Männer. Einige Krieger haben die ledernen oder erzenen Panzer angelegt, die kühn geschweiften Helme aufgesetzt. Ihre Fäuste umklammern Speere, Schwerter und lange Lanzen, deren metallische Teile schon zum Teil aus blitzendem Eisen gefertigt sind.

Schweigend erwarten die Leute von Ios die Ankunft der „Triere".

Das hölzerne Schiff ist langgestreckt, mit einem etwa einen Meter hohen Bord aus Nußbaum gefügt. In der Mitte erhebt sich ein schlanker Mast, der an einer schrägen Raastange ein einziges Segel trägt. Auf dieses orange und weiß gestreifte Tuch haben geschickte Hände mit dunkler Sepia (das ist die Farbe, die der Tintenfisch gibt) einen feuerspeienden Drachen gemalt. Doch nun, angesichts des Hafens, holen die Schiffer das Segel ein. Auf erhöht angeordneten Bänken sitzen übereinander drei Reihen Ruderer. Ein Taktgeber schlägt auf einer Trommel den Rhythmus, nach dem die Männer rudern. Nun hat er ein langgezogenes Zeichen gegeben, und gleichzeitig stemmen sich die drei Reihen Ruder gegen die Fahrt des Schiffes, das sich langsam dem Kai nähert. Aus der mattengedeckten Bordhütte mittschiffs tritt der Kapitän hervor. Neben ihm erscheinen einige Passagiere.

Es stellt sich heraus, daß das Schiff aus der kleinasiatischen Hafenstadt Ephesus kommt, daß der Kapitän Handel sucht und friedliche Absichten hat. Doch das

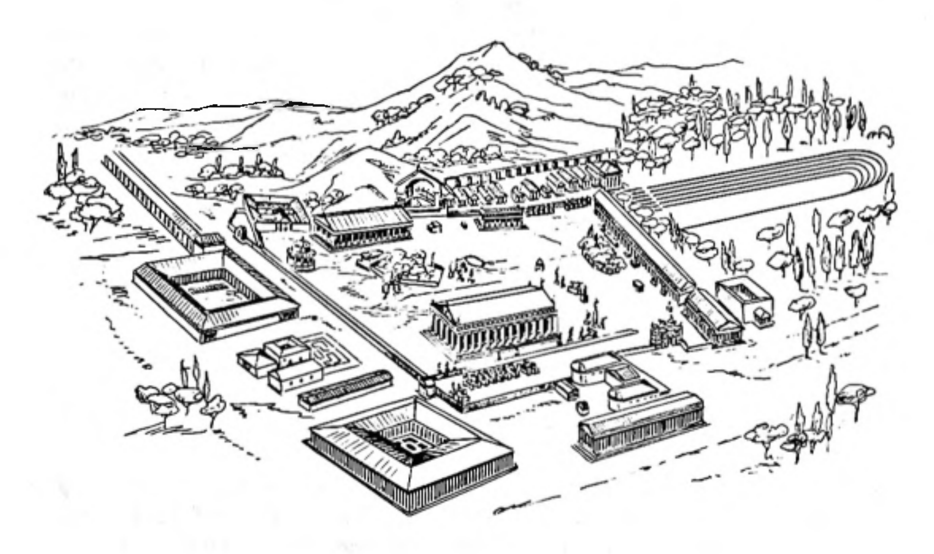
Aufregendste bei alledem ist für die Inselbewohner der alte, grauhaarige Pilger, der auf dem Schiff mitfährt. Er wird von einem Matrosen über die Laufplanke geführt, weil er blind ist. Seine Linke umklammert die siebensaitige Lyra — eine Art Zither. Und plötzlich spricht es einer aus:
„Der Sänger Homer ist auf Ios gelandet!"
Es gibt viele Dichter und Sänger, die von Stadt zu Stadt, von Insel zu Insel ziehen, um den Leuten in ihrer Einsamkeit Nachrichten und Kenntnisse von Göttern, Helden und Kriegern zu bringen. Doch keiner von ihnen kann sich an Ruhm mit dem blinden Homer messen. Er hat die alte Legende vom Kampf um Troja (oder Ilion, wie die Griechen sagen) in seinem Gedicht *Ilias* festgehalten und über die Irrfahrten eines keimkehrenden Helden die *Odyssee* verfaßt. Ganz Griechenland singt Teile dieser Lieder und gibt sie von Mund zu Mund weiter.
So ist es nicht verwunderlich, daß die Gemeindeältesten vortreten und die Besitzer der schönsten Hütten sich um Homer drängen, ihn einzuladen. Der Sänger ist Ehrengast, wohin er auch kommt.
Aber man erwartet von ihm, daß er mit Versen bezahlt.
Am späten Nachmittag hat sich halb Ios auf dem Marktplatz am Hafen versammelt. Homer sitzt erhöht auf einem umgestürzten Boot. Er stimmt die Saiten der Lyra, greift dann ins volle Spiel und erhebt seine kraftvolle Stimme. Halb singend, halb sprechend trägt er der ehrfürchtig lauschenden Gemeinde die Geschichte vom Kampf des Achill und des Hektor vor.

„Dort stand Priamos jetzo der Greis auf dem heiligen Turme,
Schauend auf Peleus' Sohn, den Gewaltigen; und wie vor jenem
Fliehender Trojaner Gewühl hertummelte, nirgendwo Abwehr
Noch erschien. Wehklagend vom Turm nun stieg er zur Erde . . ."

An manchen aufregenden Stellen des Gedichtes murmeln die Zuhörer sogar die Verse mit. Denn vom Mund zum Ohr und vom Vater zum Sohne ist die *Ilias* über Inseln, Städte und Buchten Griechenlands gewandert. Es gibt überall Leute, die lange Stücke auswendig können.
Stundenlang lauschen die Fischer und Handwerker von Ios dem Sprechgesang des blinden Dichters. Dann endlich löst sich die Versammlung auf. Homer läßt sich von einem Knaben an den Strand führen und sagen, was man dort sieht.
Mit der abendlichen Flut rudern Fischer an Land. Dicht vor Homer ziehen sie den Kiel ihres Bootes auf den Sand.
Homer fragt die jungen Fischersleute, ob sie etwas gefangen hätten. Die Männer sind zum Scherzen aufgelegt und antworten mit einem Rätsel: „Was wir fingen, ließen wir zurück. Was wir *nicht* fingen, bringen wir mit!"
Dieses Rätsel vermochte der kluge Homer, der weit und breit als der weiseste der Männer galt, nicht zu lösen. Er wurde krank vor Ärger. Man brachte den blinden Alten in eine Hütte, wo er Tag und Nacht über der Lösung brütete. Da er sie nicht fand, starb er vor Gram. Die Bewohner von Ios bestatteten ihn mit allen Ehren und errichteten ihm ein steinernes Grabmal.

So berichtet die Sage. Dabei war das Rätsel ganz einfach gewesen: die Fischer hatten nichts außer ihren eigenen Läusen gefangen. Die erjagten Tierchen ließen sie natürlich zurück, nur die nicht erwischten brachten sie wieder mit.
Homers Gesänge haben sich über zweieinhalb Jahrhunderte nur von Mund zu Mund weitervererbt. Es gab genug Sänger, die alle 18 000 Verse der *Ilias* und die rund 16 000 Verse der *Odyssee* auswendig konnten. Erst unter dem Athener Herrscher Peisistratos schrieb man die Heldenlieder Homers nieder. Sie blieben nach wie vor das geistige Band, das die Griechen vereinte, und noch Alexander der Große trug Abschriften davon als seinen teuersten Besitz bei all seinen Eroberungszügen mit sich.

500 v. Chr. | Die Ölzweige von Olympia



Als einige angesehene Bürger der Stadt Milet über die Schafweiden spazierten, sahen sie ein seltsames Schauspiel. Ein Hirtenjunge jagte hinter Feldhasen her und fing einen davon im vollen Lauf. Erstaunt über so viel Schnelligkeit riefen sie den Knaben zu sich und fragten ihn nach seinem Namen.
„Ich heiße Polymnestor!" antwortete der Junge.
„Dich wollen wir als Vertreter unserer Stadt nach Olympia schicken", sagten die Bürger.
Und als bald darauf das „heilige, das olympische Jahr" nahte, rüstete der Stadtrat von Milet den jungen Polymnestor aus, damit er mit dem Schiff übers Meer zu den Olympischen Wettkämpfen reise.

Diese Spiele zu Ehren des obersten Griechengottes Zeus waren schon 776 Jahre vor Christus gestiftet worden. Nach der Legende hatte dies der riesige Held Herkules getan, der auch die Wettkampfbahn: das Stadion, mit gewaltigen Schritten bestimmt hatte.
Seither rechnen alle Griechenstämme die Zeit nach Olympiaden, das heißt nach jeweils vier Jahren. Kommt dieses olympische Jahr, so ruht in allen griechischen Gauen der Kampf. Die Straßen und Wasserwege sind frei. Von allen Seiten ziehen aus der weit verstreuten Griechenwelt die sportlichen Kämpfer heran. Schiffe voller Pilger landen auf der Halbinsel Peloponnes, wo Olympias Weihestätte liegt.
Polymnestor macht große Augen, als er die Landschaft der olympischen Tempel und Sportstätten vor sich liegen sieht. Er naht sich ihnen inmitten einer riesigen Pilgerschar. Mit diesen Leuten ist er die „heilige Straße" vom Meerhafen über die sanften Hügel herübergewandert. Die Augustsonne brennt heiß auf die staubigen Wege. Eichenwälder und silbergraue Olivenhaine folgen dem weißen Band der Straße. Über duftende Ginster- und Lupinenhänge fliegt der Blick in ein zauberhaft schönes Tal. Wie eine grüne Kuppe steht mitten im Talgrund der Kronoshügel mit dem rauchenden Zeusaltar. Zwischen lockeren Baumgruppen schimmern schneeweiße Marmorbauten: Tempel, Schatzhäuser und bemalte Säulengänge. Goldziegel funkeln, und auf dem Giebel des Zeustempels breitet eine marmorne Siegesgöttin ihr Flügel. Durch die Lücken in mächtigen Blätterdächern glänzt der helle Sand des Stadions.
Tausende von früher eingetroffenen Zuschauern säumen die gepflasterte Feststraße, die sich zum Tor des „heiligen Bezirkes" von Olympia windet. Unterm Lärmen von Drometen und Kesselpauken rollen die ankommenden Viergespanne in Olympia ein. Fester wird der Marschtritt der Wettkämpfer und ihrer Begleiter.
Da stehen die Bildsäulen der Sieger. In Erz gegossen, aus Marmor gehauen, ragen ihre Gestalten auf den Sockeln: Speerwerfer, Diskusschleuderer, Ringkämpfer und Läufer.
Wird diesmal ein Knabe aus Milet einen Siegeskranz heimtragen?
Polymnestor zieht mit den ankommenden Olympioniken, den Trainern, Begleitern und Freunden zum Zeustempel. Hier werden Opfer dargebracht. Während unterdessen die Abenddämmerung herabsinkt, legen die Gesandten ferner Griechenstädte und Inseln in den „Schatzhäusern" zu Füßen des Kronoshügels kostbare Gaben nieder.
Nach einiger Zeit führen Festordner in weißen Gewändern die Wettkämpfer zum Rathaus von Olympia. Inzwischen ist es Nacht geworden. Überall lohen Fackeln und buntes Volksgewühl füllt die Plätze.
Im Rathaus sieht Polymnestor zum erstenmal die Kampfrichter in ihren purpurroten Kleidern. Sie geben die Kampfregeln bekannt und ermahnen zu ehrlichem, sportlichem Wettkampf.
Der Kampfleiter hält eine Ansprache und fragt danach, ob jeder Wettkämpfer sich gut für die Spiele vorbereitet habe, ob er ausreichend trainiert sei und an-

ständig gelebt habe. Denn zu den Spielen des Zeus darf nur kommen, wer reinen Herzens ist.

Dann erst werden Kämpfer, Trainer, Kampfrichter und Ringlehrer zum olympischen Eid aufgerufen. Sie treten vor, tauchen die Finger ins Blut der Opfertiere und schwören.

Die Festspiele dauern sechs Tage. Der erste ist ausgefüllt mit den Wettbewerben der Knaben. Voller Aufregung wartet Polymnestor auf den Lauf. Sein Trainer redet auf ihn ein. Vornehme Begleiter aus Milet beschwören ihn, seine Heimat würdig zu vertreten.

Am frühen Morgen wird Polymnestor zusammen mit den anderen Jungen in den dunklen Gewölbegang vom Tempelbezirk zum Stadion geführt. Nach der olympischen Vorschrift sind alle Wettkämpfer und Trainer nackt. Die braungebrannten Körper sind mit einer dicken Ölschicht bedeckt.

Als sie aus dem düsteren Gang ins sonnenbestrahlte Stadion einziehen, braust der tausendstimmige Begrüßungsruf: „Evoe! Evoe!"

Die Kampfrichter in ihren roten Mänteln marschieren rund um das Stadion. Sie grüßen zu den angeschütteten Dämmen hinauf, die als Tribünen das Kampffeld säumen. Hier stehen Kopf an Kopf die Zuschauer. Die Läufer haben sich inzwischen an der steinernen Ablaufleiste aufgereiht. Väter, Trainer und Begleiter erteilen ihnen letzte Anweisungen.

Der Trompetenruf der Herolde und eine kurze Ansprache eröffnen die Spiele. Dann fällt auch schon das Startzeichen!

Wie von der Sehne geschnellt stoßen sich die Knaben von den Vertiefungen der Startlöcher ab. Polymnestor ist gut weggekommen. Aber er startet vom Mittelfeld aus und muß sich mühevoll an anderen Läufern vorbeiarbeiten. Das Stadion gleicht einem brodelnden Kessel. Alle Landsmannschaften feuern ihre Lieblinge an.

„Polymnestor! Polymnestor!" schreien die Milesier und alle kleinasiatischen Griechen.

„Krates! Krates!" toben die Spartaner dagegen, und „Ariston! Ariston!" brüllen die Athener.

Doch Polymnestor ist schon mit Hasen um die Wette gelaufen. Mit Brustbreite Vorsprung geht er vor Krates an der Zielsäule vorbei. Dreißigtausend Menschen auf den Terrassen grüßen Polymnestor durch Heilrufe. Tücher wehen im Stadion, die Männer aus Milet empfangen den Sieger mit geöffneten Armen und Tränen in den Augen. Bescheiden tritt Polymnestor vor den Sitz der Kampfrichter und empfängt von ihnen als „vorläufigen" Preis den Palmzweig.

Die folgenden Tage sind wie wunderbare Träume für den jungen Polymnestor. Er erlebt die Pferderennen am zweiten Tag, den Fünfkampf (Lauf, Sprung, Diskus- und Speerwurf, Ringen) am dritten Tag. Am vierten finden ein Festzug und ein großes Opfer statt. Der fünfte Tag gehört den Laufwettkämpfen in voller Waffenrüstung und der sechste dem Ringen, dem Faustkampf und dem „Allkampf". An diesem letzten Tag der Spiele findet zudem die Siegerehrung statt.

Einen goldenen Schimmer legt die abendliche Sonne über das Tal des Alphaios. Aus den Zeltlagern wälzt sich die Volksmenge zum Kronoshügel.
Mit dem ersten Frühlicht hat ein Knabe, dessen Eltern noch leben, im heiligen Hain des Zeus von dem uralten Ölbaum mit einer goldenen Sichel Zweige abgeschnitten. Diesen Baum hat der Sage nach Herkules selbst gepflanzt.
Jetzt liegen die Ölzweige, zu Kränzen geflochten, auf elfenbeineingelegten Tischen vor dem Zeusaltar. Wogend füllt die Menge die weiten Plätze zwischen Kronoshügel und Zeustempel. Vor dem Altar werden den Siegern die Kränze ins Haar gedrückt. Jedesmal verkündet der Herold mit weitschallender Stimme Namen, Alter und Heimat des Olympiasiegers. Und er ruft auch: „Polymnestor, vierzehn Jahre, geboren in Milet: Sieger im Stadionlauf!"
Trompeten schmettern, die Menge schreit vor Bewunderung auf. Es ist die größte Stunde im Leben Polymnestors, als er mit dem silbergrauen Kranz in den Locken unter den Tempelsäulen steht. Bildhauer werden seine Gestalt verewigen, Dichter stimmen schon ihre Saiten zu seinem Lobpreis. Und seine Heimkehr nach Milet wird ein Volksfest sein. Man erzählt, daß Sizilien seine Olympiasieger mit dreihundert Schimmelgespannen einholt und andere Griechenstädte die Sieger von Olympia mit lebenslangem Ehrensold als Sportlehrer anstellen.

510 v. Chr.

Scherbengericht und Sieg der Demokratie

Dumpf dröhnen die erzenen Gongs von der Höhe der Akropolis. Klangsteine und Erzbecken auf dem Marktplatz der Stadt geben vom Tal her Antwort. Die hölzernen und aus grobem Haustein gefügten Tempel auf dem Felsen des Burgberges leeren sich. Eilends streben die Besucher über die Prozessionsstraße bergabwärts. Durch die Lücke, die der Areopag — der Areshügel der Alten — freigibt, sieht man auf das Töpferviertel und den großen Markt hinab. Auch dort gibt es langgestreckte Säulenhallen, große Gebäude und Tempel. Aufgeregt rennt das Volk in seinen weißen Kitteln und Mänteln durcheinander.
Athen ist zur Volksversammlung aufgerufen. Dorthin strebt nun alles. Der Platz ist eine schräg abfallende Fläche vor einer halbrunden Felswand gegenüber von Akropolis und Marktplatz. Er trägt den Namen Pnyx. Hier oben entscheidet das athenische Volk über sein Geschick. Doch erst seit rund dreißig Jahren darf das geschehen.
Jener Peisistratos, der einst Homers Gesänge hat aufschreiben lassen, war ein „guter Tyrann" gewesen. Aber ob gut oder böse: ein Diktator war er eben doch! Das bedeutete, daß er allein bestimmte, was in der Stadt Athen zu ge-

schehen hatte. Kein Bürger hatte etwas zu sagen. Die Macht lag bei der schwerbewaffneten Polizei und bei den Soldaten, die Peisistratos bezahlte.
Schon die Söhne des Peisistratos waren keine „guten Tyrannen" mehr. Sie mißbrauchten die Macht solange, bis sich das Volk gegen sie erhob. Der eine wurde ermordet, der andere floh zu den Persern.
Anführer des Aufstandes war der ehrliche und kluge Kleisthenes gewesen. Er führte dann eine andere Regierungsform ein, die er „Demokratie" nannte, weil *demos* (das Volk) *kratein* (regieren) sollte. Nicht die Großgrundbesitzer oder Geldleute, nicht der Adel oder die vornehmen Familien allein sollten herrschen, sondern die Gesamtheit der freien Bürger. Eine Versammlung freier Männer würde fortan über alle wichtigen Fragen abstimmen und die hohen Beamten der Stadt jeweils für ein Jahr wählen. Kam es wieder einmal zu schwerwiegenden Meinungsverschiedenheiten zwischen den Führern zweier Parteien, so sollte die Volksversammlung darüber entscheiden, welcher der beiden Streithähne die Stadt verlassen müsse.
Dieser Fall ist nun eingetreten. Athen schwankt zwischen den beiden Politikern Aristides und Themistokles. Der erste will das Landheer Athens verstärken und bei den Lebensformen der Väter bleiben. Doch der zweite sagt: wenn wir bestehen wollen, müssen wir aufs Meer hinaus, eine Kriegsflotte bauen und eine Welthandelsstadt werden. Über diese Fragen soll nun das Athenische Volk urteilen.
Deshalb dröhnen die Gongs, darum schlägt man die Klangsteine und aus diesem Grund setzt sich jung und alt zur Pnyx in Bewegung.
Kreon, der Töpfer, flucht nicht schlecht, als ihm die Nachbarn zurufen, er möge zur Volksversammlung kommen. Er hat viel Arbeit, eilige Aufträge, und es paßt ihm gar nicht, Zeit zu versäumen. Aber ein städtischer Beamter, der vor seiner Werkstatt erscheint, klärt ihn auf, daß Wahlrecht auch Wahlpflicht bedeutet.
Es gibt noch mehr Leute, die sich von Volksversammlung und Politik drücken wollen. Deshalb schickt der Hohe Rat Athens die Polizisten aus. Je zwei dieser bärtigen Männer gehen dicht an den Hauswänden eine Gasse entlang. Zwischen sich halten sie einen Strick gespannt, der mit rotem Pulver eingestaubt ist.
Es gibt für die Fußgänger keinen Ausweg! Entweder müssen sie vor dem Strick herlaufen und werden so direkt zur Pnyx getrieben, oder sie versuchen über das Seil zu springen. Dann schnellen die Polizisten den Strick hoch, und die Drückeberger bekommen rote Striche auf ihre weißen Kleider. Weiter hinten aber kommen andere Polizisten und kassieren von jedem, der rot gezeichnet ist, eine Geldstrafe.
So kommen die Töpfer, Silberschmiede, Lederarbeiter und Bäcker aus ihren Werkstätten. Die Maurer verlassen die Baustellen, die Händler sperren ihre Buden ab und gehen. Aus den vornehmen Villen am Stadtrand rollen die Zweigespanne der reichen Herren und streben dem Felsrund der Volksversammlung zu. Dort oben am Nymphenhügel sind unterdessen die aufragenden Felsgrate, ja selbst Zypressen und Pinien von Buben und Mädchen besetzt. Nichtstimmberechtigte Fremde, Frauen, Sklaven und Jugendliche umstehen in dichten

Mauern den Platz. Schon hat ein Ratsmitglied die Versammlung eröffnet. Jeder der beiden Parteiführer darf dem Volk seine Meinung darstellen. Erst redet Aristides; dann steigt Themistokles auf die in Stein gehauene Tribüne und spricht.

Am Ende diskutiert die Versammlung und schreit und lärmt durcheinander. Wieder ertönt ein dumpfer Gong, und es wird still.

Der Versammlungsleiter ruft zur Abstimmung auf. Städtische Sklaven haben von der Töpferstadt ganze Karrenladungen von rotbraunen Scherben herbeigeschafft, die nun unter die stimmberechtigten Männer verteilt werden.

Wer dafür ist, daß Aristides aus der Stadt verbannt wird, muß ein A auf die Scherbe kritzeln. Wer gegen Themistokles stimmen will, zeichnet ein Th.

Eine Weile ist es ruhiger, weil alle dabei sind, die „Ostrakoi" oder Scherben zu beschriften. Trotzdem flammen immer wieder Streitgespräche auf. Dann kommen die Stadtknechte mit Körben und sammeln die Scherben ein. Der Rat selber zählt sie aus.

Unter tiefem Schweigen der Versammlung wird das Ergebnis verkündet: Aristides wird von mehr als sechstausend Stimmen verbannt. Themistokles und die moderne Partei haben gesiegt. Athen wird endgültig aufs Meer gehen, seine Flotte vergrößern und Seemacht werden.

Ein Jahr später tobt der große Perserkrieg über Griechenland. Die Stadt Athen wird erobert, die hölzernen Tempel auf dem Burgberg werden ebenso niedergebrannt wie die Häuser und Werkstätten zu Füßen der Akropolis.

Aber die Athener haben sich auf die von Themistokles vorsorglich gebauten Schiffe gerettet. Fast alle Griecheninseln und Städte haben ihre Kriegsschiffe den Athenern zu Hilfe geschickt. Sie liegen im Golf vor der Stadt bei der Insel Salamis.

Flüchtende kleinasiatische Griechen bringen Botschaft von der ungeheueren Übermacht der persischen Flotte. In der Nacht sieht man vom Meer aus die Flammenwand Athens im Norden stehen. Die Ufer gegenüber Salamis bedecken sich mit unübersehbaren Heerscharen der Feinde.

Voller Sorgen geht Themistokles auf dem Verdeck seines Führerschiffes auf und ab. Es ist tiefe Nacht. Seine Späher haben ihm mitgeteilt, daß ihn die Geschwader der Spartaner, der Inselgriechen und anderer Städte verlassen wollen. Sie alle fürchten die bevorstehende Seeschlacht.

Ein Kahn stößt an das Schiff des Themistokles. Ein vermummter Mann geht an Bord: der verbannte Aristides.

Obschon Todesstrafe auf unerlaubte Rückkehr steht, ist der getreue Sohn seiner Stadt in der Stunde der Not heimgekommen. Sein einstiger Todfeind Themistokles umarmt ihn gerührt.

Dann entschließt er sich zu einem gefährlichen Schritt.

Demokratie ist gut und schön, aber manchmal muß der Kleinmut des Volkes zur rechten Entscheidung angespornt werden. Themistokles schickt seinen vertrauten Sklaven zum Perserkönig und läßt ihm mitteilen: „Themistokles will dir wohl! Sperre sofort die Bucht ab; denn die Griechen wollen fliehen!"

Als die Morgensonne aus der tintenblauen Flut steigt und die Nebel über den Wellen weichen, sehen die kleinmütigen Griechen die ganze Bucht durch die feindliche Flotte abgesperrt. Jetzt können sie nicht mehr fliehen und müssen gemeinsam für die Erhaltung ihres Volkes kämpfen.
Sie gewinnen in verzweifeltem Kampf die Seeschlacht von Salamis und jagen die Perser nach Asien zurück.
Eine neue Blütezeit wächst aus den Ruinen.
Auf den Trümmern des alten, aus Holz, Lehm und Bruchstein gebauten Athen ersteht das neue mit Marmortempeln, herrlichen Säulenhallen, erzenen Statuen und prächtigen Straßen. Ein freies und kluges Volk regiert sich selbst durch die Männer, die es sich wählt. Perikles wird Staatsführer: er hat als Achtzehnjähriger auf dem Schiff des Themistokles mitgekämpft. Seine Freunde sind Dichter, Künstler und Gelehrte.
Für eine kurze, aber wunderbare Zeit wird Athen die geistige Sonne der alten Welt. Dann aber zerstört es seine Blüte und sich selbst durch sinnlose Kriege und Parteienstreit.

Um 325 v. Chr.

Ein Feldpostbrief aus Indien



Diesen Brief schreibt Ariston, der als Soldat mit Alexander dem Großen mitzog, an seinen Vater Kleobulos nach Athen.
Lieber Vater! Als es damals vor neun Jahren hieß, der König suche Soldaten, um gegen die Perser zu marschieren, habe ich mich gemeldet. Ich weiß, mein Vater, daß Du dagegen gewesen bist. Du sagtest: Kriege sind immer von Übel.
Ich aber und viele andere junge Leute dachten an Homers Gesänge vom Trojanischen Krieg und daß wir Griechen noch eine Rechnung mit den Persern zu begleichen hätten. Sind nicht sie es gewesen, die damals Athen in Schutt gelegt haben? Nun würden *wir* sie besuchen und bei dieser Gelegenheit schöne Beute machen!

Es wurde das größte Abenteuer, das Soldaten seit dem Trojanischen Kriege je erlebt haben. Mit kaum 15 000 Mann zog unser König Alexander aus, ein Weltreich zu erobern. Geld hatte er beinah keines — heute ist er der reichste Mann des Erdkreises.
Ich kann nicht schildern, in welch großartige Länder und riesige Städte wir kamen, was wir an seltsamen Dingen und fremdartigen Menschen sahen! Alexander gewann alle Schlachten. Er war unwiderstehlich. Als wir in die kleinasiatische Stadt Gordion kamen, zeigten uns die Priester im Tempel einen Götterwagen. Seine Deichsel war mit einem kunstvollen Knoten festgemacht. Sie sagten: „Wer diesen Knoten lösen kann, wird der Herr Asiens! Aber kein Sterblicher hat ihn bisher gelöst!"
Unser Herr Alexander probierte nicht lange herum. Er zog das Schwert, durchschlug den Knoten, und die Deichsel fiel zu Boden.
Tatsächlich ist er durch das Schwert der Herr Asiens geworden.
Als er in einer schrecklichen nächtlichen Schlacht in der Ebene von Issos die gewaltige Übermacht der Perser schlug, fiel nicht nur die Familie des Perserkönigs Darius, sondern auch das ganze Hoflager in unsere Hände. Wie staunten wir vor den Krügen voller Edelsteine, den mit Gold gefüllten Schalen, den Truhen voller Goldmünzen, den Ballen kostbaren Tuches und den Badewannen aus Halbedelstein! All diese Schätze überließ Alexander seinen Soldaten. Er selber nahm einzig ein kostbares Kästchen, um darin seine geliebten Buchrollen von Homers Liedern zu verwahren.
Dann marschierten wir in immer heißere Länder. Die reiche und mächtige Seestadt Tyros konnten wir erst nach dreiviertel Jahren erstürmen, nachdem Alexander einen Damm ins Meer gebaut hatte. Im Reich Ägypten fuhren wir auf dem Nilstrom: zwischen Schilfwäldern, aus denen Krokodile und Nilpferde hervorkamen. An einem Mündungsarm des Stromes ließ Alexander eine neue Großstadt begründen, die seinen Namen erhielt.
Im folgenden Frühjahr zog das Heer wieder nach Asien zurück. Großkönig Darius hatte eine neue Armee aufgestellt. Doch wir schlugen auch diese, jagten Darius in die Flucht und marschierten in der Hauptstadt des Weltreiches, in Babylon, ein.
Lieber Vater! Dagegen ist Athen nur ein Dorf! Welche Tempel und Türme gibt gibt es hier, welche Prachtstraßen und welches Volksgewühl!
Ich glaube, meine Brüder und Schwestern zu Hause würden mich und meine griechischen Kameraden kaum wiedererkennen. Wir haben in all den fremden Städten viel dazugelernt, wir sprechen fremde Sprachen und tragen ausländische Kleider. Alle sind wir reich geworden und verfügen über Diener, Schätze, Wagen und Pferde.
Doch auch die besiegten Perser, Ägypter oder Babylonier haben von uns gelernt. Man sagt uns oft: „Ihr habt uns gezeigt, daß der Mensch frei sein kann! Jetzt begreifen wir erst, was Menschenwürde bedeutet und daß aufrechte Männer selbst vor ihrem König aufrecht bleiben!"
Diese Asiaten hatten die Sitte, sich nur kriechend ihren Herrn zu nahen und die Könige anzubeten. Keiner von ihnen war frei, keiner war seines Lebens

oder Besitzes sicher, weil alles von der Laune der Mächtigen abhing. Das ist unter Alexander anders geworden, obschon auch er anfing, den Großkönig zu spielen.
Heute sind Griechen oder Makedonier Statthalter, Minister und Bürgermeister. Wir Sieger verwalten die ausgedehnten Länder, und die Völker fangen an, Griechisch als allgemeine Sprache zu erlernen. In den Städten baut man Tempel und Paläste nach unserem Geschmack. Kaufleute aus Athen, Korinth oder Milet treiben Handel mit Ländern, von deren Vorhandensein man vor einem Menschenalter nichts wußte.
Mit dem Einzug in Babylon und dem Tod des Großkönigs Darius schien der Krieg zu Ende zu sein. Aber unsern König Alexander hielt es nicht lange in der Stadt. Das Regieren wurde ihm langweilig. Eines Tages verwandelte er sich in den Eroberer zurück. Das Abenteuer ging weiter. Es hieß, der König wolle sein getreues Heer durch Wüsten, Gebirge und unbekannte Länder bis in das sagenhafte Land Indien führen.
Auf dem endlosen Marsch nach Osten hat Alexander wohl mehr als ein Dutzend Städte gegründet, die seinen Namen erhielten. In seinem Gefolge ritten auch zahlreiche Professoren und Gelehrte, die ihm sein alter Lehrer Aristoteles geschickt hatte. Diese Herrn sollten alle Seltsamkeiten über Geographie, Geologie, Tier- und Pflanzenkunde, über fremde Völker und ihre Religionen erforschen und aufschreiben. Nach unsagbaren Mühen und Abenteuern erreichten wir jenseits zerklüfteter Gebirge das Land der fünf Ströme, deren größter Indus heißt.
Hier trat uns der mächtige König Poros entgegen.
So etwas wie dieses indische Heer hat noch keiner im alten Griechenland gesehen. Als wir aus den Schilfwäldern hervorbrachen und die langen Lanzen senkten, erhob sich aus der Steppe eine riesige Staubwolke. Ein gewaltiger Halbkreis von grauen Kolossen stieg aus dem Tal empor. Es waren baumhohe Kriegselefanten, auf deren Rücken hölzerne Türme voller Bogenschützen schwankten. Rechts und links von den Elefanten ritten in unübersehbaren Massen wunderbar gerüstete Krieger.
Diese Inder müssen sehr reich sein. Jeder Reiter war in einen stählernen Schuppenpanzer gehüllt, trug einen spitzen Helm, der mit Reiherfedern geschmückt war. Um die Schultern wehten bunte seidene Mäntel, und selbst die Rosse waren gepanzert und mit bunten Prunkdecken geschmückt. Nach ihren Reiherfedern, die ein Zeichen der Herren sind, nennen sich diese Inder auch „Rajas" oder, wenn sie große Herren sind, „Maha-Rajas".
Meine Lieben zu Hause, ihr könnt euch denken, wie wir erschraken, als diese Masse Elefanten uns angriff! Und doch gab es ein Mittel gegen sie, das uns befreundete Inder sogleich anrieten.
Wir zündeten Strohwische an, die wir auf die Spieße steckten. Andere besorgten sich rasch kleine Ferkel, an deren Schwänzen sie drehten. Weder den Feuerbränden noch dem Gequieke der Schweinchen hielten die Elefanten stand. Sie wandten sich rückwärts und zertrampelten das eigene Fußvolk der Inder.
So gewann Alexander der Große auch diese Schlacht.

Nun aber hatte die Armee genug vom Abenteuer. Frei, wie der Grieche eben ist, sagten wir dem König, daß wir heimkehren wollten. Da fand er sich damit ab, baute zwölf Riesenaltäre am Indus und teilte sein Heer. Ich kam zur Masse, die zu Fuß den Weg zurück suchen wird. Einige Fußkranke und Glückliche wurden dem Admiral Nearchos beigegeben. Der marschiert indusabwärts, baut Schiffe und segelt immer entlang der Küste westwärts, bis er den Persischen Golf und die Stadt Babylon erreicht. Dem Nearchos gebe ich diesen Brief mit; denn ihr sollt wissen, meine Lieben, daß euer Sohn und Bruder Ariston in diesen Jahren Oberst geworden ist und mit dem König und seinen Anführern freundschaftlich verkehrt.

Ich gehe gern mit Alexander. Es gibt keinen Helden, der ihm gleich wäre — höchstens der sagenhafte Achill des Homer.

Als wir einmal in einer wasserlosen Wüste alle beinah am Verdursten waren, kam ein Soldat zu Alexander und brachte ihm einen Helm voll Wasser. Was tat unser König?! Er schüttete das köstliche Naß in den Sand und sagte: „Für *einen* zuviel! Für *alle* zuwenig!"

Versteht Ihr nun, warum jeder Soldat und Maultiertreiber für solch einen Heldenkönig durch Wüste, Wildnis und Hölle geht?

Nun muß ich schließen. Nearchos geht an Bord. Wir aber verlassen das Stromland und marschieren der Wüste entgegen.

Dies berichtet Euch Euer Sohn Ariston, der „Führer von Tausend".

Um 472 v. Chr. | Als griechischer Gesandter in Rom

Etwa ein Menschenalter nach dem Tod des großen Alexander streiten sich die Generale um die Reste des Weltreichs.

Einer dieser kleinen Zaunkönige heißt Pyrrhus und stammt aus der griechischen Landschaft Epirus. Als ihn die süditalienische Stadt Tarent zu Hilfe ruft, landet er mit einem Heer auf italienischem Boden. Es ist nach der Art des Alexanderheeres gerüstet und ausgezeichnet gedrillt. Da die Griechen inzwischen die ganze Welt des Ostens erschlossen haben, führen sie auch Kriegselefanten als „Panzerwaffe" mit sich.

Pyrrhus gedenkt, im Westen zu tun, was Alexander im Osten geschaffen hat. Er will in Italien und Sizilien ein Reich gründen. Das müßte um so leichter gelingen, als im Süden Italiens viele griechische Kolonialstädte liegen: Tarent, Paestum und Neapel etwa auf dem Festland, Syrakus, Messina und Catania auf Sizilien.

Diese alten Griechenstädte sind neuerdings durch das Vordringen eines kriegerischen Bauernvolkes bedroht, dessen Heimatstadt *Rom* heißt und das in der mittelitalienischen Landschaft Latium wohnt. Jeder dieser Bauern ist zugleich Soldat oder „Legionär". Die Großgrundbesitzer oder „Patrizier" sind ihre An-

führer. In strenger Ordnung marschieren die römischen Legionen gegen die umliegenden Stämme und Völker. Schon haben sie ganz Mittelitalien unterworfen und greifen nun nach dem Süden. Pyrrhus stößt auf die Römer und gewinnt — dank seiner Elefanten — die grimmigen Schlachten von Heraklea und Asculum. Die römischen Bauernsoldaten wollten nicht wanken und weichen, selbst als die Schlacht schon verloren war. Deshalb blieb fast die Hälfte des Römerheeres tot auf dem Felde. Der Krieg ist für Pyrrhus gewonnen. Er schickt seinen Minister Kineas nach Rom, um den Frieden auszuhandeln.

Dieser Kineas ist ein gebildeter, vornehmer Herr, der in den großen Städten Athen, Babylon und Alexandrien gelebt hat. Er kennt die hohen Schulen und herrlichen Tempel der Griechenwelt, spricht mehrere Sprachen und hat viele Bücher gelesen. Von der Bauernstadt Rom erwartet er sich nicht viel. Trotzdem ist er enttäuscht, als er nur ein großes Dorf vorfindet.

In weiträumigen Schleifen windet sich der Tiber durch das Tal. Über sieben bewaldete Hügel hingestreut sind die massigen Gehöfte des römischen Stadtadels: grobe, aus Felsbrocken, Lehm und Fachwerk gefügte, stroh- und schilfgedeckte Bauernhöfe. Die meisten liegen fensterlos, nach innen gewandt, wie kleine Festungen auf den Hügeln. Hoch über den graugelben Felsen des Capitols erhebt sich die Burg mit dem Jupitertempel. Gemauerte Treppen führen zum Marktplatz, dem Forum, hinunter. Dort steht an der Schmalseite der finstere Ziegelbau der Curie: das Rathaus und zugleich das Herz der Stadt. Die Tempel sind schlicht und abweisend, ohne Säulen. Ihre Namen klingen seltsam: Juno Moneta, die „Mahnerin"; es gibt Tempel mit den Zunamen „Honor", Ehre; „Virtus", Tugend; oder „Concordia", Einigkeit.

Das Volk selber ist straff in Klassen eingeteilt: die Patrizier oder „Väter der Stadt" stehen ganz oben, die Proletarii, die nichts besitzen, dienen als Knechte und Tagwerker den Gutsherren.

Kineas und seine Begleiter werden als Gäste des Senats natürlich in einem vornehmen Hause einquartiert. Aber selbst dieser Gutshof ist — am Geschmack der Griechen gemessen — mehr als einfach.

Meist sitzt die Familie mit ihren Gästen in einem finsteren, rußgeschwärzten Raum beisammen, der Atrium heißt und in dem vor den Altären der Hausgötter ein ewiges Feuer qualmt. So armselig oder einfach ist dieses Rom, daß die Regierung das Silbergeschirr für das Empfangsessen, das sie dem Kineas gibt, in der ganzen Stadt zusammenborgen muß.

Die Familienväter sind in Rom soviel wie kleine Könige. Nicht nur, daß der Ältervater einer Sippe beinah über Leben und Tod bestimmt und von allen aufs höchste geachtet wird. Die Versammlung der dreihundert vornehmsten Väter, Senat genannt, entscheidet auch über Gesetze, über Krieg und Frieden. Sie ist es, die den hohen Beamten Anweisungen gibt, was zu tun sei. Die höchsten dieser Beamten heißen Konsuln.

Nach ein paar Tagen teilt man dem Kineas mit, daß er an einer öffentlichen Senatssitzung teilnehmen könne. Rom wird ihn anhören und dann über einen Frieden beschließen.

In seiner mitgebrachten griechischen Sänfte läßt sich Kineas zum Forum Romanum hinabtragen. Die Träger gehen durch eine schweigende Mauer zusammengeströmten Volkes. Rechts und links stehen Tempel und Marktbuden. Unmittelbar vor der Straße, im gewachsenen Fels des Capitols, gähnen die vergitterten Löcher des „Carcer", eines römischen Gefängnisses.
Unterhalb des Capitolinischen Felsens liegt die Curie. Heute jedoch, da man offenbar das ganze römische Volk als Zuhörer erwartet, ist vor diesem finsteren Bauwerk eine treppenförmig ansteigende Tribüne aufgerichtet, die „Comitium" heißt. Der Ratsbote, der die Sänfte des Kineas begleitet, weist auf eine kleinere Holzgalerie, die der großen Tribüne gegenüberliegt.
„Dort wirst du sitzen, Kineas!" sagt er. „Das ist die ‚Graecostasis' – der Sitz für die Griechen und Ausländer!"
Vor dem Tagungsort stehen in doppelter Reihe weißgekleidete Patriziersöhne mit geschälten Stöcken. Da innerhalb der „Bannmeile" das Tragen von Waffen verboten ist, führen sie nur Stäbe mit sich. Auf der großen Tribüne sitzen steif wie Figuren dreihundert Greise: die Senatoren. Jeder einzelne hat die Toga, einen faltenreichen, mit breitem Purpursaum versehenen Mantel, um sich geschlungen, die Schuhe sind rot bebändert.
Als Kineas unter dem feindseligen Gemurmel der Menge die Graecostasis besteigt und Platz nimmt, bemerkt er die beiden Prunksessel am Fuße der Senatstribüne. Sein Begleiter erklärt ihm, daß dies die Throne der beiden Konsuln seien. Jetzt erscheinen die beiden höchsten Staatsbeamten. Zwölf Gerichtsbeamte schreiten ihnen voraus. Sie tragen als Zeichen der Strafgewalt Rutenbündel und Beile.
Die Versammlung wird eröffnet. Jeder der beiden Konsuln vertritt einen Standpunkt: der eine führt alle Gründe *für* einen Friedensschluß auf, der andere diejenigen, die *dagegen* sprechen. Am Schluß erteilt man sogar Kineas das Wort. Der Grieche hat eine glänzende Rede aufgesetzt und macht dem römischen Volk klar, daß es gegen die Elefantenkorps und die Berufssoldaten des Pyrrhus nicht gewinnen könne. Außerdem habe Rom kein Heer mehr.
Schon werden in der Menge Zweifel laut, schon erheben sich auch im Senat Stimmen, die für einen Frieden sprechen.
Da geschieht etwas Seltsames.
Von der Hand eines Knaben geführt erscheint ein mächtiger Greis in der rotgesäumten Toga des Senators. Er ist blind, schreitet aber aufrecht zum Rednerpult.
„Appius Claudius!" flüstert man ringsum. Selbst Kineas weiß, daß Appius Claudius, einst Konsul, Senator und Feldherr, die erste steinerne Militärstraße zwischen Rom und Neapel erbaut hat. Was will dieser Alte aus der Vergangenheit vor dem Volke?
Appius Claudius erhebt seine kräftige Stimme. Er spricht von Roms Größe und davon, wie seine Bauernsoldaten nie geruht hätten, ehe ein Gegner besiegt gewesen sei.
„Römer", sagt er, „alt und blind, wie ich bin, wünschte ich nun auch, taub zu sein! Ich kann nicht mit anhören, wie ihr mit dem Feind verhandelt, bevor er

besiegt ist. Das Rom meiner Tage hätte nie mit einem Gegner gesprochen, solange fremde Truppen auf dem Boden Italiens standen!"
Als der Greis zu Ende gesprochen hat, liegt tiefes Schweigen über den Massen auf dem Forum. Dann tritt der eine Konsul vor und spricht: „Der Senat wird über den Antrag des Appius Claudius abstimmen!"
Dreihundert Senatoren erheben sich wie ein Mann. Das Volk bricht in rasendes Freudengeschrei aus.
Es wird kein Friede geschlossen. Rom wird bis zum letzten Mann kämpfen. Der Ratsbote weist Kineas an, die Stadt sofort zu verlassen.
So geht der Krieg in Unteritalien weiter. Er dauert noch fast zehn Jahre. Dann aber ist Pyrrhus besiegt und ganz Italien in römischer Hand. Als die Römer nun aber über die Meerenge von Messina gehen, betreten sie den Boden sizilischen Auslandes. Damit hat Rom eine wichtige Entscheidung getroffen: es beginnt sein Weltreich zu bauen. Indem die Römer die Hand nach der Mittelmeerwelt ausstrecken, dringen sie in die Bereiche der seemächtigen Karthager und Griechen ein. In den folgenden hundert Jahren müssen sie sich mit fast allen Völkern rings um das Mittelmeer messen.
Doch Rom hat dieses Meer längst zum „mare nostrum" — zu *unserem* Meer — erklärt.

265 v. Chr. | Die Feldschlacht auf dem Meer

Auf einer vorspringenden Halbinsel der nordafrikanischen Küste liegt die reiche und mächtige Handelstadt Karthago. Eine wuchtige Festung krönt die aufragende Felskuppe. Über haushohen Mauern lagern gewaltige Tempel, Lagerhäuser, Werkstätten und Handelshäuser. Rings um dieses Herz der Stadt dehnen sich weithin die Wohnbezirke. Der Strand ist von Werften, Anlegeplätzen und Schuppen übersät.

Der eigentliche Hafen besitzt zwei Becken. Das innere, kreisrunde umschließt eine Insel mit einem burgartigen Palast, in dem der Oberbefehlshaber der Meere wohnt. Im größten Ratssaal haben sich alle Kapitäne der Kriegsflotte versammelt. Das Staatsoberhaupt persönlich spricht zu ihnen. Dieser fette Mann namens Hanno ist in köstliche Gewänder gehüllt, mit Schmuck überladen und stark parfümiert. Auf die spiegelnde Glatze sind ihm mit Lack Verzierungen gemalt.

Hanno sagt: „Karthago schickt euch mit der ruhmreichen Flotte aus, um ein Ende mit diesen Römern zu machen. Wie wir durch unsere Spione erfahren haben, sind diese italienischen Bauern doch wirklich darangegangen, Schiffe zu bauen. Sie wagen sich aufs Meer hinaus!"

Gelächter erhebt sich im Saal. Hanno fährt fort:

„Eine Insel wie Sizilien kann man freilich nur mit Hilfe von Schiffen gewinnen. Aber, nun sagt mir, wie sollen Viehhirten und Pflüger zu guten Matrosen werden? Ich denke, daß ihr alten, erfahrenen Seehelden leichtes Spiel haben werdet ..."

Abermals braust Lachen durch den Saal. Der narbengesichtige Kapitän Bomilkar springt auf und ruft: „Ich sehe schon, wie die Römerschiffe gleich lahmen Enten übers Wasser dahertaumeln, wie den Bauern die langen Ruder durcheinandergeraten und dann ... Schon ziehen unsere Kreuzer elegante Bogen, gleiten plötzlich hart an den Römern vorbei und mit einem Schwung brechen alle Ruder der Feinde. Das wird ein Hauptspaß!"

„Bravo, meine Tapferen!" ereifert sich Hanno, „Macht es so! Und nun fahrt aus, die Kuhmelker vom Wasser zu jagen, wo sie nicht hingehören!"

Ganz ähnliche Gedanken bewegten vor einiger Zeit den römischen Konsul und Feldherrn M. Duilius. Er sah ein, daß der Krieg auf Sizilien nicht zu gewinnen sei, wenn die Karthager stets aufs Meer ausweichen oder neue Truppen landen konnten. Was er brauchte, war eine Flotte.

Wie aber sollte Rom sich über Nacht mit einer uralten Seefahrernation messen können; Wie wurden aus latinischen Bauern plötzlich gute Matrosen? Und wer baute die Schiffe?

M. Duilius ging in die inzwischen römisch gewordene Hafenstadt Neapel. Dort wohnten Griechen, die nicht weniger lang zur See fuhren als die Karthager. Der Konsul befragte eine Anzahl griechischer Schiffsbauer, Kapitäne und Seefahrer. Sie schüttelten alle die Köpfe.

„Schiffe könnten wir schon bauen", sagten sie, „und wir würden es auch die Römer lehren, wie man schnelle und gute Kriegsschiffe aus Balken und Eisen fügt."

„Am Strand liegt sogar ein Modell", bemerkte ein Werftbesitzer. „Der Sturm hat ein karthagisches Kriegsschiff angetrieben, und wir haben es eingeschleppt. Nach diesem Vorbild kann man römische Kreuzer bauen."

„Ja — aber", fuhr ein graubärtiger Kapitän fort, „Schiffe machen noch keine Flotte aus! Woher soll Rom die Matrosen nehmen, die sich mit Wind und Strömung, mit Wetter, Untiefen und Klippen auskennen?"

„Nein!" wandte ein zweiter Kapitän ein. „Das Wichtigste ist die gut eingeschulte Rudermannschaft! Wenn sie nicht genau im Takt rudert und wenn die Kapitäne nicht jedes Manöver beherrschen, tanzt so ein Kriegsschiff mit seinen drei Ruderreihen gleich einer Wasserspinne kreuz und quer auf den Wellen herum."

„Im Seekrieg", sagte ein alter Seeräuber, indem er seinen Stelzfuß tiefer in den Sand bohrte, „kommt alles darauf an, daß man die gewandtere Rudermannschaft hat. Die Schiffe umkreisen sich wie kämpfende Wölfe. Der geschicktere Kapitän vollführt das Manöver des Ruderbrechens, indem er hart am Bord des Gegners entlangstreicht. Das hilflos gewordene Schiff bohrt man dann mit dem eisernen Rammsporn auf Grund! Es kann ja ohne Ruder nicht mehr ausweichen!"

„Das klingt wenig ermutigend", brummte der Römer.

„Ist es auch nicht!" erwiderte der griechische Kapitän. „Woher nimmt Rom gute Ruderer? Und wie sollte es die erprobten Karthager in ihrer lange geübten Kampfweise schlagen?

Eine Weile dachte M. Duilius schweigend nach. Dann faßte er offenbar einen Entschluß.

„Rudern", sagte er, „kann man lernen. Noch heute will ich Gestelle bauen lassen, wo meine Legionäre an Land das Rudern im Takt lernen werden. Was aber die Seegefechte anbelangt, so wollen wir uns etwas ausdenken, was die Seeschlacht in eine Feldschlacht verwandelt. Denn, meine griechischen Freunde, das müßt ihr zugeben: als Schwert- und Speerkämpfer kommt niemand den römischen Soldaten gleich."

Die Griechen nickten zustimmend. Doch dann sahen sie sich verständnislos an. Wie konnte Rom den Seekrieg aufs sichere Land verlegen? Wie vermochte man Rudergewandtheit mit Schwertern zu schlagen?

Die Römer übten fortan auf tribünenartigen Gestellen das Rudern. Ein „Hortator" schlug mit dem Hammer auf einem hohlen Kasten den Takt für die verschiedenen Manöver: einmal mußten die Ruderer zur Rechten schneller schlagen, dann wieder stemmten sich die Ruderer zur Linken gegen die Wellen, und auf ein drittes Signal zogen alle kräftig durch.

So lernten die römischen Bauernsoldaten einigermaßen, ihre Schiffe in geradem Kurs zu bewegen, zu wenden oder Kurven zu schlagen. Den in langen Jahrzehnten geschulten Karthagern waren sie freilich noch lange nicht gewachsen.

Die Römer haben nun eine ansehnliche Kriegsflotte gebaut. In langer Kiellinie streben die Kreuzer von dem sizilianischen Hafen Messina entlang der Küste nach Palermo. Dort liegt die Hauptmacht der Karthager.

Deren Späher melden das Auslaufen der Römer durch den Rauchtelegraphen, indem sie von Höhe zu Höhe Signale geben. Daraufhin sticht auch die karthagische Kriegsflotte in See, um endlich den Römern die richtige Lehre zu erteilen.

Bei der Halbinsel Mylae stoßen die beiden Geschwader aufeinander.

Schwerfällig schwanken die Römerschiffe. Offenbar sind sie stark mit Truppen überladen. Doch was ragt da an den Seiten der Kreuzer wie ein Holzgerüst oder ein riesiger Bretterschild hervor?

Was es auch sei: die Karthagerkreuzer umkreisen schon die ruhig dahinziehenden Römer. Elegant ziehen sie Schleifen und stoßen dann zu. Unterm Siegesgeschrei der Karthager sausen ihre Schiffe dicht an den Römern entlang. Während sie selbst im letzten Moment die Ruder senkrecht stellen, zersplittern die Ruder der Feinde. Gleichzeitig werfen Matrosen aus den Mastkörben Gefäße mit glühenden Kohlen und lebenden Schlangen auf den römischen Kreuzer.

Plötzlich ein Krachen und Donnern: das Holzgerüst fällt wuchtig herab und verklammert mit eisernen Haken das karthagische und das römische Schiff. Wie eine feste Brücke bindet es die beiden Kreuzer aneinander.

Über die „Enterbrücke" drängen Mann an Mann, hinter Schilden verborgen, in Panzer gehüllt und mit blanken Schwertern die römischen Bauernsoldaten. Aus der Seeschlacht ist ein Landgefecht geworden. Nicht mehr die Schiffe, sondern die Männer ringen miteinander.
Deshalb also haben die Römer ihre Schiffe so stark überladen! Ihre Übermacht ist gewaltig. Die Geschicklichkeit der römischen Legionäre mit Schwert und Speer kommt voll zur Geltung. Schiff um Schiff der karthagischen Flotte geht auf solche Weise verloren.
Am Abend dieses für die Karthager schrecklichen Tages von Mylae fliegt mit geblähten Segeln ein Botenschiff nach Palermo zurück. Zum erstenmal ist Karthagos Seemacht geschlagen.
Rom hat gelernt, auch nach dem Meer zu greifen. Es tritt seinen unaufhaltsamen Weg zum „Imperium Romanum" an.

102 v. Chr. | Rom erbebt vor den Germanen

Germanische Stämme, die sich Teutonen, Kimbern und Abronen nannten, waren aus den Alpentälern hervorgequollen. Sie hatten alle römischen Sicherungstruppen verjagt, die Kastelle erobert und die Sperren durchbrochen. In endlosen Zügen wälzten sie sich mit Planwagen, Viehherden, Reitergeschwadern und Menschenmassen südwärts. Ihre Boten, die zunächst bescheiden und friedlich auftraten, sagten: „Unsere Stämme haben ihre Heimat im Norden verlassen. Seit Jahren wandern wir durch die Welt. Nun haben wir gehört, daß es bei euch gute Äcker, mildes Wetter, viel Sonne und herrliche Früchte gibt. Teilt uns Land zu, und wir wollen gute Untertanen Roms werden!"
So einfach, wie es sich die naiven Bauern aus dem Norden vorgestellt hatten, ging das nun nicht. Die Römer hatten vor allem Angst vor den Fremden. Diese waren ein kräftiger, blond- oder rothaariger, meist blauäugiger Menschenschlag. In ihren Leinenhosen und Kitteln oder gar in rohgegerbten Fellen, mit Ochsenhörnern oder Adlerflügeln auf den Lederhelmen und mit kurzen Eisenspeeren und Steinkeulen bewaffnet, sahen sie zum Fürchten aus. Hinter ihren Schildmauern aus Holz und rohen Ochsenhäuten stießen sie ein so markerschütterndes Schlachtgebrüll aus, daß die erprobtesten Legionäre blaß wurden.
Und diese Bauernkrieger wollten Neusiedler in Italien werden?
Nein! Rom dankte für solchen Zuwachs. Es schickte seine Heere ins Feld.
König Boiorix, der Anführer der Kimbern, kratzt sich verlegen den struppigen Schädel, als ihm seine Boten diese Nachricht bringen. Nun, ja, er kann die Römer begreifen! Wer gibt schon freiwillig gutes Ackerland her? So muß man eben gegeneinander kämpfen. Es ist nur recht, daß der Stärkere die Erde besitzt.
So befiehlt König Boiorix seinen Scharen zunächst, eine Furt über den breiten

Po zu suchen. Sie haben die Ebene durch das Etschtal betreten und lagern nun auf den Raudinischen Feldern. Als die Germanen in die Nähe der kleinen, schreckerfüllten Römersiedlung Vercellae kommen, sehen sie in der Ferne ein römisches Heer aufmarschieren.

König Boiorix läßt die Planwagen in einem weiten Kreis zusammenfahren. Eine Wagenburg entsteht, in deren Schutz Frauen, Kinder und — wenn es not tut — sogar die Viehherden geborgen werden können.

Dann ruft Boiorix den Boten zu sich. Das ist ein Germane, der weit in der Welt herumgezogen und dabei auch nach Italien gekommen ist. Dort hat er sich als Soldat bei den Römern anwerben lassen, hat die lateinische Sprache gelernt und kennt das Land, in dem man nun steht.

Dieser Mensch namens Fredegar ist selber ein halber Römer geworden. Heute dient er den Kimbern und ihrem König Boiorix als Dolmetscher und Bote. Er wundert sich immer wieder, wie schlicht, gutgläubig und töricht seine Landsleute sind.

König Boiorix trägt ihm auf, zu dem römischen Feldherrn zu gehen und dort auszurichten: „Nachdem es die Götter offenbar so wollen, daß wir kämpfen, wollen wir kämpfen. Wir Kimbern sind so stark, daß es uns gleichgültig ist, wo, wann und wie die Schlacht stattfindet. Deshalb überlassen wir es euch Römern als den Schwächeren, Ort, Zeit und Art des Kampfes zu bestimmen. Wer dann siegt, soll der Herr des Besiegten sein, und ihm soll das schöne Land gehören. Das aber werden wir Kimbern sein, weil wir so stark sind."

Die römischen Feldherrn Marius und Catulus können kaum glauben, daß ein Volk so ehrlich und ohne Falsch ist. Aber selbst Fredegar bestätigt ihnen, daß das Angebot des Kimbernkönigs ernst gemeint und ohne jeden Betrug sei.

Daraufhin teilen Marius und Catulus den Kimbern mit, die Schlacht könne morgen eine Stunde nach Sonnenaufgang auf den Raudinischen Feldern stattfinden, und die Römer würden von Süden her angreifen.

Die Botschaft erregt großen Jubel bei dem lagernden Bauernvolk. Endlich wird man eine Entscheidung haben. Dann kommt man noch zur Frühjahrsaussaat zurecht und kann die Äcker bestellen. Denn daran zweifelt niemand im Lager der Germanen, daß der Sieg bei ihnen sein wird.

König Boiorix kennt seine Männer. Jetzt sind sie nicht aufzuhalten, ein Fest zu feiern. Auf den Wagen führen sie Honigmet mit. In den römischen Gehöften der Poebene haben sie viel Wein erbeutet. Und es ist eine Schwäche der Germanen, daß sie beim Feiern von Festen unmäßig trinken.

Das große Fest hebt an. Ochsen werden am Spieß gebraten. Die Männer, die morgen kämpfen müssen, reißen sich große Stücke saftigen Fleisches ab. Aber sie schicken auch Braten, Brot und Wein in die Wohnwagen, wo die Frauen und Kinder sitzen und verstohlen hinter den Planen dem Treiben der Bauernkrieger an den Lagerfeuern zusehen. Die Germanen sind häuslich, gute Familien- und Hausväter, die ihre Frauen achten und ehren.

Aber sie haben auch andere und unangenehmere Eigenschaften, wie sie einem etwas groben und wilden Volke anstehen.

Wenn sie viel Met und Wein getrunken habe, werden sie immer mutiger. Sie schneiden auf, als hätten sie den Sieg schon errungen. Jeder will die größten Heldentaten verrichten. Es geht immer lärmender zu. Schließlich schwören sich an die tausend der tapfersten Krieger, keinen einzigen Schritt rückwärts zu tun. Damit dies auch ganz sicher sei, lassen sie sich in ihrer Betrunkenheit und ihrem Siegesrausch sogar mit Ketten an den Gürteln zusammenschmieden. So soll die erste Schlachtreihe morgen früh angreifen! König Boiorix ist stolz auf sein unüberwindliches Volk.
Dabei hätte er allen Grund, traurig über seine Torheit und die Narrheit seiner Krieger zu sein. Denn er, der germanische Bauer, vertraut darauf, daß die anderen ebenso ehrlich sind wie er.
Das ist aber nicht der Fall. Marius und Catulus greifen nicht eine Stunde *nach* Sonnenaufgang, sondern bereits eine Stunde *vor* Sonnenaufgang an. Und sie kommen nicht von Süden, sondern von Osten, so daß die glühende Morgensonne die Germanen blendet und man sie gegen die Sümpfe drängen kann.
Wütend stürzen sich die noch Trunkenen und halb Schlafenden auf die verräterischen Feinde. Die tausend Verschworenen bilden die Kette der Unüberwindlichen. Die Römer aber lassen zuerst ihre Bogenschützen, Schleuderer und Lanzenwerfer angreifen. Wird nun ein Germane getroffen, hängt er schwer wie ein Sack in der Kette und hindert seine Nebenleute an jeder Bewegung.
In der Nacht hat Marius zudem die römische Reiterei in den Rücken der feiernden Germanen geschickt. Nun sind sie umschlossen und allseits bedrängt. Nachdem sie also durch eigene Dummheit, Großsprecherei und Unterschätzung des Gegners in eine aussichtslose Lage geraten sind, beweisen sie eine andere Eigenschaft des Volkes.
Wenn sie verloren sind, kämpfen sie mit seltenem Heldenmut. Blind gegen Tod und Untergang, bleiben sie stehen und lassen sich zusammenhauen und -schießen. Da die Frauen und Mädchen treu, rein und von großem Stolz sind, lehnen es viele ab, Sklavinnen der Römer zu werden. Sie verteidigen die Wagenburg und geben sich am Ende selbst den Tod.
Auch König Boiorix findet den Tod inmitten seines Volkes. Die Kimbern werden auf den Raudinischen Feldern vernichtet und Rom ist noch einmal mit dem Schrecken davongekommen. Was die Sieger an Gefangenen heimbringen, geht als Zofen, Mägde oder Küchenhilfen auf römische Güter. Bei den römischen Damen wird blond oder rot als Haarfarbe Mode.
Die wenigen Männer, die verwundet in die Hände der Römer gefallen sind, werden meist den Gladiatorenschulen zugewiesen, um später zur Belustigung des Pöbels ihr Blut im Zirkus zu vergießen.

Um 100 v. Chr. | Das große Thing

Drei Wochen waren seit der großen Sturmflut ins Land gegangen. Das gelbschwarze Gewölk, das tiefhängend über die Nordsee, quer über die kimbrischen Wälder zum Ostmeer jagte, war verschwunden. Zwischen weißen Wolkenballen blinkte freundlich wieder das blaue Firmament, und die milden Strahlen der Märzensonne suchten zu heilen, was das Unwetter der Erde an Wunden zugefügt hatte.

Diese Wunden waren gewaltig und nicht wieder gutzumachen. Im Kimberngau, bis hinunter zu den Sachsen und ostwärts zu den Holsten, von den Avionischen Inseln (Röm, Sylt, Amrum, Föhr und Pellworm) bis in den Norden, wo Jüten und Dänen wohnten, war die Kunde von dem Unheil bekannt. Sie war — einem aufgescheuchten Schwarm Raben vergleichbar — von Gehöft zu Gehöft geflattert und hatte den ganzen Norden aufgestört.

Durch ein unglückliches Zusammentreffen von Nordweststurm, Hochflut und Wolkenbrüchen hatte die Nordseeküste schwer gelitten. Riesige Stücke der Inseln, Halbinseln und flachen Uferlandschaften waren fortgerissen worden, über die niedrigen und primitiven Dämme war die salzige Flut tief in die fruchtbare Marsch eingebrochen und hatte reiche Gehöfte, Viehfenze und Äcker fortgeschwemmt. Niemand vermochte die Menschen zu zählen, die den Tod im Meer gefunden hatten.

Jetzt aber, da der Götterzorn über dem Land verrauscht schien, ritten Herzogsboten von Hof zu Hof und riefen die Bauern zum Volks-Thing zusammen.

„Endlich ein Thing!" sagte der Bauer von Halbö zu seinen drei erwachsenen Söhnen und den sechzehn Vettern, Oheimen und Schwägern, die eben auf seinem Herrenhof versammelt waren. „Vielleicht läßt sich die Sache im Thing zu Ende bringen!"

„Gute, alte, ehrliche Blutrache wäre mir lieber!" murrte Vetter Harald. „Der Kerl, dieser Charibert von Tumsö, hat nun einmal einen der Unseren erschlagen! Wir nehmen kein Wergeld, wir wollen Blut von der Tumsö-Sippe!"

„Nur immer langsam, Vetter Harald!" befahl der Bauer von Halbö. „Das Haupt der Sippe bin immer noch ich! Zugegeben, der Bauer aus Tumsö hat beim Met und im Streit unseren Vetter Gerner mit der Axt erschlagen. Dafür sind zwei seiner Scheunen in Brand aufgegangen, wir haben ihm Sohn und Tochter erschlagen und zehn seiner Knechte fortgeführt . . ."

„Und die Tumsö-Leute haben uns ein Gehöft angezündet und die Base Gundula ins Moor geworfen", rechnete ein entfernter Oheim auf.

Doch der Bauer von Halbö, der auf seinem Hof König und in der Sippe der Älteste war, beendete alle Meinungsverschiedenheiten mit einem Machtwort.

„Wenn das Thing entscheidet", rief er, „soll die Sache beendet sein! Dann nehmen wir Wergeld, und der Tumsöer Bauer braucht nicht länger als rechtloser Werwolf im Walde zu hausen. Es ist Unheil genug im Land, da ist es besser, wenn Friede zwischen den Nachbarn herrscht."

„Nachbarn!“ schmälte der grimmige Vetter Harald höhnisch. „Ich dachte immer, das Wort käme von ‚na(c)her Bauer‘. Der Tumsöer ist uns nicht nah genug! Er wohnt ganz am Rand der Gemarkung.“

Wenn Not im Land ist, erwiderte der Bauernkönig, „gilt jeder Cimber als Volksgenoß! Deshalb hat Herzog Thiudemer auch nicht zum gewöhnlichen Markething, sondern zum großen Volks-Thing aufgerufen“.

Der Platz, an dem das Thing stattfinden sollte, war seit alters her heilig. Hier haben stets Fohlenopfer stattgefunden, eine weise Frau hauste hier im Wald in einer Rindenhütte. Sie verstand die Kunst des Runenwerfens, wobei verschieden geformte Stäbe unter allerhand Zaubersprüchen ausgeworfen wurden. Die weißhaarige Alte wußte aus der Lage der Stäbchen den Willen der Götter zu deuten.

Und was war das für ein Wald! Gewaltige, vielhundertjährige Stämme und Kronen von Eichen und Buchen waren nur wenig mit Birken, Nadelgehölz und Buschwerk durchsetzt. Auf einer ansteigenden Waldwiese lagerten einige riesige Findlingsblöcke, und davor hatten die Thingboten weißgeschälte Stäbe eingerammt und durch Querstangen verbunden. Jede Verbindung war wie bei den Zäunen der Gehöfte durch verflochtenes Weidengezweig hergestellt.

Diese „Schranken des Gerichtes“ durfte man nicht überschreiten. Markt und Volksgewühl fanden diesseits des abgesperrten Raumes statt.

Da hatten die schwarzhaarigen Händler aus dem Süden, die rotbärtigen Kelten und die flachshaarigen Sachsen ihre Verkaufsstände aufgeschlagen. Die Scharen der Cimbern drängten sich mit Weib und Kind in den Lagergassen. Auch der Bauer von Halbö mit seiner Sippe war zur Stelle.

Vetter Harald, der himmellange Schlagetot, prüfte soeben eine der schön geschwungenen Bronzeklingen, die ein Kelte feilbot.

„Was für ein herrliches Stück!“ rief er begeistert. „Bauer, sieh dir nur diesen golden glänzenden Griff mit den gravierten Verzierungen und den Drahtornamenten an! Und die Klinge selber: so scharf, so wuchtig und so unwiderstehlich!“

„Ach, kauf mir lieber diese Fibel oder Hafte dort!“ bat seine blondzöpfige Tochter Gudrun und hängte sich an Haralds Arm. „Schau, welch wunderbare Gürtelplatten und Nadeln der Händler feilbietet!“

Die Frauen stürzten sich mit Entzückensschreien auf die Waren der Tuchhändler, der Töpfer und der Goldschmiede. So ein Jahrmarkt beim Volks-Thing war den meisten das größte Vergnügen und eine nicht geringe Verführung. Der Bauer von Halbö hatte eine Neuheit entdeckt: Schwertklingen und Beile aus einem silbergrauen, sehr harten und schweren Metall, das weder Zinn noch Bronze war. Der Handelsmann aus dem Süden nannte das neue Metall „Eisen“. Und er führte an Holzstücken oder an durchschnittenem Federflaum die unglaubliche Schärfe der Schneide vor.

Als die Bauernkrieger der Halbö-Sippe nach den Preisen für solche Eisenwaffen fragten, wirbelte ihnen der Kopf. Nein — soviele Rinder, Pferde und Felle konnte kein Mensch für ein einziges Schwert geben!

Da schmetterten die bronzenen Luren-Hörner vom Thingplatz herüber.

Der Markt mußte warten. Alle freien Männer des Cimbernvolkes waren aufgerufen, zur Volksversammlung zu erscheinen. Aber nur die gewählten „Schöffen", die Häuptlinge und die Weismänner (alte Leute, die genau über Göttersagen, Brauch und Sitte Bescheid wußten) durften den Platz innerhalb der Schranken betreten. Dann nahmen die Richter und in ihrer Mitte Herzog Thiudemer unter der alten Opfereiche Platz.

Der Herzog und seine Familie galten für besonders ehrwürdig, weil nach der Sage ihr Geschlecht von Göttern abstammte. Als Thiudemer sich von dem fellbedeckten „Settstokkar" (Sitzstock) erhob und Ruhe gebot, wurde es sogleich still. Die vieltausendköpfige Menge rings auf der weiten Lichtung blickte voller Spannung auf den erhöhten Thingplatz.

Tatsächlich hielt der Herzog zuerst Gericht. Der Totschlag im Westgau war ihm gemeldet worden. Zuerst wurde der Bauer von Halbö gerufen, als Sippenhaupt eine Darstellung des Falles zu geben. Er berichtete ehrlich, wie es zu Streit, Totschlag und Blutrache gekommen war. Er erzählte auch gerecht, was eine Sippe der anderen angetan hatte.

Dann wurde der Bauer Gerik als „Vormund" des beklagten Tumsöers vor das „Tagding" gerufen, sich und seine Sippe zu „verteidigen". Er machte im Namen der Tumsö-Sippe den Vorschlag, ein großes Wergeld als Sühne zu bezahlen. Damit sollte Friede geschlossen sein. Der Herzog fragte den Bauern auf Halbö, und der war einverstanden. Versöhnung und Vertrag wurden beschworen, und nun tauchte plötzlich auch der „Werwolf" von Tumsö aus der Menge auf. Das Volk schlug mit den Waffen an die Schilde, als sich der Halböer und der Tumsöer die Hände zum Friedensschluß reichten.

Jetzt kam der Herzog zum eigentlichen Zweck dieses Volks-Things.

Er sprach zu den Kimbern von der eben überstandenen Katastrophe.

Wie unsicher war das Hausen am Meeresstrand! Das war nun schon die dritte Sturmflut seit Menschengedenken. Zum drittenmal waren fruchtbare Äcker und Weidewiesen fortgerissen, ganze Gehöfte verschlungen und riesige Viehherden vernichtet worden. Wohin sollten die vor der Flut Geretteten? Das Land war begrenzt: Jütland bildete eine kleine Halbinsel, deren flache, ungeschützte Küsten im Westen von der Nordsee, im Osten von einem anderen Meer umbrandet wurden. Von Norden drängten kriegerische Jüten und Dänen nach, von den Inseln im Osten und vom Lande Scandia (Schweden) herüber schwärmten die räuberischen Heruler, Dänen und Goten.

Wenn man außerdem bedachte, daß es immer mehr Kinder gab und die jungen Leute später selbständige Höfe roden wollten, wurde einem die Enge des Cimbernlandes deutlich. Wohin sollten in hundert Jahren die Jungbauern ausziehen? Woher Äcker und Weiden nehmen?

Der Herzog kam zur Sache. Man vernahm keinen Atemzug auf dem weiten Thingplatz, als Thiudemer die Stimme hob.

„Männer der Kimbern!" rief er. „Ich habe in ehrlicher Sorge um das Volk eine

Botschaft mit reichen Geschenken zum Heiligtum Forsetis auf die Frieseninsel gesandt, die den Namen ‚Forsitesland' trägt und die als hoher Fels im Nordmeer liegt (Helgoland). Wie ihr wißt, gibt es dort einen Tempel und eine heilige Quelle. Dem alten, weisen Mann, der dort schweigend Wasser schöpft und eine Nacht unter den Buchen Forsitelands schläft, sagt Gott Forseti im Traum, was richtig ist. Wir haben durch den weisen Hunold Botschaft empfangen."

Erregtes Raunen ging durch die Versammlung. Nun erhob sich der weißhaarige Bote und verkündete mit zittriger Stimme, wie er im Traume das Volk der Kimbern habe ausziehen sehen, wie es aus dunklen Wäldern hinausgewandert sei in ein Sonnenland voller Fruchtbäume, wogender Getreidefelder und fetter Viehweiden.

„Ackerland mit fetter Erde", rief der Alte ganz hingerissen, „so weit das Auge schweift! Und alles war Land der Kimbern!"

Ein brausender Jubelruf stieg von der Waldlichtung auf. Zu Tausenden schlugen Schwerter und Speere zusammen.

Um den Willen des Volkes zu stärken, befahl Herzog Thiudemer noch einem schwarzhaarigen Handelsmann, der die Sprache der Kimbern einigermaßen beherrschte, über die Länder im Süden zu sprechen.

Auch ihm lauschten der Bauer auf Halbö und seine Sippe, der Bauer auf Tumsö und sein Anhang und das ganze, vielköpfige Volk voller Spannung.

Der Krämer schilderte die blauen Küsten eines südlichen Meeres, die Obsthaine, die sich mit süßen, unbekannten Früchten weit über sanfte Hügel hinziehen, die weiten Ebenen voller Gärten und Felder. Er sprach von ewiger Sonne, von einem lächelnden, lieblichen Land, weit verstreuten weißen Herrenhöfen und einem kleinen, verweichlichten Südvolk, das nicht schwer zu besiegen sein würde. Er zeigte aus seinem Kramladen seltene Waffen, Schmuckstücke, Glasperlen, Krüge, kostbare Stoffe und erwähnte den roten Wein, den er auf dem Jahrmarkt ausschenkte und der dort im Süden im Überfluß wuchs. Jeder Bauer würde dort seinen Weingarten, seine fetten Herden, seine riesigen Felder besitzen.

„Hier aber, im rauhen Norden", schloß der Herzog, „müssen wir verkommen. Meeresflut, Stürme und Urwälder sind ebenso gegen uns wie die Feindschaft vieler und kampfkräftiger Stämme. Auf, ihr Kimbern, faßt einen kühnen Entschluß: laßt uns ins reiche Südland ziehen!"

Wie im Rausch faßte die Versammlung den Beschluß, nach den Worten des Herzogs zu handeln. Man würde Vieh, Saatgut, Geräte und beweglichen Besitz auf Ochsenkarren verladen. Der Herzog sollte mit den südlich wohnenden Sachsen und Langobarden am Elbestrom Verhandlungen wegen eines friedlichen Durchzuges aufnehmen. Die weisen Frauen aber würden die Runenzeichen werfen, wann der günstigste Stand des Mondes und der Gestirne den Aufbruch empfehle.

So beschloß das große Thing, und alles ging voller Hoffnung auseinander.

44 v. Chr.

Caesar muß sterben



Von den Albanergebirgen herab weht ein kühler Wind. Er hatte den Himmel von Wolken rein gefegt, und so wölbte sich durchsichtiges Blau über der Stadt Rom.

Weit über die sieben Hügel hin erstreckte sich die rasch aufstrebende Weltstadt. Große Marmortempel und Hallen ragten, gleich Schiffen, aus einer unendlichen Schar kleiner Boote, aus dem Gewirr der Lehmhütten, Mietshäuser, Ziegelbauten und Holzhütten hervor. Die dunklen Schatten der Zypressen, die Schirme der Pinien und das schon sprießende Hellgrün des Ahorns wechselten miteinander ab. Immer wieder schoben sich Haine zwischen die Stadtviertel. Von den ziegelvermauerten Abstürzen des Palatinhügels wehten schon die bunten Blüten des nahen Frühlings.

Das Tal zwischen Capitol und Palatin, in dem das Herz Roms lag, brodelte heute von Volksmassen. Immer neue Scharen kamen die „heilige Straße" zum Forum herab. Die Leute stauten sich auf den Treppen der Tempel unter den säulentragenden Vorhallen. Besonders Neugierige kletterten auf die Marmorgesimse der Gerichts- und Versammlungshallen, der „Basiliken". Da die Römer sich gleichmäßig in Weiß kleideten, in hemdartige Jacken oder in feierliche Mantelgewänder, sah das Forum aus, als habe es geschneit. Überall wogten Menschen auf und ab.

Publius Rutilius, ein alter Soldat, der mit Cäsar schon in Gallien, Britannien und später in Griechenland gefochten hatte, drängte sich mit harten Ellbogen durch die Menge. Er wollte möglichst weit nach vorne, um zu hören, was die Redner auf der „Rostra" sagten. So nannte man die hochgemauerte Tribüne aus Stein, an deren Vorderseite die abgesägten Schiffsschnäbel (rostra) aus der Schlacht von Mylae angebracht waren. Dicht vor dem freien Platz an der Red-

nertribüne lagen breit und gewaltig die beiden neuesten Prachtgebäude Roms: rechts, auf der Seite der Curie, die Basilika des Pompejus und links, gleich gegenüber, die „Basilika Julia" — benannt nach Julius Cäsar. Publius Rutilius lächelte, wenn er an die vergangenen Jahre dachte.

Damals war der Feldherr und Konsul Pompejus der mächtigste Mann in Rom gewesen. Der Senat hatte ihm die Regierungsgeschäfte übertragen. Cäsar eroberte unterdessen das große Land Gallien, Belgia, ja sogar einen Teil des rheinischen Germaniens und den Süden der Insel Britannien.

Damit ihn jedoch die römische Volkspartei nicht vergaß, schickte er Geld nach Rom und ließ die prachtvolle Julische Basilika bauen. Pompejus ärgerte sich nicht schlecht.

Aber nun hat sich Pompejus ausgeärgert. Er ist tot. Cäsar hat ihn besiegt, den Senat zum Teufel gejagt und die Diktatur aufgerichtet.

Von den Stufen der Basilika herab winkt ein Kriegskamerad namens Tertius Celer.

„Hier herauf, Publius", ruft er. „Die halbe Legion ‚Blitz' steht hier oben."

Und wirklich erkennt Publius Rutilius eine Menge alter Veteranen, die gekommen sind, die Redner zu hören. Er klettert hinauf und wird freudig begrüßt.

„Pst! Silentium!" murren die Umstehenden. „Man kann nicht verstehen, was Marcus Antonius sagt!"

Marcus Antonius ist der Führer der Volkspartei und ein Freund des Diktators Cäsar. Er zählt eben die Verdienste des großen Staatsmannes und Feldherrn auf: wie Julius Cäsar für Rom neue Provinzen gewonnen und alte beruhigt habe, wie er in einem einzigen Siegeszug vom Rhein über Gallien nach Griechenland, Ägypten, Nordafrika und Spanien marschiert sei. Überall habe er die Sache des Volkes und der Soldaten gefördert, den Hochmut der Beamten gedämpft, die Geldgeschäfte wieder in Ordnung gebracht, ja sogar den in Verwirrung geratenen Kalender neu geordnet.

Ein alter Invalide neben Publius stößt diesen in die Seite.

„Cäsar ist unser Mann!" sagt er, und seine Kriegsmedaillen klimpern auf der Brust. „Vielen von uns hat er Land zugeteilt. Die zerstörten Städte Korinth und Karthago hat er fast nur mit ausgedienten Soldaten besiedelt . . ."

„Das ist ein Kerl!" lobt ein jüngerer Veteran. „Ich war mit ihm in Asien, wo uns ein Heer von hunderttausend gegenübertrat. Cäsar schlug den Feind in zwei Stunden. Wir hatten kaum Verluste. Dem römischen Senat schrieb er am Abend: Veni, vidi, vici (ich kam, sah und siegte)."

„Julius Cäsar", ruft Marcus Antonius weit hallend über das Forum, „ist Roms Vater und Neubegründer! Ein Mann wie er ist höchster Ehren wert — nicht nur des Titels ‚Feldherr' oder ‚Diktator' . . .".

Beifall braust über den Platz. Die Handwerker klappern mit den hölzernen Deckeln ihrer Verkaufsbuden, die alten Soldaten brüllen vor Begeisterung. Aber drüben unter dem riesigen Tor der Curie steht schweigend eine Schar Senatoren. Es sind vornehme Herren in rotgesäumten Togen. Mit steinernen, un-

bewegten Gesichtern verfolgen sie die Vorgänge. Einer von ihnen, der gebildete und sehr reiche M. Junius Brutus, wendet sich flüsternd an seinen Nachbarn, den bleichen, dürren Cassius.

„Ich glaube", sagt er, „Marcus Antonius will Cäsar bald zum König ausrufen. Die Freiheit ist in Gefahr!"

„Man müßte etwas tun, bevor es zu spät ist", wispert Cassius dagegen. „Genügt es nicht, daß Cäsar den gesetzmäßig vom Senat beauftragten Feldherrn Pompeius besiegt und in den Tod getrieben hat? Die Volkspartei wird mit jedem Tag frecher. Wenn sie Cäsar zum König machen, ist die römische Republik dahin, und unsere Vorväter haben umsonst die alten Könige davongejagt."

„Aber das Volk? Die Massen?" wendet ein dritter Senator ein. „Sie lieben Cäsar, sie sehen den Führer in ihm und wünschen, daß er sie im Frieden genauso führt, wie er es im Kriege getan hat."

„Bist du nicht der liebste Freund Cäsars, Brutus?" lächelt Cassius listig. „Wir müßten etwas unternehmen, weil das Volk zu dumm ist, sein eigenes Wohl zu erkennen. Und *du*, Brutus, müßtest uns dabei helfen. Das Vaterland braucht dich."

An diesem Tag kommt es noch nicht dazu, daß Julius Cäsar zum König von Rom ausgerufen wird. Aber man wartet darauf, daß etwas Derartiges geschieht. Für den 15. März ist eine Senatssitzung in der Basilika des Pompeius angesagt.

Plötzlich erhält Julius Cäsar vielerlei Warnungen. Seine Gattin Calpurnia hat geträumt, sie habe ihn blutüberströmt fallen gesehen. Ein Sterndeuter sagt Unheil für den 15. März voraus. Briefe ohne Unterschrift flattern in Cäsars Haus, die ihn vor Verschwörern und Mördern warnen. Der große Mann, der nun Mitte der Fünfzig ist und mit einem langen, fruchtbaren Leben rechnet, lacht nur darüber. Mit einer Handbewegung fegt er alle Ahnungen und Mahnungen vom Tisch.

Selbst am Morgen des 15., als er von Freunden umringt zum Forum geht, bietet ihm die Glücksgöttin noch einmal die Hand. Einer der Verschwörer ist ängstlich geworden. Er hat den Mordplan aufgeschrieben und steckt Cäsar die Schriftrolle auf der Straße zu.

Aber Julius Cäsar, der glaubt, es handle sich um eines der üblichen Bittgesuche, liest die Schrift nicht und steckt sie weg.

So betritt er, von Senatoren und Freunden der Volkspartei umgeben, die große Säulenhalle, wo unter der Bildsäule des Pompeius purpurbedeckte Sitze aufgebaut sind. Wie es ihm gebührt, nimmt er in der Mitte Platz.

Gleich drängen sich Bittsteller um ihn. Einer davon, Casca, zerrt ungebührlich an Cäsars Toga. Andere umringen ihn und sein Lieblingsfreund, M. Junius Brutus, beugt sich vor, als wolle er den Diktator vor den Zudringlichen beschützen. In diesem Augenblick ziehen alle Verschwörer — dreiundzwanzig Senatoren — die Dolche aus den Falten ihrer Gewänder und stoßen zu.

Cäsar erhebt sich halb und sinkt seinem Freunde Brutus in die Arme. „Auch du, mein Freund, Brutus?" sagt er und stirbt.

Nach dem Tod des Julius Cäsar bricht der Bürgerkrieg neuerlich aus. Alle Verschwörer fanden den Tod. Schließlich riß der Neffe und Adoptivsohn Cäsars, Augustus Octavian, die Macht an sich. Er vereinte alle wichtigen Staatsämter in seiner Person, verzichtete jedoch auf den gefährlichen Titel „König". Im Gedenken an seinen großen Oheim Cäsar nannte er sich „Kaiser".
Der römische Kalender verewigte die Namen des Brutus, Cäsar und Octavian in den Monatsnamen Junius, Julius und Augustus.

Um 12 n. Chr. | Waffenschmuggler am Limes



Wo von den Ausläufern des Waldgebirges ein holpriger Knüttelweg zum breiten Tal der Donau herabzieht, gewinnt man den ersten freien Überblick über Ebene und Römerstadt. Hier hält Guntram, der Führer der Kolonne, den vordersten Karren an. Die Ochsen unter den schweren Jochen kommen zum Stehen. Der riesengroße Frigiso gibt seinem Gaul die Fersen zu spüren und trabt nach vorn.
„Was ist los, Guntram? Warum hältst du?"
Der Pfadfinder deutet wortlos nach Südwesten. Jetzt erkennt auch Frigiso den dunstigen Schattenriß der römischen Lagerstadt. Das große, von Wall und Graben, Torwerk aus Ziegelgemäuer und hölzernen Wachttürmen umgebene Viereck auf der rechten Stromseite, gleich hinter der mächtigen Pfahlbrücke, muß die Festung Castra Regina oder nach germanischer Redeweise Regensburg sein.
Die Fuhrleute haben ihre Karren angehalten und die Zügel den Treiberjungen überlassen. Sie kommen nun an die Spitze des Zuges und schauen gemeinsam mit den beiden Anführern ins Tal.

„Eine mächtige Burg!" brummt einer der bärtigen Wäldler und kratzt sich den zotteligen Kopf. Er stammt aus der Gegend und weiß Bescheid.
„Dort steht die ganze dritte italische Legion, fast fünftausend Mann, in den Kasernen! Sie sind erst neu an die Donau verlegt, seit es im Wald so unruhig geworden ist."
„Wie werden wir mit der Grenzkontrolle zurechtkommen?" fragt der rotlockige Frigiso bedenklich. „Stromabwärts, in Castra Batavia, das die Leute Passau nennen, da kenne ich mich aus. Dort liegt seit Jahr und Tag die ‚Batavische Truppe' aus den niederen Rheinlanden. Das sind selber meist Germanen. Mit denen konnte ich reden! Bisher habe ich nur in Castra Batavia gehandelt."
„Ganz ruhig, Frigiso!" beschwichtigt Guntram. „Tut nur alles mir nach! Und sprich wenig, sonst könnte dein markomannischer Dialekt auffallen. Kein Wort davon, daß du von jenseits des Böhmischen Waldes kommst. Sag schön brav dein ‚Ave, Domine!', gebrauch ein paar lateinische Worte, dann halten sie dich für einen alten Grenzgänger. Sag: du möchtest zum ‚caupo' — dem Kaufmann, und es gelüstet dich nach der ‚canaba', der Kneipe! Dafür haben die römischen Soldaten Verständnis."
Zwei Stunden später holpern die Karren von dem Ziehweg auf die schöngepflasterte Römerstraße, die zur Brücke führt. Von Regensburg geht die ausgebaute Straße dann über Eining nach Augusta Vindelicorum (Augsburg), von wo aus die berühmte Via Claudia Augusta über den Fern- und Reschenpaß nach Italien verläuft.
Vor dem dumpfen Gewölbe der ziegelgemauerten Porta (Pforte) liegt der Sperrbalken. Römische Wachsoldaten kommen aus den Kammern und fragen nach dem Woher und Wohin. Guntram kennt einige von den Italienern und begrüßt sie freundlich. Er geht von Karren zu Karren, schlägt die Planen zurück und zeigt bereitwillig, was die Wagen geladen haben: Leder, Pelze, Wachs, Honig, etwas Linnen und Bernstein.
„Und wohin fahrt ihr?" will der römische Soldat wissen.
„Zu Markte, mein Freund! Zum ‚Caupo', und dann weiter nach Abbach, wo die großen römischen Ziegeleien sind. Wir wollen Ziegelsteine einkaufen. Unser Gaugraf gedenkt, sich ein großes Haus nach Römerart zu bauen!"
„Ist schon recht!" lacht der Römer. „Wird auch Zeit, daß ihr etwas Kultur von uns lernt!"
Die Germanen nehmen den Scherz nicht übel. Sie wissen ja, daß es bei den Römern viel zu lernen gibt. Wohin sie nur schauen, sehen sie Dinge, die Rom ins Land der Bauern und Wälder gebracht hat: die steinernen Mauern, die Ziegelwände, die Fenster, Pforten, Kammern, den Kalk zum Vermörteln, die Speicher und Keller; und dort drüben die edleren Obstsorten im Garten: Pflaumen, Kirschen, Birnbäume und die kärglich gedeihenden Weinstöcke an der Sonnenseite! Selbst das Gärtchen am Wassergraben ist ein Zeugnis römischer Geschenke; denn da stehen Zwiebeln, Rettiche, Kohlköpfe und Artischocken.
Guntram zeigt sich von seiner besten Seite. Als die Kontrolle beendet ist, legt er einige römische Silberdenare in die Hand der Feldwebel und sagt, die römi-

schen Soldaten sollten dafür aufs Wohl ihrer germanischen Freunde trinken. Dann fragt er, wann dieselbe Gruppe von Legionären wieder Dienst am Tor tue.
„Genau in sechs Tagen um diese Zeit", erwidert der Feldwebel.
„Dann auf Wiedersehen bis dahin!" ruft Guntram und schnalzt mit der Peitsche. „In sechs Tagen kommen wir mit Ziegelsteinen wieder. Dann müßt ihr nochmals auf unsere Gesundheit trinken!"
Mit vergnügtem Zuruf verabschieden sich Römer und Germanen. Die einen sprechen ein wenig Germanisch, die anderen verstehen ein paar Brocken Latein.
In ‚Castra Regina' oder Regensburg hat sich ein Kranz von Hütten und Werkstätten rings um das eigentliche Militärlager angesiedelt. Das Lager weist strenge Ordnung auf. Dort stehen die Kasernen in Reih und Glied. Ein Verwaltungsgebäude liegt in der Mitte, wo sich die zwei Hauptstraßen kreuzen, und an jeder Umgrenzung steht ein gemauertes Tor. Hier dürfen die Handelsleute nicht hinein. Denn von der Eckfestung Regensburg aus verläuft der Grenzwall — nachdem er bis Kastell Eining der Donau gefolgt ist — über Berg und Tal als Wall, Graben und Turmkette bis hinauf zum Main. Regensburg ist daher nicht wie die Römerstädte des Hinterlandes ein kleines Abbild Roms, mit Rathaus, Forum, Marktgebäuden, Tempeln und öffentlichen Bädern, sondern es gleicht einem großen Kriegslager.
Die Häuser und Verkaufsstände der Händler, Schankwirte und der Soldatenweiber sind flüchtig gebaut, niedrig und fast armselig.
Dennoch finden die Germanen, was sich suchen. Gerne kauft ihnen ein römischer Aufkäufer ihre Waren ab und bezahlt dafür mit guten Silber- und sogar mit Goldstücken. Immer wieder fragen die Händler, ob denn Guntram und seine Gefährten nicht lieber römische Waren eintauschen wollten? Und sie zeigen, was in den Lagerschuppen an Herrlichkeiten der Mittelmeerwelt herumliegt.
Einige der Wäldler bekommen gierige Augen, wenn sie die glänzenden Spiegel, die Glasperlen, den glitzernden Schmuck, die schönen Schüsseln, Gläser, Tongefäße, verzierten Dolche und die feinen Stoffe sehen. Ein struppiger Blondschopf nestelt schon an seiner Halskette aus durchlochten Geldstücken, aber Guntram hält ihn zurück.
„Ein andermal!" sagt er. Dann fährt die Karrenreihe der Germanen zur Siedlung hinaus und landeinwärts, wo ein Stück donauauf die riesigen Ziegeleien von Abbach liegen.
Genau wie verabredet, rollen die Karren sechs Tage später wieder in die Torbogen der Porta praetoria. Doch diesmal in umgekehrter Richtung: hinüber über den Strom und über die Trampelpfade hinein in die Wälder.
Die Kontrolle ist kurz und oberflächlich. Ihre römischen Freunde sehen ja, daß auf Lagen von Stroh Ziegel und Dachpfannen geschichtet sind. Außerdem sind die Wächter begierig, das Trinkgeld der Germanen beim Kneipenwirt anzulegen. Bald holpern und rattern die Karren auf den Holzbohlen der Brücke.
Der junge italienische Rekrut Publius Macer denkt sich nicht viel, wie er das Klirren und stählerne Singen vernimmt, als die Ziegelfuhrwerke jenseits der Donau auf den Feldweg einbiegen.
„Seltsam", sagt er zu sich selber, „daß Ziegelsteine so klirren."

In Wirklichkeit sind Frigiso und die Karrenleute Waffenschmuggler. Guntram, der Grenzgänger, hat den Markomannen Frigiso mit einem römischen Händler zusammengebracht, der entgegen dem strengen Verbot der Kaiser gute Schwerter, Speerspitzen und Panzer an die Germanen verkauft. Geld ist solchen Leuten wichtiger als die Sicherheit des Römerreiches.
Seit einiger Zeit sind die Markomannen, die im böhmischen Kessel zwischen Sudetenland und mittlerer Donau wohnen, sehr unruhig. Man hat durch Späher vernommen, daß sie daran denken, in die reichen römischen Provinzen einzufallen. Deshalb werden die Grenzlinien streng bewacht.
Gegen die Habgier der Kaufleute hilft jedoch nichts. Sie verkaufen sogar die Messer, mit denen sie später selbst geschlachtet werden.
Im Frühjahr 166 n. Chr. brechen plötzlich riesige Scharen gutbewaffneter Markomannen aus den Wäldern und überschreiten zwischen Passau und Wien den Strom. Römische Villen mit ihren Mosaikfußböden und prächtigen Sälen, Kastelle und blühende Städte gehen in Flammen auf. Jetzt muß Kaiser Marc Aurel von Italien mit einem Heer herbeieilen, das Feuer zu löschen, das die Gewinnsucht der Händler mit entfachen half.

250 n. Chr. | Das brennende Schiff

Weiße Wolken trieben von der See her. Das „Schwarze" Meer war dunkel wie vor einem nahenden Gewitter und machte seinem Namen alle Ehre.
Nahe dem Strand lag das breit ausgedehnte Herrengehöft des Herzogs. Es gab in dieser Gegend der Halbinsel Krim nur wenige Laubwälder, doch hier traten die uralten Buchen und Eichen bis ganz nahe an den steil abfallenden Strand heran und spiegelten sich in der Bucht. Der Hof nahm eine grüne Lichtung ein. Wiesen fielen sanfter zur See ab.
In dem kleinen, mit Bohlen und Weidengeflecht befestigten Hafen schaukelten schöngezimmerte, schlanke Schiffe. Seit sie an das Schwarze Meer ausgewandert waren, hatten die Goten die aus ihrer nordischen Heimat mitgebrachte Kunst, schlanke „Meer-Renner" zu bauen, nicht verlernt.
Scharf an beiden Enden zugespitzt, mit kühn emporgeschwungenen Spitzen, lagen die Bootskörper im Stillwasser des Hafens. Die Bugspitzen hatte das Schnitzmesser in Tierköpfe verwandelt: Drachen-, Wolfs- oder Pferdehäupter. Dementsprechend hießen die Schiffe auch: Seedrache, Wellenwolf oder Meerhengst. Bei den Langschiffen der Bucht waren Ruder und Segel eingeholt. Aber die beiden Segler, die mit orange-weiß gestreiftem Tuch über den Schaumkronen im Westen auftauchten, bewegten die Ruderreihen wie Wasserläufer die Beine. Viele Schiffe strebten an diesem Tag nach Brattalid; denn so hieß das Gehöft des Herzogs.

Es lag mit wuchtigen Gebäuden auf der Höhe und war aus Fachwerkgebälk gefügt. Man hatte häckselvermischten Lehm auf das Weidengeflecht zwischen den Balken gemörtelt. Die Dächer waren mit Ried abgedeckt, und auf den gekreuzten Giebelbalken bleichten zwei Pferdeschädel. Um dieses Haupthaus, das noch durch vorgestellte säulenartige Stämme ausgezeichnet war, gruppierten sich weitläufige Stallungen, Scheuern, Tennen und Gesindehäuser. Brunnen und Backofen lagen in der Mitte des Gevierts, und um das alles lief die aus kreuzweise verbundenen Stangen gefertigte Fenz.

Aber kein lustiges Leben und Treiben von ankommenden Reitern, ausziehenden Jagdgesellschaften oder singenden Knechten und Mägden war heute zu sehen. Wer eintraf, stieg leise vom Pferd oder betrat mit ernster Miene Vorhalle und Saal. Drinnen im großen Männersaal lag unter dem geschnitzten Mittelstamm der tote Herzog Theuderich aufgebahrt.

Kopf an Kopf standen Freunde, Verwandte und Gefolgsleute in der weiten Halle. An den holzgezimmerten Wänden hingen neben Geweihen, Auerochsenhörnern und ausgestopften Bären- und Wildschweinhäuptern Waffen aller Art: Speere, Schwerter, gekreuzte Lanzen und Beile unter Rund- und Langschilden, dazu Fischereigerät und sogar Netze. Die grob beschnitzten offenen Dachsparren waren wie überall mit Ocker, Ochsenblut und Färberwaid gelb, rot und blau bemalt. Brattalid war ein herrlicher Besitz, würdig für einen Helden, der im Kampf vor dem Gau herzog; wert eines Mannes, der den „Ger" vor der „Rof" (der Schar) als Feldzeichen trug und den man daher „Gerafio" oder „Graf" nannte.

Herzog oder Graf Theuderich war unversehens hinweggerafft worden. Er hatte immer schon als besonders wilder Reiter und Jäger gegolten. Diesmal war er mit dem Pferd gestürzt und hatte sich das Genick gebrochen. Dabei war Theuderich unverheiratet, kinderlos und ohne direkten Erben verschieden. Sein Vetter, der grimmige Athanarich, würde sein Erbe sein. Athanarichs Aufgabe war es deshalb auch, das Totenfest des jung verstorbenen Helden auszurichten.

Rasch war die böse Kunde vom Unfall des Herzogs durch die gotischen Gaue geflogen. Man kam zu Schiff und zu Land, um dem Freund die letzte Ehre zu erweisen.

Den ganzen Tag über ließ Athanarich die Totenausrüstung und die Gaben der Verwandten vom Gehöft auf das Schiff hinabtragen. Bei dieser Arbeit halfen nicht nur die Knechte und Mägde mit, sondern auch die vielen Heermänner, die von dem Toten abhängig gewesen waren. Knecht wurde man als Bewohner eines eroberten Landes oder als Kriegsgefangener. Heermannen aber waren alle kleinen Bauern, die sich schutzsuchend einem Großgrundbesitzer anschlossen und zu seiner „rof" zählten.

Wittigern war ein solcher Heermann. Herzog Theuderich hatte ihm zu seiner „Hufe" noch Weideland überlassen. Obschon er als „Huber" ein freier Bauernkrieger war, banden ihn doch wirtschaftliches Interesses und Respekt an den mächtigen Herrn. Wittigerns junge Schwester hatte als freie Schafferin auf Theuderichs Gehöft die Mägde angeleitet. Aber sie war viel mehr gewesen als eine Hausverwalterin in dem weiberlosen Haushalt. Wäre sie nicht ein Mäd-

chen aus kleiner Hufe gewesen, Theuderich hätte sie wohl zu seinem Eheweib gemacht. So aber hatte er immer wieder die Hochzeit hinausgezögert.

Zusammen mit anderen Heermännern schleppte Wittigern die Totenausrüstung aufs Schiff. Er hatte Zeit, nebenbei nachzudenken.

Schade um das schöne, rot-weiß gestrichene Langschiff! Man hatte bereits mittschiffs eine Art Bordhütte errichtet. Direkt darüber erhob sich der Mast. In den bauchigen Kielraum des Bootes schichteten die Männer die vielerlei Nahrungsmittel, Gewänder, Schmuckstücke und Geräte, die der Tote im jenseitigen Lande brauchte. Als der Vordersteven des Drachenbootes gefüllt war, begann man, die lebenden Tiere zu schlachten. Ein Ochse, Schafe, Ziegen, Hühner, Gänse und ein paar Schweine mußten das Leben lassen: der Grundstock für die Landwirtschaft, die der Verstorbenen drüben beginnen würde.

Aber Theuderich war vor allem Krieger gewesen. Selbst die härtesten Kämpfer der Goten wendeten sich schweigend ab, als der feurige Grauschimmel herbeigeführt und mühsam an Bord gebracht wurde. Dann stieß ihm einer der Knechte das Messer in den Hals. Aufgebockt mit Stangen stand nun das tote Roß im Achterschiff. In die Bordhütte häuften die Goten Siegesbeute und Lieblingswaffen des Herzogs. Wohlriechende Öle, Harz und trockenes Kiefernholz wurden ringsum aufgeladen.

Gegen Abend überführte ein wohl tausendköpfige Kriegerschar feierlich den auf einen Schild gebetteten Helden. In langsamem Schritt trugen sechs Freunde die Leiche zum Meer hinab.

Noch einmal durften ihn alle sehen, wie er unter dem blauen Mantel, mit dem bebänderten Langschwert an der Seite, den Adlerhelm auf dem Haupt, auf dem Schilde lag. Dann bahrten ihn die Verwandten in der Bordhütte auf. Wittigern knirschte mit den Zähnen, als er nun sehen mußte, wie seine junge Schwester Gerlinde, in einen langen schwarzen Mantel gehüllt und mit züchtig geflochtenen Zöpfen, aus dem Wohnhause trat.

Gefolgt von sechs Kriegern schritt sie zum Schiff hinab. Als sie an Wittigern vorüberkam, flüsterte sie: „Vergib mir, Bruder! Ich muß ihm folgen, wohin er auch fährt!"

Sie hat nach uralter Sitte den Tod an der Seite des geliebten Mannes gewählt. Auch sie verschwand in der Hütte.

Man wartete schweigend am Ufer, bis die Sonne ins Meer sank. Dann erschienen die sechs Krieger, die bis dahin in der Bordhütte Totenwacht gehalten hatten, und gingen an Land. Wittigern unterdrückte ein Schluchzen. Er wußte, daß diese Sechs, bevor sie gegangen waren, Gerlinde getötet hatten.

Jetzt fliegt die Fackel in funkensprühendem Bogen. Harz und Öl auf dem Schiff flammen auf. Prasselnd greifen die Feuerzungen auf das Totenschiff über. Gleichzeitig schieben kräftige Gotenkrieger das Boot aus dem Hafenbecken und überlassen es den Wellen. Der Wind steht seewärts, die Strömung erfaßt das Schiff, das wie ein Feuerball immer weiter hinaus in die aufsteigenden Nebel und Schatten der Nacht treibt.

So fährt der tote Herzog zu den Göttern und Ahnen.

Aber mit ihm fährt die Geliebte. Grausam und hart ist diese Welt der Krieger. Wittigern kann diese Nacht niemals vergessen.
Als einige Wochen später Botschaft vom Hofe König Ermanrichs kam, ein christlicher Bischof und Glaubensprediger sei aus dem goldenen Byzanz eingetroffen, ritt er hinüber. Aber nicht aus Neugierde wie viele seiner Gefährten, sondern weil er eine Welt suchte, die mehr Hoffnung auf Wiedersehen gibt und die barmherziger ist.
Dieser Bischof hieß „Ulfilas" oder das Wölfchen. Er war selber ein Gote. Er sprach gotisch und konnte schreiben. Mühsam übersetzte und schrieb er das Evangelium in die Sprache seines Volkes. Wie sanftes Frühlingswehen kam die neue Lehre zu den Goten.
Einer der ersten, die sich in das weiße Kleid des Täuflings hüllen ließen und die ihr Knie vor dem „milden Christ" beugten, war Wittigern. Mit vollem Bewußtsein wandte er sich von den wilden Gebräuchen der Vorzeit ab.
Wenn es nach ihm ginge, sollten künftig keine Feuerschiffe mit toten Helden die Fracht ermordeter und sich selbst opfernder Mädchen mehr auf das Meer tragen. Er hoffte, dereinst auf den Flügeln von Engeln gen Himmel zu fahren.

305 n. Chr.

Aus den Katakomben zum Circus maximus



Klagend wie ein Todesschrei klingt der wiederholte Ruf der Eule. Dazu heult der Nachtwind über der römischen Campania und bewegt das Geäst der Fächerpinien. Wenn manchmal die bleiche Mondscheibe aus dem stürmisch dahinjagenden Gewölk hervorstößt, gießt sich gespenstisches Licht auf die nächtliche Landschaft.
Dieses weite, ebene Feld vor den Toren Roms ist um diese Zeit menschenleer und verlassen. Dunkel ducken sich die mächtigen Ziegeleien und die wuchtigen Schatten der Wachttürme hinter Hecken, Baumgruppen und lehmige Bodenwellen. Längs der steinernen Straße, der ‚Via Appia', erheben sich die Grabmale der vornehmen Römerfamilien. Hier liegen auch, von Gittern umzäunt, die Eingangshallen zu den Grabgalerien der römischen Begräbnisvereine, zu den „Katakomben". In stockwerkartigen Galerien und meilenweit unter der Erde sind diese Gräbergänge in den weichen Tuffstein der Campania gewühlt.

Nun regnet es auch noch in großen Tropfen. Das ist eine günstige Nacht für Unternehmen, von denen Polizei und wachsame Mitbürger nichts wissen sollen. Die kleine Menschengruppe eilt, in dunkle Mäntel gehüllt, rascher voran.

„Ach", seufzt die junge Marcia, während sie ihr Kopftuch etwas vom Gesicht zieht, „warum nur sind wir Christen so verhaßt, daß wir uns immer verstecken müssen?"

Pollonius, ihr junger, kraftvoller Begleiter, ergreift mit Beschützergebärde ihren Arm.

„Daran ist nur der böse Kaiser Nero schuld", meint er. „Er hat seinerzeit die Stadt Rom angezündet, um billige Bauplätze für seinen Palast zu bekommen. Dann brauchte er Sündenböcke. Dazu machte er die Christen. Seither werden unsere Glaubensbrüder immer wieder verfolgt!"

„Das ist eine fromme Legende", mischt sich der alte Lentulus ein. „Sicherlich war Nero ein Unhold. Er hat den heiligen Petrus und viele Christen als lebende Fackeln zu Tode gebracht. Auch schob er seine Untaten den Christen in die Schuhe — aber die Gründe für die Feindschaft der kaiserlichen Regierung liegen doch tiefer."

„Und wo liegen sie, Bruder Lentulus?" fragt Pollonius.

Lentulus ist ein „Gemeindeältester" der Christen und ein gebildeter Mann. Er erklärt seinen Begleitern, daß Rom die Christen hasse, weil sie den Frieden unter allen Menschen predigen. Rom aber lebt von der Kriegsgewalt der Legionen. Dann lehrt Christus, daß die Seelen aller Menschen vor Gottes Richterstuhl gleich seien. Wo bleibt da der Unterschied zwischen Senator und Sklave? Außerdem mißversteht der Staat die Weigerung der frommen Christen, dem Kaiserstandbild Weihrauch und Opfergaben darzubringen. Ein guter Christ kniet nur vor Gott. Die Polizei aber meint, wer dem Kaiser nicht opfert, ist ein Umstürzler.

„Warum können die Menschen nicht friedlich und barmherzig miteinander sein?" klagt Marcia. „Schließlich ist Gott unser aller Vater und Richter."

Unter solchen Reden sind die drei Leute dem finsteren Gebäude immer näher gekommen, das an der Via Appia aufragt. Nun sieht man auch wandernde Windlichter von anderen Seiten näherkommen. Durch Nacht und Regenschauer eilen die Christen ihrem Treffpunkt entgegen.

Die Wächter der Katakombe sind bestochen. In der niedrigen Vorhalle hinter den geöffneten Gittern flackern Öllämpchen, und man sieht schon zahlreiche Männer und Frauen in ihren Wettermänteln.

Marcia und Pollonius treten eng aneinandergedrückt ein. Von dem weißhaarigen Lentulus geleitet, gehen sie gleich auf den Gang zu, der ins Innere der Erde führt. Lentulus hat von einem Bruder eine rötlich leuchtende Öllampe in Empfang genommen, die er nun hochhält, den Weg zu erhellen.

Der poröse Stein an den Seiten ist nicht nur zu Grabschächten ausgehöhlt, er erweitert manchmal auch den Gang zu hallenartigen Räumen. Einmal bleibt Lentulus stehen und deutet auf die Inschriften, die Heiden ihren Toten auf die Marmortafeln geschrieben haben.

„Tertius Mummius heiße ich, Bäcker war ich und habe immer gerne gegessen und getrunken. Nun kann ich es nicht mehr. Darum, Wanderer, sei klug: freu dich des Lebens!"
An einem anderen Grab steht eine Marmorfigur. Sie stellt einen Knaben mit verlöschender Fackel dar. Darunter liest man:
„Bei den Schatten ist selbst der König ein Nichts. Tanze und spiele droben unter der Sonne. Das ist die Weisheit des Daseins!"
„Eine Welt ohne Hoffnung!" sagt der alte Lentulus. „Wir aber wissen, daß uns Jesus Christus erlöst hat und daß wir auferstehen werden."
Endlich gelangen Marcia und Pollonius in einen kapellenartigen Raum, in dem sich eine murmelnde Menge drängt. Auf einem Steinblock ist ein Altar errichtet. An den Wänden haben einfache Leute Kreuze, einen Hirten mit dem Lamm, das Zeichen des Fisches und das Auge Gottes hingemalt. Kaum sind die zuletzt Gekommenen eingetroffen, als ein Knabe im weißen Kleid ein Glöckchen läutet. Aus einem Nebenraum kommt ein Priester mit dem Kelch des Abendmahls.
„Oh", flüstert Pollonius seiner Marcia zu, „das ist heute sogar der ehrwürdige Marcellinus, der Bischof von Rom und Nachfolger des heiligen Petrus. Diesen Hohen Priester nennen sie ‚Papa' oder ‚Papst', was auf Griechisch soviel bedeutet wie unser Pater (Vater)."
„Es kommt auf die heilige Messe an, Pollonius", wispert Marcia. „Ganz gleich, wer sie liest! Christus ist es, der zu uns Menschen herabsteigt!"
Doch die Beter sollen diesmal nicht in den Genuß von Predigt und Messe, Kommunion und Segen kommen.
Kaum hat der ehrwürdige Marcellinus begonnen, die Worte der Einleitung zu sprechen, als von oben her Geschrei und Waffengeklirr vernehmlich werden. Große Aufregung entsteht. Die Menschen laufen kopflos durcheinander. Einige Besonnene löschen die Lichter aus und rufen den Glaubensbrüdern zu, sich in die Gänge zu zerstreuen.
Auch Marcia und Pollonius fliehen in die Tiefe der Katakomben.
Aber plötzlich lodern Fackeln auf. Polizeisoldaten sperren den Gang ab, in den die beiden geblendet starren. Sie sind gefangene Staatsverbrecher und werden gebunden abgeführt.
Nachdem sie einige Wochen in den finsteren, feuchtkalten Gewölben der Kerker zugebracht haben, teilt man ihnen mit, daß die Stunde nahe sei, in der alle Christen für ihren Glauben einstehen müssen.
Wiederholt hat der Richter in diesen Wochen gefragt, wer das Kaiseropfer darbringen und Christus abschwören wolle. Von den vielen Dutzenden Christen haben nur zwei oder drei Angst bekommen und ihren Glauben verleugnet. Auch Marcia und Pollonius haben sich tapfer zu Christus bekannt und das Opfer verweigert.
Nun sind sie für den Circus maximus bestimmt. Ein hoher Beamter feiert Geburtstag und gibt „Spiele". Diese Spiele beginnen mit den beliebten Wagenrennen, dann folgen Gladiatorenkämpfe. Dabei treten sich viele Paare von Fechtern gegenüber. Sie verwunden und töten sich unterm lärmenden Beifall

der Massen. Rom ist grausam und vergnügt sich, indem es dem Sterben und Leiden anderer Menschen zusieht. Der letzte Teil der Festspiele besteht in Tierhetzen. Hierbei sollen die Christen — unter ihnen auch Marcia und Pollonius — mitwirken. Sie umarmen sich noch einmal in dem düsteren Gewölbe, in das man sie gebracht hat. Dann öffnen sich die ehernen Tore, blendendes Licht strömt von der Sandfläche herein. Nun müssen sie in die Arena, wo in vielen Rängen übereinander hunderttausende Römer samt ihren Familien essend, trinkend, lärmend und schwatzend beisammensitzen. Ungeheueres Geschrei empfängt die Verurteilten. Sie blicken verwirrt zu der Loge des Kaisers und der Vornehmen hinauf.

Das weite Rund erfüllt wildes Geheul. Entsetzt fahren Marcia und Pollonius herum: Ein Rudel Löwen und Scharen rasender Wölfe quellen aus den Käfigen hervor und stürzen sich aufeinander und auf die nächsten Christen. Durch das Geschrei der Menge aufgestachelt, beginnen die wilden Tiere, unter den menschlichen Opfern zu wüten. Pollonius will Marcia schützen. Aber das Mädchen kniet mit gefalteten Händen in den Sand.

„Komm", sagt sie mit glänzenden Augen, „flüchten wir zu ihm, der unsere Hoffnung und unser Glaube ist: zu Christus."

Die Christen tun es dem Mädchen gleich. Sie knieen nieder, und der weißhaarige Lentulus stimmt den Chor an, den sie nun singen.

„Aus der Tiefe rufen wir zu Dir, o Herr! Errette uns!"

Zuerst haben die Römer auf den Galerien mit Pfiffen und höhnischem Geschrei geantwortet, weil die Christen nicht kämpfen. Dann aber wird es still. Die Menge ist ergriffen. Und da und dort vernimmt man, wie Frauen und Kinder vor Mitleid weinen.

Während sich Löwen, Wölfe und nun auch hungrige Bären auf die Verurteilten stürzen, hört man da und dort unter den Heiden die Frage:

„Was ist das für ein Glaube, der die Menschen so tapfer macht?"

Und in der Nacht nach dem Martyrium predigt in einer Katakombe Papst Marcellinus:

„Ein Same ist das Blut der Christen! Denn das ist die Wirkung der Verfolgungen, daß immer mehr Menschen zu Taufe und Bekennerschaft drängen. Gelobt sei der Herr!"

451 n. Chr.

Die Geisterschlacht auf den Katalaunischen Feldern



Ein Stern mit feurigem Schweif war über das nächtliche Firmament gezogen und hatte die Völker geängstigt. Die Sterndeuter sagten großes Unheil voraus. Es würde um Weltuntergang oder Überleben gehen. Schreckliche Ereignisse standen bevor.

Aber auch wer nicht abergläubisch war, konnte die Gefahr der Stunde sehen. Ganz Europa und mit ihm das Christentum waren tödlich bedroht. König Attila, den man „die Geißel Gottes über der Menschheit" nannte, war von Ungarn mit einem ungeheueren Heere aufgebrochen, um den Rest des Römerreichs zu vernichten.

Fünfundsiebzig Jahre waren vergangen, seit die Hunnen plötzlich aus den Pforten des Ostens hervorgebrochen waren. Sie stießen zuerst auf das sich eben bildende Gotenreich am Schwarzen Meer, vernichteten es und unterwarfen oder töteten alle, die ihnen in den Weg kamen. Eine Woge des Schreckens erhob sich. Alle Völker gerieten in Bewegung. Wer konnte, flüchtete Hals über Kopf nach Westen.

Die Grenzen des Römischen Reiches hielten diesem jähen Anprall nicht stand. Die Westgoten überschritten sie, eroberten zuerst Griechenland, später Italien und schließlich Spanien. Andere Germanenstämme, wie die Vandalen, marschierten und segelten bis Afrika, und wieder andere — wie die Ostgoten — mußten fortan als Zwangsverbündete mit den Hunnen ziehen. Die Welt war in Verwirrung und Auflösung. Und nun war Attila zum letzten Angriff auf Europa angetreten.

Diese Hunnen erschienen den Völkern des Westens wie fliegende Teufel. Fast verwachsen mit ihren zotteligen Steppenpferdchen, ritten sie auf fellbedeckten

Holzsätteln, eingehüllt in Leinenfetzen, Leder oder Pelze. Die kahlen, gelblichen Schädel waren glattrasiert bis auf eine dunkle Locke oder bis auf bunt durchflochtene Zöpfe. Mit krummen Schwertern, Bogen, Pfeilen und Wurfmessern konnten sie trefflich umgehen. Sie schossen, hieben und trafen im sausenden Ritt der Massenangriffe, waren kaum zu fassen und tauchten wie Gespenster der Nacht auf.

Wohin die Hunnen kamen, folgte ihnen eine Brand- und Blutspur. Gehöfte und Klöster, Städte und Dörfer blieben zerstört auf ihrer Bahn zurück. Als Attila mit seinen zahllosen Reiterschwärmen westwärts stürmte, durchquerte er rasch das Donauland und traf erst bei den rheinischen Römerstädten auf Widerstand. In befestigten Plätzen wie Straßburg oder Metz ließen seine Reiter weder kleine Kinder noch Katzen oder Hunde am Leben. Unaufhaltsam wälzte sich das Heer auf die Stadt Paris zu. Dann war es nicht mehr weit bis zum Meer. Hatte Attila aber erst den Ozean erreicht, war Europa ausgelöscht. Eine grausame, asiatische Herrschaft würde aufgerichtet werden.

In letzter Stunde hatten sich die Römer mit den ebenso bedrohten Westgoten und den Burgundern geeinigt. Der römische Feldherr Aetius reichte den Königen Theoderich und Gundewig die Hand.

In der weiten Tiefebene, dem „Katalaunischen Feld", das sich zwischen den Städten Troyes und Paris hinzog, erwartete die vereinte Streitmacht des Abendlandes den hunnischen Ansturm.

Attila besetzte die Höhen vor Katalaunia und ließ seine Reiter eine riesige Wagenburg zusammenfahren, die er durch allerhand Hindernisse noch stärker machte. In diesem weiten Kreis schlugen die Hunnen ihre Lederzelte auf. Dann rief Attila seine Zauberpriester und befragte die Götter nach der Zukunft.

Die Zauberer beschauten die Eingeweide geopferter Tiere und lasen aus den Linien abgeschabter Knochen. Dann sagten sie: „Die Hunnen werden Unglück erleben und keinen Sieg erringen. Jedoch bezahlt der Führer der Feinde die Schlacht mit dem Leben!"

Da dachte Attila nichts anderes, als daß Aetius, der Römer, den Tod finden werde. Ihn haßte er am meisten, weil Aetius das Bündnis der europäischen Völker gegen die Hunnen geschmiedet hatte und der klügste Feldherr war.

Deshalb gab er Befehl zum Angriff.

Als die hunnischen Reiter gleich aufgestauten Gebirgsbächen über den Hang in die weite Ebene hinabjagten, schien es, als ziehe sich eine donnernde Flut zahlloser Pferde- und Menschenleiber von Horizont zu Horizont. Während des Heranjagens schossen die Hunnen bereits Wolken von Pfeilen ab.

Langsam und fest schritt die Schlachtordnung der Goten, Burgunder und Römer dem Todfeind entgegen. Auch sie bildeten eine unendlich lange Linie. Stahlblitzend in ihren Rüstungen die römischen Legionäre, eingehüllt in Leder- und Schuppenpanzer kamen die Germanen heran. Die Lanzen und Speere glichen wandernden funkelnden Wäldern.

Dann prallten die beiden Kampfreihen tosend und klirrend aufeinander. Staub brandete hoch, die Luft erzitterte vom Stampfen der Rosse und den Schlägen der Kämpfer.

Oben auf dem Hügel stand König Attila, umgeben von seinen Fürsten. Sie hatten ihren barbarischen Schmuck angelegt: Wolfszähne, goldene Ketten und ganze Netze voller Edelsteine. Ihre Kleider waren kostbar, bunt und pelzverbrämt. Sorgenvoll spähte Attila nach Südwesten.

Seine ungeheueren Reitermassen waren von den Römern und Germanen aufgehalten worden. Die Schlacht stand und tobte. So leidenschaftlich waren die Kämpfe, daß man später erzählte, die Geister der Getöteten hätten in den Lüften weitergerungen. Attila aber hatte eine List angewandt. Er hatte Theoderich, den Ostgoten, mit seinem Heer ausgesandt, die Linie der Feinde zu umgehen und plötzlich von der Flanke anzugreifen.

Jetzt wartete er darauf, daß Theoderichs Scharen auftauchten.

Endlich! Als die hunnische Schlachtreihe schon zu wanken schien, wehten lange Staubfahnen im Südwesten. Die Goten kamen!

Ja, die Goten marschierten, ritten, stürmten in die Flanke der wild miteinander streitenden Heere. Aber was war das? Sie griffen viel zu weit östlich an, sie wandten sich ja gegen die hunnischen Linien statt gegen die burgundischen! Es waren die Goten, die da kamen, jedoch nicht die Ostgoten des Theoderich, die sich verirrt hatten, sondern die Westgoten, die nun dem hunnischen Heer in die Seite fielen. Die Schlacht war verloren.

Attila ließ die Zauberpriester auf ihren langen Signalhörnern zum Rückzug blasen. Am Abend dieses schrecklichen Tages sah er sich in seinem Feldlager von Goten und Römern umschlossen.

Die Katalaunischen Felder waren mit Leichenhügeln bedeckt. Grimmiger als je in einer Schlacht zuvor war das Morden gewesen. Schon kreisten die Raben in Schwärmen über der Walstatt. Attila sah lohende Fackeln über die Ebene wandern. Die Westgoten suchten ihren gefallenen König Theodorid. Als sie ihn fanden, trugen sie ihn auf dem Schild wehklagend ins Lager.

Attila sah keine Möglichkeit mehr, seinen Feinden zu entkommen und den Krieg später wieder aufzunehmen. Diesmal hatte er den Kürzeren gezogen. Europa schien gerettet.

Er befahl aus den Holzsätteln seiner Reiter einen gewaltigen Scheiterhaufen zu türmen. Die ganze Nacht häuften die Leibwachen des Hunnenkönigs die erbeuteten Schätze darauf. Man warf Wagen, Gerät und Kostbarkeiten auf den ungeheueren Berg und zündete auf Attilas Geheiß alles an. Eine hohe Flamme stieg aus dem Hunnenlager zum wolkenverhangenen Himmel. Auf diesem Feuerstoß wollte sich Attila samt all seinen Fürsten verbrennen. Denn er erwartete am Morgen den letzten, entscheidenden Ansturm der vereinigten Feinde und er wußte, daß dies das Ende sein würde.

Doch der Morgen graute und das Wunder geschah. Attila und die Seinen sahen die Römer in vollem Abzug, den Ring der Belagerer geöffnet. Der Weg zur Flucht war frei.

Was war geschehen?

Als der tote Gotenkönig Theoderich gefunden worden war, hatten die beiden Königssöhne Thorismund und Theodebert sogleich den gleichen Gedanken gehabt: Wer jetzt am schnellsten in Tolosa (Toulouse), der gotischen Haupt-

stadt, sein wird, erbeutet den goldenen Königsschatz! Und wer den Schatz hat, wird König der Goten sein.
Theodebert ritt noch in der Nacht mitsamt seinen Freunden ab. Einige Stunden später merkte Thorismund die Flucht des verräterischen Bruders und gab Befehl zu eiligem Aufbruch.
Plötzlich war Feldherr Aetius mit den Burgundern allein. Er hatte nicht mehr die Kraft zur Vernichtung der Hunnen. So mußte auch er, trotz gewonnener Schlacht, mit all seinen Truppen abziehen.
Attila war gerettet. Im Jahr darauf fiel er mit großer Heeresmacht in das beinah schutzlose Italien ein.

496 n. Chr.

König Chlodwig läßt sich taufen

Bei Thor und seinen Blitzen", rief König Chlodwig und faßte ängstlich sein Zauberamulett an. „Der heilige Mann in Reims soll seinen Krug wiederhaben! Ich werde doch nicht so töricht sein und mit mächtigen Göttern Streit anfangen."
„Gelobt sei Jesus Christus!" antwortete der Bote. Ihn hatte Erzbischof Remigius von Reims in die Königspfalz Soissons geschickt, damit der dem Frankenherrscher Vorhaltungen mache. Während das freie Land fast gänzlich in die Hände der erobernden Germanenstämme gefallen war, hatte sich nämlich in alten Römerstädten ein Rest von gallischer und römischer Bevölkerung erhalten. In Reims wirkte unter den christlichen Einwohnern der heilige Remigius als Bischof.
Im unbeschützten Bauernlande taten jedoch die wilden Frankenkrieger, was sie mochten. Wieder einmal hatten sie Kirchen geplündert und viele Kostbarkeiten erbeutet. Besonders ärgerlich war für den Heiligen Remigius der Verlust eines köstlichen Kruges. Deshalb hatte er den Boten gesandt, König Chlodwig um Rückgabe zu bitten.
Mit den Franken gab es viel Ärger. Langsam, aber stetig, zogen immer zahlreichere Stämme über Rhein, Mosel und Maas herüber. Solange die Römer stark gewesen waren, hatten sie „frei und frank" in den Waldgebieten östlich des Rheins gelebt. Deshalb nannten sich die zusammengewürfelten Stämme „Franken". Seit dem Abzug der Legionen überfluteten sie die ehemaligen Provinzen Belgium und Gallien, weil hier natürlich die Äcker schon gerodet und bebaut waren. Es gab bereits Leute, die nicht mehr von Gallien, sondern von „Frankreich" sprachen.
König Chlodwig saß in den eroberten Königshöfen, am liebsten in der „Pfalz" Soissons. Das war eine gewaltige Anlage aus fachwerkgefügten Wohn-, Stall- und Vorratsgebäuden, mit umliegenden Häusern für Gäste, Knechte, Leibwächter und Freunde.

Als Chlodwig seiner Gottesfurcht Ausdruck gegeben hatte, war der Gesandte aus Reims zufrieden und kehrte in die Bischofsstadt zurück.
Der Frankenkönig berief seine Freunde und Gefolgsleute zu sich. Er führte sie in die Kammer, wo die Beute der letzten Kriegszüge aufgestapelt war. Es war Brauch, diese Dinge gleichmäßig unter den Mächtigen zu verteilen.
„Wenn es euch nichts ausmacht", sagte König Chlodwig, „so möchte ich gern jenen Krug für mich haben!"
Alle stimmten zu, nur ein rothaariger Graf, der für seinen trotzigen Starrsinn bekannt war, rief: „Wieso willst du besser sein als wir anderen? Dir steht nur zu, was das Los bestimmt, nichts sonst!"
Mit diesen Worten hob er die steinerne Streitaxt und zerschlug den köstlichen Krug in tausend Scherben. König Chlodwig tat, als mache ihm dieser Vorfall nichts aus.
Bald darauf versammelte sich das Heer der Franken auf dem „Märzfeld" in der Marne-Ebene. Dabei war es üblich, daß jeder Bauernkrieger dem König seine Waffen vorwies. Der König wurde auf einem Ochsenkarren an der Front der Heermänner entlanggefahren.
Als Chlodwig nun zu dem rothaarigen Grafen kam, hielt er an und stieg ab. Er entriß dem Grafen die Steinaxt.
„Keiner ist schlechter gerüstet, als du!" sagte er. Damit warf er die alte Steinaxt verächtlich zu Boden. Der Graf wurde dunkel vor Zorn, bückte sich aber, die Waffe aufzuheben. In diesem Augenblick schwang Chlodwig seine eigene Axt, zerschmetterte dem Mann den Kopf und rief: „Jetzt ist dir geschehen, was du einst zu Soissons mit dem Krug gemacht hast!"
Mit dieser Tat jagte der grimmige Frankenkönig seinen übrigen Gefolgsleuten gewaltige Furcht ein.
Es war sogar für eine Frau schwer, mit einem solchen Mann zu leben. In jener Zeit erkannten viele der klügeren und feineren Frauen, daß die christliche Lehre menschlicher und milder ist als das Heidentum. Auch Chlodwigs Gemahlin Chrodichilde war seit langer Zeit heimlich Christin. Sie bestürmte ihren königlichen Gatten, er möge ebenfalls zu Christus kommen. Doch der König war so hart wie abergläubisch. Er dachte, wenn er Christ würde, könnten ihm die alten Germanengötter: der einäugige Odin, Thor, der Blitzeschleuderer, oder der tückische Feuergott Loki, zürnen. Außerdem wußte er nicht, was all die Herzoge und Grafen dazu sagen würden.
In jenen Jahren wurde fast ständig gekämpft und Krieg geführt. Wieder einmal waren sich Franken und Alemannen in die Haare geraten. Chlodwig wollte das Alemannenland an Neckar und Bodensee erobern. Es kam zu einer großen Schlacht. Die Alemannen, von den Resten der Burgunder unterstützt, waren dem Sieg nahe. Ein ungeheueres Morden hob an, die Franken fielen wie die Fliegen.
Da flehte Chlodwig zu Odin, Thor und Loki, doch die Lage verschlimmerte sich nur. Schließlich hob er die Augen zum Himmel, wie er es bei Chrodichilde gesehen hatte, und rief: „Jesus Christus! Chrodichilde meint, du bist Gottes Sohn. Hilf mir und den Franken, und ich will mich taufen lassen!"

In diesem Augenblick ertönten Hornrufe und neues Schlachtgeschrei. Eine fränkische Abteilung traf neu auf dem Schlachtfelde ein, fiel den Alemannen in den Rücken und entschied das Gefecht. Ein Speer traf den Alemannenkönig. Darauf wandten sich die bisher tapfer fechtenden Alemannen zur Flucht. Der Sieg war errungen, die Alemannen unterwarfen sich dem Frankenreich.

Jetzt war es an Chlodwig, sein Versprechen einzulösen. Er besprach sich mit Chrodichilde.

Der Frankenkönig bestand darauf, daß alles streng geheim vor sich gehe; denn er fürchtete immer noch die Meinung seines Volkes, vor allem der Anführer. Deshalb ritt er lieber nach Reims und gab sich den Anschein, als träfe er Remigius rein zufällig.

Nach dieser Unterredung schickte Remigius seine Geistlichen aus, die bei den fränkischen Großen angesehen waren. Er ließ auch die Grafen und Herzoge wissen, wie vorteilhaft die christliche Religion sei. Dann riet er Chlodwig, es frisch und frei zu wagen und die Versammlung der Vornehmen wegen der Taufe zu befragen.

Chlodwig glaubte auf argen Widerstand zu stoßen. Doch bevor er noch den Mund auftat, bedrängten ihn seine Fürsten selbst, er möge den Schwur erfüllen, den er vor dem ganzen Heere in der Alemannenschlacht getan hatte.

„Wir wollen die alten Götter verlassen, o König", riefen sie „um jenem Christus zu folgen, von dem Remigius uns so viel Schönes erzählt hat!"

Da wurde beschlossen, daß die Franken Christen sein sollten.

Eines war wichtig: Erzbischof Remigius von Reims war ein katholischer Priester, und deshalb würden die Franken Katholiken sein, genau wie die von ihnen unterworfenen Gallier und Römer. Dadurch bekamen Sieger und Besiegte etwas Gemeinsames, sie konnten sich versöhnen und miteinander leben.

Bei den Goten war das anders gewesen. Sie hatten eine östliche Abart des Christentums angenommen, wodurch sie ewig mit den katholischen Römern, Italienern und allen Bürgern der von ihnen besetzten Provinzen im Streit lagen.

In Reims wurden nun die alten Römerstraßen, die halb verfallenen Paläste und die neugebauten fränkischen Fachwerkhäuser mit bunten Tüchern geschmückt. Die Straßen waren mit Blumenkränzen und frischem Grün ausgestattet. Priester gaben Linnenkleider an alle aus, die Christen werden wollten.

Neben der großen Basilika stand eine achteckige Taufkapelle, die nach römischer Weise mit bunten Mosaiken geschmückt war. Sie war jetzt von Kerzenschein, Blumenkränzen und den prachtvollen Gewändern der Zuschauer noch bunter als zuvor. Alle Bischöfe und Geistlichen aus dem weiten Frankreich waren zur Stelle. Erzbischof Remigius stieg vom Altar herab und ergriff am Rand des Wasserbeckens die Schale aus kostbarem Halbedelstein. Aus der Sakristei zogen die Täuflinge mit den blütenweißen Gewändern, König Chlodwig als erster. Jeder trug eine Kerze.

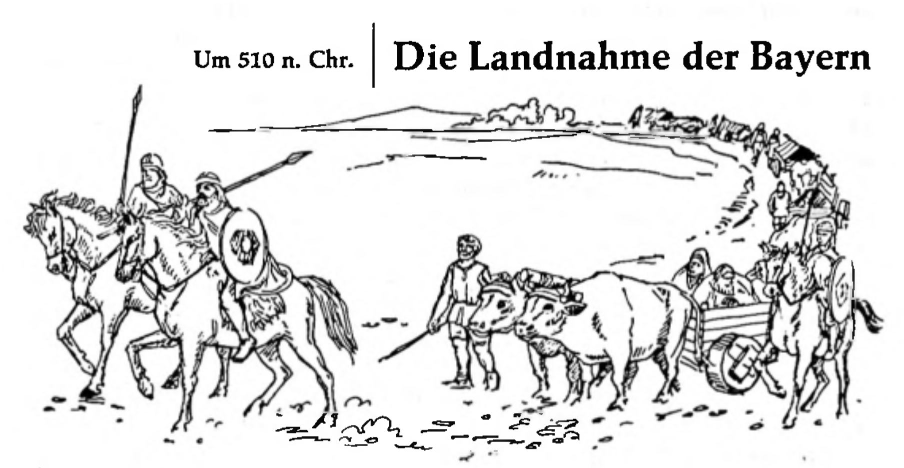
Der König stieg in das knöcheltiefe Wasser des Beckens, und während ihm der Bischof das geweihte Wasser übers Haupt goß, sprach er:

„Beuge still deinen Nacken, o Franke, und verehre, was du verfolgt hast; verfolge, was du verehrt hast!"

Dann wurde Chlodwig mit dem heiligen Öl gesalbt und feierlich unter dem Kreuzzeichen zum König gekrönt. 364 edle Franken folgten an diesem Tag seinem Beispiel und nahmen die Taufe.
Getauft waren sie nun. Aber jetzt sollten sie Christen werden. Chlodwig und seine Krieger bekamen Religionsunterricht. Zum erstenmal vernahmen sie von Gefangennahme, Geißelung und Kreuzestod Christi. Zornentbrannt sprang König Chlodwig von seinem Sitz und brüllte: „Schande über Schande! Wäre ich nur mit dem fränkischen Heerbann in der Nähe gewesen! Niemals hätte Christus das Unrecht erlitten! Bei Thor, ich hätte ihn schrecklich gerächt!"
Bischof Remigius wandte die Augen ergebungsvoll zum Himmel: es würde noch lange dauern, bis seine Täuflinge so etwas Ähnliches wie gute Christen waren.

Um 510 n. Chr.

Die Landnahme der Bayern



Auf der Römerstraße von Salzburg über Seebruck am Chiemsee nach Augsburg und weiter nach Gallien waren reitende Boten unterwegs. Diese Träger wichtiger Nachrichten sah man damals überall auf dem dichten Netz der Landstraßen dahinjagen. Der heilige Mönch Severin von Salzburg schickte die Reiter aus, um die versprengten Römersoldaten in den Kastellen, die Krämer, Handwerker und Bürger der römischen Städte, die lateinischen Gutsbesitzer und auch die keltischen Bauern, Bürger und Beamten zu warnen. Einer dieser Reiter kam nach der kleinen, mauerumwallten Ortschaft Pons Aeni (Pfaffenhofen) am Inn und betrat das stattliche Wohnhaus des Römers Marcus Cornelius.
Der reiche Kaufherr hatte soeben Besuch von einem seiner Lieferanten, einem keltischen Gutsherrn aus dem donaunahen Unterland. Der Mann hieß Gallo, war Christ und sprach fließend Latein.
„Ehrwürden Severin schickt mich", sagte der abgehetzte Bote. „Er läßt all seinen Freunden ausrichten: die Zeit ist gekommen, da die Christen und die Lateiner ausziehen sollen aus diesem Lande, um heimzukehren nach Italien.

Ringsum brodelt es von wilden Völkerstämmen. Die Rugier und Heruler plündern an der Donau, im Osten dringen die Goten voran und im Westen die Alemannen. Nördlich der Donau aber rühren sich die gewaltigen Markomannen. Kein Tag vergeht, ohne daß brandschatzende Horden die Grenzen verletzen. Die Wilden drängen nach dem guten Ackerland der römischen Provinzen."

„Ihr Mönche und Mönchsknechte habt gut reden!" schimpfte der keltische Gutsbesitzer. „Das Wenige, das ihr besitzt, ist schnell auf den Karren geladen. Kann *ich* aber mein Landgut mitnehmen?"

„Nein!" meinte der Bote, „das kannst du nicht. Mein Auftrag führte mich durch Bedaium (Seebruck) am Chiemsee. Dort fand ich die halbe Stadt im Aufbruch. Ja, man sagt, daß sogar die großen und stark befestigten Plätze wie Augusta Vindelicorum (Augsburg) oder Campodunum (Kempten) schon beinah verlassen sind."

Es galt also, schwere Entschlüsse zu fassen!

Seit dem großen Hunneneinfall und der Völkerwanderung war alles in Unruhe und Bewegung. Völker verließen ihre Wohnsitze, um sich neue und bessere zu suchen. Das sterbende Römerreich hatte seine Grenztruppen zum Schutz der von Goten, Rugiern, Herulern und Hunnen bedrohten Heimat Italien abgezogen. Als vor einem Menschenalter der Reichsfeldherr Stilicho zur Abwehr der Westgoten die Legionen aus Britannien abberufen hatte, waren schon wenige Jahre später die germanischen Angeln und Sachsen von Jütland zur unverteidigten Insel hinübergefahren. Seither hieß sie auch Angelland" oder „England". Und jetzt hatte Feldherr Odoaker die Schutztruppen von der Donau zurückbeordert. Die Gefahr, daß fremde Stämme in die Provinzen südlich der Donau und westlich des Limes eindrangen, war damit riesengroß geworden.

Bezeichnend war, daß die römischen Reichsfeldherrn Stilicho und Odoaker selber schon lateinisch sprechende Germanen waren. Der eine war ein Vandale, der andere ein Rugier.

Der heilige Severin von Salzburg hatte einmal seufzend in seine Chronik geschrieben: „Von allen wandernden Germanenstämmen sind wohl die gröbsten die Rugier und Heruler!"

Und ausgerechnet diese belästigten das Voralpenland am meisten.

Marcus Cornelius war schon seit einiger Zeit entschlossen, sein Lager in „Pons Aeni" aufzulösen und das Haus zu verlassen. Er wollte mit Familie, Sack und Pack dorthin ziehen, woher alle Römer einmal gekommen waren: über die Berge heim nach Italien. Viele dachten wie Marcus Cornelius. Ganz anders entschied sich sein keltischer Freund Gallo.

„Und wenn die Germanen wirklich kommen", rief er, „so wird sich wohl auch mit ihnen leben lassen. Ich will es versuchen. Auf keinen Fall möchte ich meine schönen Äcker und Weiden, meine Viehherden und vollen Scheuern aufgeben."

Es dauerte noch einige Jahre. Immer mehr Römerfamilien, Soldatentrupps und Beamte verließen die Städte und das offene Land. Sogar unter der keltischen, lateinisch sprechenden Bevölkerung setzte eine Abwanderung nach den Alpentälern oder ins überwiegend keltische Gallien ein. Die Vorstöße plündernder

und landsuchender Rugier, Heruler, Markomannen und Alemannen wurden häufiger. Späher liefen durch die Gaue. Einer von ihnen war Hacho.
Er ist von einem markomannischen Herzog ausgesandt. Noch immer sitzen die Markomannen im böhmischen Kessel, wo sie die keltischen Boier oder Baiwari besiegt, vertrieben und in sich aufgenommen haben. Weil sie das Land der Boier bewohnen, nennt man sie nun selbst „Boii" oder „Baiwarii". Sie gelten als ein gutmütiges, sinnenfrohes, aber dickköpfiges und etwas schwerfälliges Bauernvolk, das gelegentlich jähzornig werden kann.
Im böhmischen Kessel fühlen sich die Baiwarii nicht mehr recht wohl. Von Osten drängen slawische Stämme ins Land. Eine Weile gehörten die Baiwarii zu dem ostgermanischen Völkerbund der Goten, aber die Hunnenkämpfe haben alles verwirrt und zerschlagen.
Hacho, der Späher, meldet seinen Auftraggebern jenseits der Waldgebirge, daß die von den Römern weitgehend verlassene Provinz südlich der Donau schönes und großenteils schon kultiviertes, also gerodetes Land sei. Keltische und römische Gutshöfe sind in die grünen Hügel eingestreut. Laubwald mit vielen Buchen und Eichen überwiegt, und die zahlreichen Linden versprechen reiche „Zeidelweide" für die Bienen. Auch haben die Römer zu ihrer Zeit feste Straßen und ein gutes Wegenetz gebaut. Mit Widerstand ist kaum noch zu rechnen. Die dritte Legion ist weit über die letzten Kastelle des Limes und die römischen Städte verstreut.
Leute wie Hacho wandern zahlreich durch das offene Land. Auch auf den Gutshof des Kelten Gallo kommt solch ein Spion, der sich als Landstreicher ausgibt. Gallo läßt ihn mit Hunden vom Hof hetzen.
Doch eines Tages ist es soweit: die Baiwarii sind aufgebrochen und wälzen sich mit Viehherden, Karren, Weib und Kind über die Waldberge nach Südwesten. Sie kommen über das von den Römern geräumte Passau und stoßen auf Regensburg vor. Eilig fliehen die letzten römischen Soldaten vor der Lawine ins Innere der Provinz. Schreck und Furcht verbreiten sich. Noch einmal bricht eine Welle von Flüchtlingen auf. Leute, die von Römern abstammen, fahren und reiten über die Alpenpässe. Keltische Einwohner halten zäher aus. Andere wieder ziehen näher an die Berge heran.
Die Bayern nehmen das schöne Land unterm weiß-blauen Himmel in Besitz. Die einzelnen Sippen suchen sich die schönsten Plätze für ihre Ansiedlung. Diese Orte nennt man meist nach den Namen der Familienoberhäupter. Wo einst das schöne Landgut des Kelten Gallo gewesen ist, finden die Bayern nur noch die Spuren einer übereilten Flucht. Herr Gallo ist an die Isara (kelt. die Reißende) zu einem Vetter geflüchtet. Der Spion, den er einst mit Hunden davongejagt hat, zieht nun als Bauer auf dem Hof ein. Es ist Pollo, der Bayer. Das Gut heißt fortan Polling. Aber auch an der Isara ist keine Bleibe für Gallo. Bald sind die Bayern auch hierher gelangt. Vatto übernimmt das Landgut des keltischen Verwandten von Gallo und nennt es künftig Vötting. In der Nähe hat sich Frigiso in Freising niedergelassen. Söhne jenes früheren Spähers Hacho haben die Orte Ober- und Unterhaching gegründet. Andere Bayern benennen ihre Siedlung nach dem schütteren Laubgehölz mit dem Worte „Loh", die Wälder

mit „Hart" und die späteren Niederlassungen mit „Hausen". Langsam, aber sicher, durchdringen die Bayern die ehemalige Römerprovinz.
Wo sie sich niederlassen, entstehen nicht nur jene „-ing-Orte", sondern auch Plätze mit den Endsilben: -ham, -stetten, -hofen oder -tann.
Was sollen Gallo und seine Verwandten tun? Was geschieht mit den letzten römischen und keltischen Kaufleuten, Handwerkern und Landbesitzern? Es ist offenkundig, daß neue Herren im Land sind und daß von Rom und Italien her keine Hilfe zu erwarten ist.
Einfache Leute, die vordem nur Kleinbauern oder Tagwerker gewesen waren, blieben es. Sie zahlen nur etwas Zins durch Feldfrüchte oder Hand- und Gespanndienste. Die größeren Gutsbesitzer sind meist geflüchtet und versuchen im Gebiet der Alpenseen, geschützt von großen Waldungen und Gebirgsrücken, seßhaft zu werden. Da sie noch immer das gewohnte Latein sprechen, das die wenigsten Bayern verstehen, verleihen ihnen diese den spöttischen Namen „Lattierl" oder „Latinuli". Herr Gallo hat mit viel Mühe seine geretteten Viehbestände an einen schönen Alpensee getrieben. See heißt auf Latein „lacus". Die Bayern sprechen von denen, die an die Seen gezogen sind, verächtlich als von „Lackeln", und da sie die Kelten samt den Römern kurzweg als „Welsche" bezeichnen, bekommen einige Orte Namen mit diesem Inhalt: Walchensee, Wallgau oder Walchenau.
Die Bayern sind keine bösartigen Eroberer. Allmählich geht der Rest der römisch-keltischen Bevölkerung im gewöhnlichen Volk auf. Viele Kenntnisse, aber auch zahlreiche Lehnworte kommen von der Altbevölkerung ins bayrische Leben. Noch in späten Tagen wird zum Beispiel der niederbayrische Bauer, wenn er Feuer anzündet, sagen: „ich muß ankenten". Darin steckt das lateinische Wort „ascendere", anzünden, so wie in manchem bayrischen Bauernburschen des Gebirges das Blut von keltischen oder römischen Vorfahren kreist. Denn in dem neuen bayrischen Herzogtum leben nicht nur Hacho, Pollo oder Frigiso, sondern auch Gallo, der Kelte, und ein wenig von vergangenem Römertum fort.

Im 8. Jahrhundert

Aribo wird ein Gescherter

Das schöne und fruchtbare Tal, in dem Kloster Luxeuil liegt, breitet sich an den westlichen Ausläufern der Vogesen aus. Dieser Teil von Burgund war immer schon reich an landwirtschaftlichen Erzeugnissen. Seit aber die frommen Benediktiner das Kloster gegründet und angefangen haben, Obstbäume zu veredeln, Rassevieh zu züchten, bessere Methoden des Ackerbaus einzuführen und weitere Strecken des Buschlandes zu roden, sind die burgundischen Bauern noch mehr angeeifert. Sie machen es dem Kloster nach, in das sie gehen, um zu lernen, und in dessen Schule sie ihre Söhne schicken. Heermann Aribos Gehöft am Ufer des Baches Lanterne ist eines der stattlichsten. Es umfaßt drei

Hufen und da eine Hufe rund dreißig Tagwerk Ackerland besitzt, gehören Aribo fast hundert Morgen. Das breit hingelagerte Geviert aus Wohn-, Stall-, Gesinde- und Scheunengebäuden mit dem starken Zaun aus zugespitzten Pfählen macht darum beinah den Eindruck einer kleinen Bauernfestung. Auf den saftigen Frühjahrswiesen weidet das Fleckvieh, aus den Eichenwäldern ertönt das Hifthorn des Sauhirten, und auf den Streifen des Brachfeldes gehen die Schafe äsen. Im Wechsel mit der Brache ziehen die „Gewanne" des Winter- und Sommerfeldes über die Flächen. Weiter nach Luxeuil zu gibt es noch einmal eine unbebaute Grünfläche. Da sich die umliegenden Bauern der Gemeinde geeinigt haben, daß jedermann, der Bauer im Tal ist, das Recht haben soll, hier sein Vieh zu weiden, nennt man diese Viehweide auch „Allmende" oder kurzweg „Alm".

Für einen großen Landbesitzer wie Aribo gibt es viel zu tun, wenn der Frühling vor der Tür steht. Während im Gehöft Gespanne aus- und einfahren, Knechte Pflüge aufladen oder Ochsen unters Joch schirren, die Mägde im Hausgarten oder im Spinnhaus werken, hat Aribo seine Söhne, Vettern und Großknechte in der Sala um sich versammelt.

Den „Sene-Skalk" oder Alt-Knecht weist er an, welche Felder heuer umgebrochen, wie sie besät oder gedüngt werden sollen. Der „Mähren-Skalk" oder „Roß-Knecht" (Mähre = Pferd) erhält Befehle für die Pflege der edlen Pferde und zum „Truchseß" — das ist der Vorsitzende der „Trucht" oder des Hofgesindes — sagt Bauer Aribo, wie die Leute in Haus und Hof einzusetzen sind. Er hat alle Hände voll zu tun, ist aber dabei glücklich. Denn ein freier Bauer und Heermann ist wie ein kleiner König auf seiner eigenen Scholle.

Da reitet mit weißgeschältem, bebändertem Stab ein fremder Kriegsmann durch das hölzerne Hoftor und schwingt sich vor der Sala vom Pferd.

„Ein Königsmann", flüstert Vetter Garibert furchtsam. „Was will denn der schon wieder im Gau?"

Gleich darauf wissen sie es. Der Reiter bringt die Aufforderung zu einem neuen Kriegszug. Der Aribo-Hof mit seinen drei Hufen ist ein „Allod"-Besitz, das bedeutet, daß er zwar frei von allem Zins und jeder Dienstbarkeit bleibt, sein Herr jedoch verpflichtet ist, im Kriegsfall je Hufe einen gerüsteten Reiter zu stellen.

Das ist ein teuerer Spaß geworden. Brustpanzer, Helm, Schwert, Lanze und Ausrüstung für einen Berittenen kosten soviel, daß man dafür ein kleines Gütchen kaufen könnte.

„Hols der Teufel oder der Fenriswolf!" flucht Bauer Aribo. „Wann werden diese Hausmeier der Könige endlich genug Krieg geführt haben? Vor drei Jahren war es ein Feldzug gegen die Langobarden, vor zwei Jahren ging's gegen die Alemannen, vergangenes Jahr zogen wir wider die Thüringer und jetzt sollen wir schon wieder ausrücken! Als ob es auf den Höfen keine Arbeit gäbe!"

„Denk an Vetter Chilpert, Bauer", erinnert Charibert. „Der hatte eine schlechte Hufe als Lehen und war wehrpflichtig wie du. Da hat er aus seinem „Allod" ein „Feod" (fihu oder feo = althochdeutsch Vieh) gemacht. Er hat alles, was er besaß, dem Kloster geschenkt, bezahlt dafür den „Viehzins" und

den Zehent an Ackerfrüchten, aber das Heermanndasein ist er los. Jetzt stellt das Kloster einen Reiter für ihn, und Chilpert kann zu Hause bleiben ...

„Ja, als Gescherter!" ruft Aribo verächtlich. „Aber ich habe es satt, alle Jahre ins Feld zu ziehen, während Hof und Äcker den Herrn und die Herrensöhne vermissen!"

„Du kannst auch deine drei Hufen an den König zurückgeben", rät der Vetter. „Wer auf Königsboden sitzt und Königszins bezahlt, wird zum Königsmann. Vielleicht macht der Gaugraf einen Meierhof aus deinem Besitz, dann bist du vom Heeresdienst frei, weil du eine Musterwirtschaft führst ..."

„Schöner Blödsinn!" schimpft der Bauer. „Wird der Gaugraf den Aribohof zur Meierei machen, wenn drüben das Kloster schon eine Schule und eine Musterwirtschaft führt! Und Königsmann — daß ich nicht lache! Da müßte ich ja wieder ausrücken! Hört man nicht, daß die Hausmeier aus Trägern von Königslehen und sogar unfreien Leuten Leibwachen zu Pferde zusammenstellen, die beinah das ganze Jahr unterwegs sind? Ich käme vom Regen in die Traufe. Aber das mit der Klosterherrschaft will ich mir wohl überlegen. Man sagt: Unterm Krummstab ist gut wohnen! Die Mönche sind vernünftige und milde Leute. Ich pfeife auf die Freiheit, wenn ich sie Jahr für Jahr als Soldat erstreiten muß!"

Tatsächlich verhandelt Aribo in den folgenden Wochen erfolgreich mit Kloster Luxeuil wegen eines sogenannten „Prekarienvertrags". Er muß mit drei Kreuzen für sich und seine Nachkommen eine Urkunde unterschreiben. Diese besagt, daß er für ewige Zeiten sein „Allod" dem Klosterheiligen übergibt. Das Kloster gibt ihm den ganzen Besitz als „geliehenes Gut" oder als „Lehen" wieder zurück. Bei dieser Feierlichkeit erscheinen Bauer Aribo und einige andere Männer des Gaus im Kloster. Sie tragen Festkleider und haben grünende Zweige mit Wurzeln mitgebracht, die auf ihren Ländereien gewachsen sind. Indem sie diese feierlich im Klostergarten einpflanzen, drücken sie damit aus, daß sie sich mit ihrer Habe in den Schutz des Klosters begeben. Für den Schutz der Kirche verpflichten sich die Bauern zu gewissen Zinszahlungen. Bisher haben sie den „Zehent" — das ist der zehnte Teil des Viehnachwuchses und der Ernte — an die Kirche bezahlt. Es war eine beinah freiwillige Gabe für die Armenpflege, den Klosterunterhalt, für Schule und Seelsorge gewesen. Nun aber tritt die „Non" — ein weiteres Zehntel an Steuern — hinzu. Zudem besagen die Verträge, daß die Bauern gewisse Hand- und Gespanndienste leisten müssen.

Da die Bauern nun dem Grundbesitz nach „hörig" geworden sind, dürfen sie auch die langen Locken nur noch halblang tragen. Zwar sind sie noch keine „Gescherten" wie die Mönche oder unfreien Knechte. Sie müssen nicht die Haare kurz — beinah abrasiert — tragen, aber die vollfreien Gaugenossen spotten doch hinter ihren Rücken, sie seien Gescherte oder Pfaffenknechte geworden.

Daß sie nicht mehr zum Stand der freien Wehrmänner gehören, merken Aribo und seine neuen Genossen am Tag des Gauthings.

Wegen einiger Streitfälle in der Flur, weil es einen Totschlag gegeben hat und

die Markgenossen eine neue Straße bauen sollen, hat der Gaugraf das Thing oder „Taiding" (= Tag-Ding) einberufen. Vor dieser Versammlung *freier* Bauern mag jedermann seinen Standpunkt „verteidinga". Er kann auch vor die Schranken des Gerichts gerufen werden.
Das Thing findet nach altem Brauch auf schöner Waldlichtung unter riesigen Eichen statt. Im Geäst der Bäume hängen als Zeichen der Freiheit Schild, Schwert und Speer. Der „Setstokkar", der geschnitzte Ehrenstuhl des Grafen, steht am Eichenstamm. Rechts und links von ihm sitzen die Schöffen und „Weismänner". Diese stellen Beisitzer dar. Die Weismänner „weisen" das Thing an, nach altem Recht und Herkommen zu verfahren und zu urteilen.
Aribo darf zwar außerhalb des Ringes und weit hinter den Schranken der Bauernversammlung als Zuhörer stehen. Aber keiner wird ihn mehr als Schöffen wählen. Er ist eben ein Gescherter geworden und kein Bauernkönig mehr.
Ja, als er selber eine Klage vorbringen will, weil ein Nachbar die Flechtzäune am Gemeindewald verfallen läßt und somit die Schweine und die Rehe auf den Saatfeldern Aribos weiden können, darf er nicht mehr persönlich vor Gericht und Schranken treten, sondern muß den Klosterverwalter bitten, seine Sache zu vertreten. Er ist „ohne Munt" vor der Versammlung und braucht einen „Vormund".
Das ärgert den Bauern Aribo gewaltig. Als jedoch das Jahr weiter fortschreitet und er sieht, wie die „freien" Nachbarn gewappnet, mit Vorratswagen, Roß und Knecht zum Märzfeld ziehen, wie sie den ganzen Sommer über im Feld stehen und ihre Höfe vernachlässigen müssen, während er zu Hause lebt und neues Land rodet, sagt er zu Vetter Charibert: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten."
Die späten Nachkommen Aribos sind darüber freilich anderer Meinung.

724 n. Chr. | # Bonifatius fällt die Donareiche



Das Dorf hieß Geismar. Es lag inmitten von urwaldbedeckten Bergen in einem grünen Wiesental. Breit und mächtig waren die Gehöfte unter ihren Schilfdächern am Bachlauf aufgereiht. Hoch über die runden Hügelkuppen der Umgebung ragte ein Bergkegel, von einer gewaltigen Eiche gekrönt. Dieser uralte Baum strebte mit seinen mächtigen Ästen über die Kronen aller umliegenden Buchen und Eichen hinaus.

Ein weißgeschälter Zaun umgab den freien Wiesenplatz um diese Eiche. Auf den gekreuzten Stangen über dem Fenztor steckten zwei gebleichte Pferdeschädel.

An der Quelle, die ganz in der Nähe des Stammes hervorsprudelte, knieten einige Weiber und Kinder. Ein Gelähmter humpelte auf seinen Krücken soeben aus dem heiligen Bezirk, und einem Fiebernden gaben seine Pfleger Wasser aus der Heilquelle zu trinken.

Stumm, aber aufmerksam betrachteten die Mönche den Ort. Ihr Anführer, ein hochgewachsener, rotblonder Mann, gab das Zeichen, und sie knieten außerhalb der Umzäunung nieder, um zu beten.

„Was sind das für Odins-Raben?" fragte Ezilo, der Rinderhirt, den alten Ratbod, der ein Freibauer und Schöffe war. „Seit Tagen kann man die Fremden herumstreichen sehen."

„Aus Franken kommen sie herüber", brummte der Bauer. „Der lange Dünne dort, mit dem goldenen Kreuz auf der Brust, heißt Winfrit, aber es ist ihm lieber, wenn ihn seine Leute ‚Bonifatius' nennen. Er soll Engländer sein, ein

Christenpriester und, wie man flüstert, ein besonderer Freund des mächtigen Franken Karl Martell."
„Ei was denn?" wunderte sich der Rinderhirt. „Dann ist es wohl besser, die Burschen am Leben zu lassen. Ich habe nämlich von gewichtigen Männern vernommen, daß manche Lust hätten, den Mönchen mit Speer und Schwert zu kommen."
„Das laßt nur bleiben!" rief der Alte. „Oder wollt ihr uns den fränkischen Heerbann auf den Hals hetzen?"
Beliebt waren die Fremden nicht unter den Chatten oder Hessen.
Trotzdem war der Platz vor dem weißen Zaun und der Rieseneiche dicht mit Menschen, Kriegern, Weibern und Kindern, ja sogar mit Knechten, Mägden und Bresthaften bedeckt, als es hieß, Bonifatius wolle zum Volk sprechen. Sie empfingen ihn schweigend, ja eher mit Murren. Doch sie hörten ihm zu.
Der Missionar erzählte vom großen Herrn Jesus Christus, wie er in die ferne Stadt Jerusalemaburg gezogen sei. Zwölf starke Recken begleiteten ihn. Wohin Jesus auch kam, tat er Wunder: heilte die Kranken, weckte die Toten auf und vermehrte das Brot. Dann sprach Bonifatius von der Gefangennahme Christi, und wie Sankt Peter dem Malchus das Ohr abschlug. Das weckte Freudenstürme. Die Bauernkrieger waren von dem tapferen Gefolgsmann Peter höchst angetan, der seinen König so mannhaft verteidigte. Als Bonifatius aber von Geißelung, Kreuzweg und Opfertod Christi berichtete, teilten sich die Chatten von Geismar in zwei Parteien. Die einen zerflossen vor Mitleid und Zorn, die anderen sagten: „Unser Thor ist eben doch mächtiger. Der wäre mit Blitz und Donner dazwischengefahren."
Dann erhoben sich einige der verstocktesten Heiden und erklärten Bonifatius und seinen Mönchen, daß jene Rieseneiche dort Thors Lieblingsbaum sei, daß Donar — so hieß Thor in dieser Gegend — in der Krone des Baumes wohne und in Gewitternächten feurig am Stamm herniederfahre. Auch Donar tue Wunder durch seine Gegenwart.
„Was redet ihr da von einem gewissen Donar?" erwiderte Bonifatius. „Das ist ein Hirngespinst, nichts sonst! Und ich will euch beweisen, daß es Donar gar nicht gibt und daß wir Christenmönche auch nicht fürchten, was nicht da ist."
Dann versprach er den Bauern von Geismar, er werde noch heute den Baum mit der Axt niederlegen.
Das Tal scheidet sich in zwei Parteien. Schon gibt es einige Leute, die sich auf die Seite der Missionare schlagen. Andere jedoch reden von Frevel, Strafe und Widerstand.
Der Spätnachmittag ist schwül und drückend. Trotzdem laufen die Bauern zu Hunderten zum Donarhain. Als Bonifatius inmitten seiner Brüder den Berg heraufkommt und die Chatten erkennen, daß sie Beile, Sägen und Keile mit sich führen, kommt es zum Aufruhr.
„Fort mit den Äxten!" schreien die alten Bauern; die Weiber kreischen vor Schreck. Besonders Hitzige dringen auf die Fremden ein und wollen ihnen die Werkzeuge fortnehmen. „Schlagt sie tot!" rufen einige. „Da kommen diese Menschen in unseren Gau und wollen unsere alten Heiligtümer zerstören."

Bonifatius tritt vor. Ein paar freundlich gesinnte Bauernkrieger umringen ihn schützend. Er bringt einige Papiere zum Vorschein und verliest sie. Das eine ist ein Brief von einem Mann, der Papst heißt und der die Chatten grüßen läßt. Er fordert sie auf, Christen zu werden, weil Gott sehr mächtig sei. Der zweite Brief kommt von Karl Martell, dem gewaltigen Frankenherrn. Und dieser besagt: Bonifatius und die Seinen unterständen bei Strafe dem Schutz der Franken. Er habe das Recht, durch die Gaue zu ziehen und die Götterbäume umzuhauen.

Grollend weicht die Menge zurück und gibt Bonifatius den Weg in die Umfriedung frei. Sogleich fangen die Mönche an, die Äxte zu schwingen und Kerben zu schlagen. Dann hört man nur noch das gleichmäßige Singen der Säge, unterbrochen vom Schlag der Beile.

Im Westen aber steigt es pechschwarz von brodelnden Wolken herauf. Fahlgelbe Ränder säumen die Wetterwolken und manchmal zuckt es bläulich durch die ganze Breite des Himmels.

„Wartet nur!" flüstert Ezilo. „Thor selber fährt mit seinem Bocksgespann, den Donnerhammer in der Rechten, grollend heran. Gleich wird der feurige Blitz niederzucken und die Frevler vernichten!"

Doch unverdrossen schlagen die Beile, singen die Sägen, selbst als der Regen in schweren Tropfen niederprasselt. Die Mönche scheinen weder Blitz noch Donner zu fürchten. Längst stehen die Zuschauer schweigend und schutzsuchend unter dem Laubdach des Waldes.

Fauchend fährt der Sturm über die Höhen. Plötzlich geschieht es: der heulende Wind fängt sich in der wankenden Krone der Donareiche. Ein Rütteln geht durch den Riesen, dann bricht er krachend in vier Teile auseinander und stürzt. Donars heiliger Baum ist gefällt, ohne daß sich irgendeine Macht der alten Götter gezeigt hätte.

In den folgenden Wochen zimmern die Mönche des Bonifatius unter seiner Anleitung aus dem Holz der heiligen Eiche eine Kapelle auf dem Berggipfel. Sie weihen sie dem Lieblingsapostel der Deutschen, den sie wegen seines Griffs zum Schwert lieben: Sankt Peter. Ein Glöckchen ruft fortan die Menschen zum Gottesdienst.

Das Geschehen auf dem einstigen Donars- und jetzigen Petersberg bei Geismar hat sich weit im Tal herumgesprochen. Immer mehr Bauern verlangen samt ihren Familien danach, die Taufe zu empfangen und sich dem wachsenden Gefolge des milden Christus anzuschließen. In weißen Taufgewändern, brennende Kerzen aus Bienenwachs in den Händen, ziehen die einstmals so grimmigen Chatten bergauf. Neben der Peterskapelle ist die heilige Quelle zum Taufbecken gestaut. Dort stehen nun Bonifatius und seine Mönche mit Schalen.

Nach Predigt und Messe folgt die Tauffeier. Die Bauernfamilien steigen mit aufgeschürzten Kleidern ins Becken und beugen die Köpfe. Bonifatius fragt: „Widersagt ihr künftig dem Donar, den alten Göttern und dem Roßfleisch?"

„Wir widersagen!" ruft der Chor.

„Glaubt ihr auch an Gott, den Vater, an Jesus, seinen Sohn, und an den Heiligen Geist?"

„Wir glauben!“ anworten alle. Dann gießen die Mönche das geweihte Wasser über die Nacken und Häupter. Christen steigen aus dem Becken, in das Heiden hineingestiegen sind.
Als sich die Mission so gut anließ, verabschiedeten sich Bonifatius und seine Mönche. Einer von ihnen blieb als Seelsorger zurück. Der fing auch an, die Kinder der Bauern zu unterrichten.
Bonifatius aber zog weiter in die finsteren Wälder und gefährlichen Gaue Germaniens. Da er nicht alles allein schaffen konnte, rief er durch Briefe immer neue Gefährten aus England, Frankreich oder Italien herbei. Langsam wich das Heidentum aus den deutschen Gauen und immer mehr christliche Kirchen wurden gebaut. An wichtigen Plätzen gründeten Bonifatius und seine Helfer schöne und große Klöster. Bonifatius selbst residierte in der alten Römerstadt Mainz, und der Papst ernannte ihn zum ersten Erzbischof der germanischen Kirche.

732 n. Chr. | Karl Martell siegt bei Tours

Das Gebälk der großen Herrenhalle war frisch mit Ochsenblut und „Färberwaid“ bemalt, an den hölzernen Wänden hingen gestickte Teppiche, welche die Frauen gewirkt hatten. Der Thronsitz Karl Martells stand am oberen Ende der langen, grob gescheuerten Tafel, er war kunstreich geschnitzt und mit Fellen bedeckt.
Als die Gesandtschaft in den Saal geführt wurde, bemerkte sie zunächst die lange Reihe fränkischer Krieger. In ihren gestickten Linnen- und Wollgewändern, in riemenumwundenen Hosen und kurzen Röcken oder auch mit vornehmen Mantelumhängen, langlockig und bärtig, waren sie entlang den Wänden aufgereiht. Ihnen zu Häupten hingen Waffen, Schilde, Geweihe und ausgestopfte Tierköpfe.
Zur Ehren der römischen Boten war der Estrich aus weißem Buchenholz mit Sand und Blumen bestreut.
Und dort saß Karl, der Hausmeier, den man überall „Martell“, den „Hammer“, nannte. Zwar war Karl eben nur ein „Charal“ oder „Kerl“ — kein Mann aus fürstlichem oder gar königlichem Geschlecht. Aber seine Familie hatte schon lange das Amt der Hausmeier inne. Ursprünglich waren sie Gutsverwalter und Gehilfen bei der Regierung der Franken gewesen — heute regierten sie selbst. Die Könige waren ohnmächtig. Alle wichtigen Entscheidungen traf Karl Martell.
Die Gesandten kamen von Papst Gregor III. Er hatte sie mit großen Hoffnungen ausgeschickt und ihnen neben einigen Schätzen ein besonders kostbares Geschenk für Karl mitgegeben.
Als der führende Bischof nun vor den Hochsitz des Hausmeiers trat, schlug ihm das Herz bis zum Hals. Wußte man denn als gebildeter Kirchenmann und Römer, welche Launen so ein wilder Franke hatte?

Demütig beugte der Bischof das Knie, und seine Gefolgsleute taten es ihm nach. Karl starrte die Fremden finster aus seinen wasserhellen Augen an und kraulte sich den rötlichen Bart. Der Bischof hielt eine Ansprache und legte einige der Schätze auf den Tisch: goldene Spangen, Ringe mit Edelsteinen, eine Schale aus Halbedelstein und ein Säckchen alter Goldmünzen. Karl prüfte alles sehr aufmerksam. Dann überreichte der Bischof sein wertvollstes, ja einzigartiges Gastgeschenk.

„Und das hier", sagte er, „sendet dir, o Karl, in väterlicher Zuneigung der heilige Papst! Es ist unermeßlich kostbar. Alle Welt wird dich um diese Gabe beneiden. Es ist nämlich ein Stück von der Kette, mit der Sankt Petrus in Rom gefesselt war: eine Reliquie ersten Ranges."

Karl Martell nahm das Stück nachlässig in die riesige Pranke.

„Ich sehe vor allem", brummte er, „daß es nur Eisen ist."

Die Franken rings an den Wänden lachten brüllend über den Scherz. Der Bischof wurde rot vor Verlegenheit und Ärger. Doch fuhr er in seiner Ansprache fort. Schweigend lauschte ihm Karl Martell.

Endlich bequemte er sich, eine Antwort zu geben. Er sprach rauh und nicht allzu freundlich. Das Geschenk der Petruskette hatte ihm offenbar wenig Eindruck gemacht.

„Der Papst in Rom will ein Bündnis mit den Franken? Ich verstehe das schon: er herrscht nur über die Stadt Rom. Ringsum aber liegen die tapferen Langobarden in Italien und ärgern ihn. Die Krieger der Franken sollen es den Langobarden geben!"

„Der Papst", sagte der Bischof, „ist das Haupt der katholischen Kirche. Die Franken sind Katholiken. Die Langobarden aber gehören zu einem Irrglauben. Ist es da nicht ganz natürlich, wenn sich die Kirche und die Franken verbünden?"

„Die Langobarden", grollte Karl und machte eine abschließende Handbewegung, „sind vor allem die Blutsbrüder und Verbündeten der Franken. Soll ich mich mit ihnen zerstreiten, nur weil der Papst es so will? Ich werde den langobardischen Heerbann brauchen, wenn ich demnächst in den Kampf ziehe."

Der Bischof versuchte Karl zu erklären, wie wundermächtig die Kette des heiligen Petrus sei. Doch das veranlaßte den Krieger Karl nur, sich aus den Kettengliedern Zaumzeug, Gebißstange und Stachel für sein Schlachtroß schmieden zu lassen. Unausgesetzt dachte er an Kampf und Krieg. Aus dem Süden kamen schreckliche Botschaften.

Weit im Osten, in einer Wüste, die Arabien genannt wird, ist vor hundert Jahren ein Prophet namens Mohammed gestorben. Seine Nachfolger, auf arabisch „Kalifen", tragen seither den neuen Glauben mit Feuer und Schwert um den Erdkreis. Arabische Scharen sind in Spanien gelandet, haben die Aufgebote der Westgoten vernichtet und das Land erobert. Seit Jahr und Tag dringen die Araber nun über das südliche Grenzgebirge zwischen Spanien und dem Frankenreich, die Pyrenäen, vor.

Sie haben bereits die alten Römerstädte im Süden eingenommen und rüsten sich nun zum Angriff auf die Franken.

In solcher Stunde kann Karl Martell freilich keinen Streit mit den langobardischen Freunden in Italien anfangen.
Seine Boten sind bereits in alle fränkischen Gaue unterwegs, nach Alemannien, Thüringen, zu den Burgundern und Bayern, zu den Rheinfranken und Chatten. Wie in den Tagen des Aetius und seines Hunnenkampfes muß sich möglichst das *ganze* Abendland in der Abwehr der Araber vereinen. War es seinerzeit die asiatische Steppe, die nach Europa griff, so ist es nun die arabische Wüste, die sich zum Vorstoß anschickt.
Über die alten, halb verwachsenen Römerstraßen und die neuen Knüppelpfade marschieren, reiten und fahren bereits die Aufgebote der verschiedenen Gaue. Wie üblich versammelt Karl Martell seine Scharen auf dem Märzfeld in der Marnebene. Er weiß, daß die Araber und Afrikaner, die ihn angreifen, vor allem durch ihre zahllosen und schnellen Reitertruppen gefährlich sind. Er muß ihnen ebenfals Reiter entgegensetzen.
Seit einiger Zeit gibt es eine Art berittene Leibgarde der fränkischen Könige und Hausmeier: die „Anstrutionen" oder Dienstleute des Königs. Diese „Ritter" dienen freiwillig längere Zeit als Gewappnete und erhalten dafür eines Tages ein Königslehen als Lohn. Zu diesen Anstrutionen fügt Karl Martell nun alle ankommenden Reiter der Stammesaufgebote. Das schwer bewaffnete Fußvolk der Franken, mit Speer, Schildmauer und Schwert, kann nachrücken und sichern, was die Berittenen gewonnen haben.
Vom Märzfeld führt Karl seine Heerscharen südwärts gegen die Loire. Schon in der Gegend des alten Klosters Tours, wo die Römerstadt liegt, stößt er auf lange Flüchtlingszüge. In breiter Front dringen die arabischen Eroberer von Süden heran. Sie haben die schöne Stadt Poitiers bereits eingenommen und marschieren in Richtung Tours und Paris.
Plötzlich tauchen auf den langgezogenen Höhenrücken vor Tours die gepanzerten Ketten der fränkischen Ritter auf. Über Berg und Tal ziehen sich blitzende Reihen von Reitern. Weit dahinter wolkt der Staub des marschierenden Fußvolkes.
Die Araber in ihren Kettenhemden und Spitzhelmen, mit wehenden Mänteln und geschwungenen Krummsäbeln treiben ihre Rosse an. Berber stoßen den gellenden Schlachtruf aus und jagen die Kamele voran. Schwarze und braune Menschen jagen dem Feind entgegen. Die Riesenschlacht um Europa entbrennt. Aber die Kraft germanischer Bauernkrieger überwindet die Zähigkeit und Wildheit der Wüstensöhne. Als der Abend herabsinkt, fluten die Massen der Eroberer geschlagen südwärts. Der fränkische Heerbann rückt nach.
Wieder einmal ist das Abendland vor Überfremdung gerettet. Diesmal waren es die mächtigsten aller germanischen Herren gewesen, die sich als Schildmauer vor Europa und Christus stellten: die Franken.
Der römische Papst gibt seine Pläne nicht auf. Mit dem derben und einfach denkenden Hausmeier Karl Martell kann er nichts erreichen. Als aber Karls Sohn, Pippin, die Nachfolge als Hausmeier antritt und daran denkt, nun reinen Tisch mit den fränkischen Königen zu machen, ergibt sich eine bessere Möglichkeit für die katholische Kirche.

Als Pippin in Rom anfragen läßt, ob es nicht besser sei, daß statt eines schwachen Königs der Mann herrsche, der die Macht wirklich hat, antwortete ihm der Papst zustimmend. Doch der Preis für die Königskrönung des Hausmeiers Pippin ist das gewünschte Bündnis mit dem fränkischen Reich.
Bald marschieren die Franken gegen ihre langobardischen Freunde, unterwerfen Italien und schenken dem Papst den Kirchenstaat. Seither gelten die Franken noch mehr als bisher als Vorkämpfer der Kirche.

788 n. Chr.

Die Bestrafung Tassilos auf dem Maifeld

Herzog Tassilo von Bayern saß im Zelt und trank mit seinem Gast Rheinwein. Der Herzog aus der altbayrischen Fürstenfamilie der Agilolfinger war mit einem Aufgebot bayrischer Krieger zum Maifeld in die Rheinebene bei Ingelheim berufen worden.
Auf der deutschen Seite des Frankenreichs war aus dem „Märzfeld" ein „Maifeld" geworden, weil infolge des rauheren Wetters hier das Gras erst im Mai soweit war, daß die zahlreichen Rosse und Gespannochsen der versammelten Heermänner Futter fanden. Nahe dieser Ebene lag die Pfalz Ingelheim, ein großer Holzbau, der einem befestigten Bauerngehöft glich, und in dem König Karl gern wohnte. Obschon er den bayrischen Agilolfingerherzog zur Heerschau befohlen hatte, war er diesmal nicht so freundlich gewesen, ihn auch bei sich in der Ingelheimer Pfalz wohnen zu lassen. So hauste Herr Tassilo wie all die anderen Grafen, Bauernkrieger und Klosterleute im Zelt auf der Plane.
Unter den hohen Beamten des Königs Karl war Laitrad, ein bayrischer Kleriker. Tassilo kannte ihn schon, als dieser vor Jahr und Tag Priester auf dem Freisinger Domberg gewesen war und für die herzogliche Kanzlei Urkunden geschrieben hatte. Dann war Laitrad von König Karl entdeckt worden. Der Franke hatte ihn zum „Missus" oder Sendgrafen für Südfrankreich gemacht. Als solcher war er Vertreter des Königs und bereiste das Land von Kloster zu Kloster und von Pfalz zu Pfalz. Überall schaute er nach dem Rechten und sorgte für die Durchführung des königlichen Willens. Die meisten Gaugrafen und selbst die Stammesherzoge wie Tassilo wurden aufgeregt, wenn ein „Missus" eintraf.
Laitrad hatte seinen alten Herzog im Lager vor Ingelheim aufgesucht, um ihn zu warnen.
„Stehst du eigentlich gut mit dem König, Herzog Tassilo?" fragte er. „Es gibt fränkische Berater König Karls, die den Agilolfingern nicht eben wohlgesonnen sind. Hat es vielleicht Streit gegeben?"
„Aber wieso denn?" Tassilo schüttelte die langen graubraunen Locken. „Man ärgert sich öfter einmal! Uns Bayern ist zum Beispiel diese ewige Gefolgschafts-

pflicht lästig. Jedes Jahr muß der Heerbann der freien Bauern ausrücken: Einmal führt uns Herr Karl gegen die Araber in Spanien, dann gegen die Aquitanier, gegen die Friesen oder Sachsen, gegen Slawen oder Avaren, und wenn er keinen Krieg führt, dann ruft er uns — wie eben jetzt — zur Heerschau zusammen. Da versäumen die Bauern die Feldarbeit. Zu Hause gäbe es so vieles zu tun: Höfe zu gründen, Wälder zu roden, unsere Auswanderer in der Ostmark zu fördern oder die bayrische Siedlung im Pustertal und in den Alpenländern voranzutreiben. Aber nein: zur Heerschau nach Ingelheim muß der Herzog samt seinem Heerbann!"

„Das mag ärgerlich sein", sagte Leitrad, „aber es ist auch notwendig. Vergiß nicht, Herzog Tassilo, daß mit König Karl wieder Ordnung und Recht, innerer Friede und hohe Kultur eingekehrt sind. Seit Römerzeiten hat es das nicht mehr gegeben, daß ein einziger Herrscher von Spanien bis zur Slawengrenze, von der Nordsee bis tief nach Italien hinein regierte. Das wäre ohne Heerbann und Aufgebot nicht möglich gewesen."

„Herr Karl mag regieren", erwiderte der Bayer. „Doch er soll leben und leben lassen. Die Bayern haben im eigenen Land genug zu tun."

„Vorsicht, Herzog!" warnte Laitrad noch einmal. „Karl der Franke kann ein gestrenger Herr sein."

Anderntags fand die übliche Heerschau auf dem Maifeld statt. Die Krieger aller deutschen Stämme: der Alemannen, Rheinfranken, Mainfranken, Hessen, Thüringer, sogar der Sachsen und Friesen waren in großen Blöcken aufgereiht. Sendgrafen und andere Beamte des Königs schritten die Reihen ab, um Bewaffnung und Ausrüstung zu prüfen. Den Bayern hatte man einen etwas abseitigen Platz zugewiesen. Vor ihrem Aufgebot hielt Herzog Tassilo in voller Kriegsrüstung.

Die Waffenschau und der Vorbeimarsch der Truppen gingen ohne Zwischenfall vorüber. Dann ließ König Karl die Herzoge und Grafen zur Versammlung in die Sala der Pfalz rufen. Als Herzog Tassilo an das riesige, von Holztürmen flankierte Tor des Königshofes kam, wurde er plötzlich von fränkischen Kriegern umringt. Ein Graf erklärte ihm, er sei verhaftet.

Wie einen Gefangenen führten ihn die Franken über den Hof. Da sah Tassilo, daß Planwagen aufgefahren waren. Aus denen luden Franken goldene Schätze: Ringe, Ketten, Schalen und Kleinodien. Für Tassilo waren es wohlvertraute Dinge; denn er erkannte seine eigenen Besitztümer.

„Tassilo!" rief eine schrille Frauenstimme. Und: „Vater! Vater!" fielen wohlbekannte Stimmen ein. Der verhaftete Herzog sah sich um und mußte zusehen, wie fränkische Krieger seine Gemahlin Luitberga, seinen halbwüchsigen Sohn Theodo und die beiden Töchter eben über den Hof führten. Es war ganz offensichtlich: während Herzog Tassilo mit dem bayrischen Heerbann zum Maifeld geritten war, hatten fränkische Königsleute die herzogliche Hofburg in Regensburg heimgesucht. Die Agilolfinger-Familie war festgenommen, die Schätze waren aus den bayrischen „Herzogshöfen" Ranshofen, Ötting, Osterhofen und Aibling geholt worden und die Herzogsmacht in Bayern war gebrochen.

Tatsächlich wird Tassilo in der Sala von Ingelheim vor ein Gericht der Großen des Reiches geführt. König Karl thront finster blickend an der Spitze der Tafel. An den Wänden ringsum stehen Bischöfe, Äbte, Gaugrafen und „Missi", auch einige Herren von Karls „Akademie" oder „Tafelrunde" aus Aachen sind darunter.

Ein Priester verliest eine lange Anklageschrift. Herzog Tassilo hört alles nur wie von fern. Er ist halb betäubt von dem unerwarteten Schlag, der ihn getroffen hat. Doch begreift er soviel, daß man ihn wegen eines Vergehens vor 25 Jahren zur Rechenschaft zieht.

Damals hat König Karls Vater Pippin zur Heeresgefolgschaft gegen Aquitanien aufgerufen. Die Bayern jedoch hatten eben etwas Besseres zu tun und waren nicht gekommen.

„Wie nennt man so etwas?" fragt Karl streng.

„Das ist Heeresverrat!" ruft ein fränkischer Graf. Und ein Sendgraf fährt unerbittlich fort: „Darauf steht Tod!"

„Ein Wort, Herr König!" Sendgraf Laitrad tritt nun vor den Stuhl des Franken. „Man darf nicht vergessen, daß Herzog Tassilo damals sehr jung war und nicht wußte, was er tat. Man soll ihm außerdem zugute halten, daß er in seinem Lande viele Klöster ausgebaut oder gefördert hat: Ötting, St. Emmeran in Regensburg, Chiemsee, Tegernsee, Mondsee, Benediktbeuren und Metten . . ."

„Er hat aber auch die königstreue Kirche unterdrückt", sagt der Freisinger Bischof Arbeo. „Oft hat er unser Kirchengut an sich gerissen."

„Unter den Agilolfingern", fährt Laitrad ungerührt fort, „ist das Bayrische Recht aufgeschrieben worden! Der Herzog hat manchen Landtag abgehalten und stets Gerechtigkeit geübt . . ."

„Genug damit!" befiehlt König Karl. „Ich will nicht, daß er stirbt! Aber Herzog soll er auch nicht mehr sein. Er mag in ein Kloster gehen und Mönch bleiben bis zum Ende seiner Tage!"

Nun hebt zum erstenmal Herzog Tassilo seine Stimme. Er weiß, daß er keine weitere Gnade mehr erlangen wird. König Karl setzt überall die eingewurzelten Stammesherzoge ab und schickt seine Beamten aus. Doch will Tassilo wenigstens die Schande meiden, vor versammeltem Heer geschoren zu werden. König Karl nickt.

So führen Frankenkrieger den Bayernherzog mit Schiffen nach dem Kloster St. Goar. Dort ziehen sie ihm seine Herzogsgewänder aus. Der Klosterbarbier erscheint und schneidet ihm die langen Locken ab. Die Benediktiner kleiden Tassilo als Mönch mit der Kutte ein. Ganz ähnlich geschieht seinem Sohn und seiner übrigen Familie. Die Agilolfinger verschwinden in weit entfernten fränkischen Klöstern. Niemand hört und sieht mehr etwas von ihnen.

König Karl aber schickt seine Gau- und Sendgrafen nach Bayern. Viele dieser Herren bereichern sich am Gut der Bayern. Andere jedoch fördern durch ihre Mustergüter, durch Unterstützung der Klöster, Schulen und Kirchen die Vertiefung der christlichen Lehre und die Verbesserung der Kultur. Auch nimmt König Karl nun kraftvoll den Abwehrkampf an der Avarengrenze auf. Die

Grenzen Bayerns schieben sich donauabwärts, tiefer in die künftige Ostmark hinein. Viele Bauernsöhne aus Ober- und Niederbayern ziehen mit Familien, Viehherden und Gerät in das eroberte Land.
In Bayern selbst bleibt der Widerstand gegen die Franken gering. Nur ein paar ganz Hartnäckige halten eisern an den althergebrachten Agilolfingern fest. Bald nennt das Volk sie halb spöttisch, halb mitleidig die „dummen Bauern-Gloifeln".

800 n. Chr. | Die Krönung Karls zum Kaiser



Wieder war Maifeld. Diesmal hatte der König die Stämme der Franken und Sachsen zur Musterung auf die Ebene von Padabrunn befohlen.
Das Dorf Padabrunn (Paderborn) lag mitten im unruhigen Land der Niedersachsen. Seine ausgedehnte Grasebene zwischen den finsteren Wäldern der Eggeberge und der Lippe'schen Hügel hatte schon im Jahr 777 die erste Reichsversammlung nach dem Sachsenkrieg gesehen. Dann war 785, nach Beendigung des Sachsenkampfes, eine zweite Versammlung der Truppen bei Padabrunn abgehalten worden.
Mit Mord und Brand waren die fränkischen Scharen im Sachsenland eingefallen. Immer wieder hatten die starrköpfigen Niedersachsen die Holzkirchen und die Klöster der christlichen Missionare niedergebrannt. Sie wollten ihr blonden Häupter nicht der Taufe beugen. Das ganze Frankenreich mußte aufgeboten werden, um die Dickköpfe zu besiegen.

Nur wer die heidnischen Pferdeschädel von den Firstbalken nahm, wer dem Fohlenfleisch abschwor und das Zeichen des Kreuzes an seine Haustür nagelte. blieb verschont. Nach langen Kriegszügen und wilden Feldschlachten waren die Sachsen endlich geschlagen. Sie waren Christen geworden und fügten sich in die Ordnung des Frankenreichs.

Auf der Ebene zu Padabrunn ließ ihnen Karl damals die neuen Gesetze verlesen. Es hallte über die Wiesen, wo schweigend die Massen der entwaffneten Sachsenkrieger standen und vom fränkischen Heerbann bewacht wurden.

„Wer während der Fastenzeit Fleisch ißt: der soll sterben!
Wer einen Bischof oder Priester tötet: der soll sterben!
Wer einen Toten nach heidnischem Brauch verbrennt: der soll sterben!
Wer sich vor der Taufe versteckt: der soll sterben . . ."

Immer wieder dröhnte die Drohung über die Plane: der soll sterben!

In den vergangenen vierzehn Jahren hat sich manches geändert. Die Sachsen stehen nun gleichberechtigt neben den fränkischen Heerhaufen mit Speer, Schwert, Schild und Helm zur Besichtigung aufgereiht. Das Zeltlager mit seinen Wagenburgen dehnt sich weit bis zum Wald.

Als König Karl eben mit seinen Grafen und anderen Beamten beschäftigt ist, die Reihen durchzuschreiten und die Bewaffnung zu kontrollieren, sprengt ein Botenreiter die staubige Straße heran. Vor König Karl wirft er sich aus dem Sattel und hält eine Papierrolle hoch.

Ein wichtiger Brief? Karl winkt seinem Kanzleivorstand Kaplan Archimbald. Denn er selber kann nicht gut lesen und überhaupt nicht schreiben. Seine Unterschriften macht er gewöhnlich nach einer Vorlage.

Doch der Bote weiß, was in dem Brief steht.

„Herr König", ruft er atemlos, „du bekommst hochwürdigen Besuch! Der römische Papst selber ist unterwegs und reitet schon von Kloster Fulda ab."

„Wie? der Papst?" wundert sich Karl. „Was sucht der Heilige Vater im deutschen Land? Gibt es nicht in Rom genug zu tun?"

„Wahrscheinlich gibt es dort *zu viel* zu tun!" lacht der junge Einhard, Baumeister, Geschichtsschreiber und Liebling des Königs. „Man hört, daß in Rom große Unruhe herrscht."

Kurze Zeit darauf naht sich dem Lager zu Padabrunn tatsächlich eine vornehme römische Reisegesellschaft. Kloster Fulda hat dem Papst Leo III. Wagen, berittene Krieger und mehrere Knechte mitgegeben, so daß der Heilige Vater mit würdigem Gefolge bei der Heerschau eintrifft.

Der König empfängt die römischen Bischöfe und Priester mit aller Achtung. Zwar spricht er etwas Latein, aber den Rest übersetzen seine Minister.

Papst Leo III. ist als Flüchtling gekommen. Seine Klagen sind bewegt und rühren an das Herz König Karls. Vor einem Menschenalter hat der Vater Karls, Pippin der Kurze, der Römischen Kirche die Stadt Rom und viele Ländereien in Mittelitalien geschenkt. Der Papst ist demnach Landesherr. Ringsum aber wohnen die Häupter der mächtigen Adelsgeschlechter auf ihren Burgen. Diese achten weder Gesetz noch Würde. Sie rauben, plündern, belästigen die frommen Pilger. Und jetzt haben sie es sogar gewagt, Papst Leo in Rom selbst zu

überfallen, zu mißhandeln und sein Leben zu bedrohen. Wie soll endlich Ordnung in Italien einkehren, wenn die Grafen und Herzöge dort tun dürfen, was ihnen gefällt?

Papst Leo ist bei Nacht und Nebel aus Rom geflohen. Wo anders kann der Hirt der Herde Schutz und Hilfe finden als beim mächtigen König der Franken, beim Herrscher des neuen, christlichen Abendlandes?

Wenn Karl der Schutzherr Europas sein will, kann er nicht tatenlos zusehen. So ordnet er seinen Sohn Pippin ab, gibt ihm den klugen Erzkanzler Archimbald und den schlauen Baumeister Einhard mit. Einige tausend der zu Padabrunn versammelten Krieger sollen die Gesandtschaft begleiten. Übers Jahr wird König Karl dann selber nach Italien reisen.

Es geschieht, wie der König befiehlt. Als Baumeister Einhard nach Italien kommt, besucht er auch die Stadt Ravenna. Er ist so hingerissen von den schönen Kirchen, daß er die Baupläne und die Schönheiten dieser Bauwerke abzeichnet. Der König will seine Lieblingspfalz Aachen zu einer schönen Hauptstadt des Nordens ausbauen. Aachen ist eine römische Ruinenstadt. Wenn Einhard zurückkommt, wird er sie mit Kirchen und Palästen schmücken, wie er sie in italienischen Städten gesehen hat.

Im Rom angelangt, verjagen die Frankenkrieger die Adelshorden. Papst Leo III. besteigt wieder den Stuhl Petri, und die Ruhe kehrt wieder ein.

Ein Jahr später kommt König Karl nach Rom. Die Stadt empfängt den mächtigen Franken mit allen Ehren, aber auch mit Furcht. Der Herbst geht dahin, indem Karl Gericht über die Grafen und Herzoge hält. Sogar Papst Leo III. muß sich vor dem königlichen Gericht verantworten, wird aber für unschuldig befunden.

So kommt Weihnachten, das zugleich das Ende des alten und den Beginn des neuen Jahres anzeigt. Am ersten Tag des nun anhebenden Jahres 800 geht König Karl in dem langen weißen Untergewand der Römer mit darübergeworfenem Purpurmantel und den roten Lederschuhen eines römischen Konsuls in die Peterskirche. Tausend fränkische, sächsische und bayrische Recken folgen ihm nach. Auch die Römer strömen in Massen zur Neujahrs- und Weihnachtsmesse.

Ehrfürchtig haben römische Bischöfe den König zu einem Betstuhl geleitet, der dicht am Hochaltar in der ersten Reihe steht. Hinter dem König steht wie eine stählerne Mauer das bewaffnete Gefolge.

Die Messe wird zur Kirchengemeinde hin zelebriert. So sieht Karl, daß neben Kelch und Meßbuch eine schwere, edelsteinbesetzte Krone auf dem Altar steht. Der König ahnt, was geschehen soll, und es ist ihm gar nicht recht.

Zwar ist es ihm gelungen, einen Großteil des untergegangenen Römerreiches wieder zusammenzuschmieden und daraus das Frankenreich zu machen. Auch hat er mit Hilfe der lateinischen Sprache und Verwaltung wieder Ordnung geschaffen. Sein Reich ist erfüllt vom Geist der Römischen Kirche, und man vernimmt da und dort, daß die Völker König Karl einen neuen „römischen Cäsar" nennen. Was aber wird der immer noch in der Stadt Konstantinopel regierende echte Römerkaiser sagen? Und was soll es bedeuten, wenn Karl die

Krone aus der Hand des Papstes erhält? Werden nicht spätere Päpste sagen: „Was wir gegeben haben, können wir auch wieder nehmen?"
Doch für all diese Überlegungen ist es zu spät.
Ehe es sich König Karl versieht, hebt Papst Leo die Krone empor und zeigt sie allem Volk. Die Franken und Römer jubeln gleichermaßen. Dann tritt der Papst herab und salbt Karls Haupt, setzt die Krone darauf und ruft: „Dem erhabenen Karl, dem von Gott gekrönten, großen und friedbringenden *Kaiser* der Römer, Leben und Sieg!"
Die Deutschen schlagen tosend die Schwerter aneinander, die Römer schreien vor Begeisterung, und die Priester stimmen das „Te deum" an. Karl steht im Schmuck der Kaiserkrone vor allen Gläubigen. Man legt ihm den goldgestickten Mantel um, reicht ihm Reichsschwert, Apfel und Szepter. Die Welt sieht, daß die Zeiten der Unruhe und des Verfalls vorüber sind. Das Römerreich ist als „christliches Abendland" neu erstanden.
Der oströmische Kaiser in Konstantinopel nimmt diese Feier sehr übel. Er wird wütend, als Karl der Große ihm Briefe schreibt und die Anrede „Mein Herr Bruder" gebraucht. Dort, wo sich West und Ost berühren: in Venedig und Ravenna, an der Grenze von Kärnten und in süditalienischen Städten kommt es zu Kämpfen. Aber Kaiser Karl trägt alles mit großer Ruhe. Er kehrt nach Aachen zurück und hat nur einen Gedanken: das neue Reich so stark, so sicher und blühend wie möglich zu machen.

911

Der Fußkuß für den König von Frankreich

Als Kaiser Karl mit seinen Franken immer weiter nach Norden vordrang und aus der Fluchtburg der Sachsen, Hamaburg, das Bistum Hamburg machte, flohen viele Heiden nach Dänemark und von dort sogar nach Norwegen. Große Unruhe erfaßte die Völker des Nordens.

In Dänemark und Norwegen wohnten germanische Bauernkrieger an den tief eingeschnittenen Buchten in stattlichen Höfen. Da „Bucht" auf nordisch „Wyk" hieß, nannten sich diese Bauernkrieger auch „Wikinger", Männer der Buchten. Seit alten Zeiten verstanden sie sich auf den Bau von Hochseeschiffen, mit denen sie auf Abenteuer und Raub ausfuhren. Als nun Karl der Große und die Franken die Macht des neuen Reiches und die Lehre der christlichen Religion immer weiter ausbreiteten, gingen viele dieser nordischen Bauernkrieger wieder auf die Schiffe und segelten in ganzen Flotten. In Friesland, Holland, England plünderten sie die Küsten. Aber sie erschienen auch mit Hunderten von Kriegsschiffen in den europäischen Flußmündungen, ruderten stromauf und brandschatzten die Städte. So kamen die Räuber bis Paris, Aachen, Köln, Mainz, ja sogar bis Straßburg und Basel. Die europäischen Völker nannten diese wilden Scharen aus dem Norden „Nordmänner" oder „Normannen".

Kein Kloster und keine Stadt in Stromnähe waren mehr sicher. Der Himmel Frankreichs war von Bränden gerötet, und die Menschen flohen in die sicheren Gebirge und Wälder. An den französischen Flüssen bauten die Bürger Brücken mit niederen Bogen und stacheligen Pfählen als Schutz gegen die Wikingerschiffe. Doch die kühnen Nordleute gingen einfach an Land, schleppten die Schiffe um die Hindernisse herum und fuhren weiter in die Tiefe des Landes. Am schlimmsten trieb es ein großer Stamm von Nordleuten, die mit Weib und Kind, Vieh und Habe aus Norwegen gekommen waren. Ihr Anführer hieß Herzog Rollo.

Besonders schlimm trieben sie es im fernen Westen. Als nach dem Tode Karls des Großen seine Nachfolger das große Frankenreich aufteilten und immer schwächlichere Herren in Westfranken, Lotharingen und Ostfrankien (Deutschland) regierten, hatten die Räuber leichtes Spiel.

Bisher waren die Normannen den Winter über nach Hause gefahren. Die Normannen Rollos aber ließen sich auf der westlichsten Halbinsel Frankreichs nieder und unternahmen von dort aus ihre ständigen Kriegsfahrten. Ein Urenkel Karls des Großen regierte damals in Frankreich, Karl der Einfältige, ein dicklicher, etwas törichter Mensch, der sich nicht zu helfen wußte. Trotzdem war er stolz darauf, ein „Karolinger", ein Nachkomme des großen Karl, zu sein und die Königskrone Frankreichs zu tragen.

Weil er weder ein geschickter Kriegsmann noch ein schlauer Staatenlenker war, wandte er sich an den Erzbischof von Rouen um Rat. Dieser kannte die Normannen gut, weil sein Bistum für sie zuständig war, und wußte, daß diese kühnen Krieger gutem Zureden nicht verschlossen bleiben würden. So ging er zu Herzog Rollo und überzeugte ihn, daß ein Friedensschluß besser sei und daß dann die Normannen in Ruhe in der „Normandie" leben könnten. Freilich müßten sie den König von Frankreich als ihren Oberherrn anerkennen und sich der abendländischen Ordnung beugen.

Herzog Rollo und seine Krieger waren einverstanden. In einer Klosterkirche nahe dem Meer wollten sie dem König den Treueid leisten.

So kam es zu einer höchst seltsamen Begebenheit.

Die Klosterkirche ist ein schlichter, aus Hausteinen gefügter Raum von rechteckiger Form. Der Altarraum wölbt sich halbrund hinaus. Man kann von innen nicht ins schwere Dachgebälk sehen, weil die Decke mit Balken und bemalten Brettern abgeschlossen ist. In eisernen Haltern qualmen Fackeln aus Kienspan. Der Steinblock, der als Altar dient, ist mit Leuchtern bestellt, auf denen Kerzen brennen. Die frommen Mönche haben wegen der Festlichkeit der Stunde bunte Tücher vor den rundbogigen Emporenfenstern ausgehängt und Kränze aus Tannenreisig um die Pfeiler geflochten. Entlang den Wänden stehen Mann an Mann die fränkischen Krieger: stämmige, kraftvolle Gestalten in Schuppenpanzern, mit runden Stahlhelmen, weiten Prunkmänteln. Sie stützen die gekreuzten Hände auf ihre Kurzspeere oder Langschwerter, die zur Feier des Tages bunt bebändert sind.

Vorn im Altarraum sind zwei gegenüberliegende Fellsessel aufgerichtet. Über jedem ist ein kleines Dach aus Purpurstoff mit goldenen Quasten. Zur Linken thront der Erzbischof; zur Rechten und etwas höher gestellt, der König von Frankreich, Karl der Einfältige.

Wo bleiben die Normannen?! Hat es sich Herzog Rollo vielleicht im letzten Augenblick doch anders überlegt? Der Erzbischof schickt schon den dritten Mönch vor die Kirchentür, um Ausschau zu halten.

Da kommt er eilig gelaufen und winkt: Sie kommen, sie kommen!

Hufgetrappel wird hörbar, laute Zurufe ertönen, und gleich darauf nahen klirrende, schwere Schritte. Ein Raunen geht durch die doppelte Kette der Frankenkrieger, als die Kirchentür rauh aufgestoßen wird. All die fränkischen Gaugrafen, Herzoge und Hofleute des Königs wenden sich dem Eingang zu, durch den nun die ersten Normannen schreiten:

Riesige Kerle mit kalt blitzenden Augen, die so blau funkeln wie die stählernen Hemden und die spitzen Helme. Die Recken Herzog Rollos tragen gewaltige Schwerter und Kampfbeile. Um die Schultern wehen feine, gestickte Mäntel.

Voll Verachtung für die Franken drängen sie zum Altarraum und stellen sich im Kirchenschiff auf. Herzog Rollo, ein rothaariger Riese, geht ungeniert nach vorne und sagt, zum König und zum Erzbischof gewandt:

„Nun . . ., ich bin da!"

Eifrig beginnt der Kirchenfürst mit der Feier. Zuerst kommen Messe und Predigt, doch als die Normannen anfangen, unruhig zu werden, wendet sich der Erzbischof dem eigentlichen Zweck der Zusammenkunft zu.

Er verliest eine Urkunde, nach der Rollo, Fürst der Normannen, für sich und seine Nachkommen den Titel und Rang eines fränkischen Herzogs der Normandie erhalten soll. Dafür aber muß er dem König den Treu- und Lehenseid leisten. Bis dahin sind alle Teile einverstanden, denn diese Dinge sind besprochen und ausgemacht. Karl der Einfältige nickt erfreut, Herzog Rollo brummt in den roten Bart.

Jetzt aber sollen Treueid und Unterwerfung unter die Königswürde dadurch besiegelt werden. daß der neue Herzog den feierlichen Fußkuß leistet. Erwartungsvoll streckt Karl der Einfältige seinen rechten Fuß vor, der in einem Seidenschuh steckt.

„Was soll ich tun?" brüllt Herzog Rollo. „Ich, ein freier Seekönig und Fürst der Nordleute habe noch keines Mannes Hand oder Fuß geküßt und ich werde es auch nicht tun! Ich beuge mich nicht, ich bin frei."

Große Aufregung entsteht. Die Franken rumoren zornig mit den Waffen. die Normannen schlagen trotzig an die Schilde. Da springt der Erzbischof auf und schlägt eine Lösung vor: irgendein normannischer Krieger kann den Fußkuß stellvertretend für Rollo vollführen.

Der Herzog wendet sich an seine Leute und sagt: „Wer dem fränkischen König den Fuß küßt, der soll einen schönen Hof und ein paar gallische Dörfer haben! Er soll außerdem Graf werden."

Lange reden die Normannen hin und her, bis sich endlich ein himmellanger Schlagetot mit struppigem Blondhaar bereit findet, den Kuß der Unterwerfung stellvertretend für Rollo zu leisten. Er wird dafür später mit reichen Gütern und dem Grafentitel belohnt.

Wieder streckt der dicke, kleine König sein Bein aus. Der riesige Normanne schreitet aufrecht zum Königsthron. Kein Mensch hat ihm gesagt, *wie* der Kuß zu leisten sei.

Er greift nach dem seidenen Schuh und faßt den königlichen Fuß hart um die Knöchel. Mit einem Ruck reißt er Bein und König vom Thronsessel, führt den Fuß an die Lippen, küßt ihn schmatzend und wirft den entsetzt aufschreienden König zurück auf den krachend zusammenstürzenden Thron. Schwankend fällt der Baldachin herab und begräbt den strampelnden König der Franken.

Wildes Zorngeschrei der Franken und brausendes Gelächter der Normannen erfüllen die Kirche. Mit Mühe verhindert der Erzbischof, daß die beiden Parteien mit Waffen aufeinander losgehen.

So werden die nordischen Krieger zu Untertanen des karolingischen Königs. Hundertfünfzig Jahre später, als den Normannen ihr Herzogtum schon zu klein geworden ist, gehen sie wieder an Bord der Schiffe und fahren unter ihrem Herzog Wilhelm dem Eroberer nach England. Sie erobern die Insel und werden dort selber zu Königen.

10. Jahrhundert

Flucht in die sichere Stadt



Die Königsboten kamen auch in den Gau, der sich zu Füßen der dunklen Harzberge dehnte. Hier war lange umkämpftes Land. In grauer Vorzeit hatten dort germanische Thüringer gehaust. Als die Völkerwanderung aber alles verschob, waren Slawen gekommen. Diese Völker des Ostens schlichen sich auf den Spuren der weichenden Germanen ins Land.
In der Frankenzeit waren jedoch die in der Nähe beheimateten Niedersachsen, Hessen und Rheinfranken wieder ostwärts gezogen. Ihre breit hingelagerten Gehöfte drangen stetig weiter voran. Bis zum Elbstrom, und da und dort schon ein Stück darüber hinaus, war die Erde wieder Besitz der Deutschen.
Warnroda war einer dieser Herrenhöfe der Markgemeinschaft, entstanden auf der Stelle eines ehemaligen Slawendorfes. Die slawischen Kleinbauern, die es nicht vorgezogen hatten, sich nach Osten davonzumachen, waren als Gütler, Tagwerker oder Knechte in den Dienst der deutschen Herren getreten. Ihre Kinder redeten deutsch wie alle anderen.
Zwei Brüder saßen auf Warnroda, und beide hatten kinderreiche Familien. Da Warnroda sowohl vom Waldland der Berge wie von der fruchtbaren Ebene her sehr gut zu erreichen war, hatten sich die freien Bauern der Markgenossenschaft auf dem Gut zusammenbestellt, um die Boten anzuhören. Beinah hundert Familienoberhäupter waren gekommen. Es wäre ihnen ziemlich gleichgültig gewesen, wenn der deutsche König sie angesprochen hätte — aber es war gar

nicht gleichgültig, daß es der Herzog von Sachsen tat. Und deutscher König und Herzog von Sachsen waren in der Person Herrn Heinrichs des Voglers vereint. Die Königsboten sprachen darum auch im Namen des Landesherren und Herzogs.

„Ihr könnt es unter euch ausmachen", sagten sie. „Unser König und Herzog überläßt es jeder Markgenossenschaft, wen sie schickt. Nur eines ist sicher: jede zehnte Familie muß mit Sack und Pack in eine der neugegründeten Städte ziehen."

„Städte sind das ja gar nicht!" rief ein Bauer aus dem Wald, der in seiner Jugend als Abenteurer weit umhergezogen war und am Rhein und in Frankreich gesehen hatte, wie alte Römerstädte und steingemauerte Plätze aussahen. „Im besten Fall kann man das, was der Herzog aufführen läßt, eine Burg heißen."

„Burgen sollen es ja auch sein!" erwiderte der Königsbote. „Denn hinter Graben, Wall und Mauer birgt sich nicht nur der „Bürger", sondern sie bieten auch den Leuten aus dem offenen Bauernland Schutz. Habt ihr vielleicht vergessen, was ihr mit den Ungarn erlebt habt?!"

Das hatten die Bauern am Harz und in der norddeutschen Tiefebene nicht vergessen. Seit das Karolingerreich so schwach geworden war, seit die Herzöge und Grafen taten, was sie wollten und nirgendwo mehr ein gemeinsamer Herr für Einigkeit und Ordnung sorgte, war das Leben schlimm geworden. Was an den Küsten West-Frankiens die Normannen waren, stellten die Ungarn in den deutschen Landen dar.

Dieses Volk aus asiatischen Steppen war durch die Nachwehen der Völkerwanderung in die Grasebene zwischen Donau und Theißfluß geführt worden. Von dort aus überzogen seine wilden Reiterscharen bald die bayrische Ostmark, ja Bayern selbst und Schwaben bis zum Bodensee und Oberrhein, bald auch noch Böhmen, Thüringen und Niedersachsen mit grausamen Plünderzügen. Wohin sie kamen, blieben rauchende Trümmer, Leichen und ausgeraubte Dörfer zurück. Da sie aber so blitzschnell auf ihren Rossen auftauchten wie verschwanden, konnte man sie weder fassen noch richtig besiegen.

Der Gedanke des Herzogs und Königs, in den bedrohten Gauen und Marken befestigte Siedlungen, Städte oder Burgen anzulegen, war nicht übel.

Wer aber sollte das schöne, fruchtbare Land verlassen, den Hof aufgeben und ein „Bürger" werden?

„Neun Bauern sollen den zehnten ernähren, der in die Stadt zieht!" rief der Königsbote. „Und dieser Zehnte kann ja auch von dort aus sein Land bewirtschaften, er kann ein Handwerk lernen oder mag Handelschaft treiben!"

Schließlich einigte sich die Markgenossenschaft auf eine Entscheidung durch das Los. Die Stäbe wurden geworfen. Und so geschah es, daß von den beiden Herren auf Warnrode der jüngere Bruder Gerold bestimmt wurde, in die Stadt zu ziehen; der ältere namens Warnfried sollte weiterhin Bauer bleiben.

Anfangs seufzte Gerold sehr. Er und seine Leute müssen schwer arbeiten, bis Wälle, Gräben und Palisadenzäune um den Ort geführt, bis die Fachwerkhäuser gebaut, die Brunnen gegraben sind und eine Notkirche mit Hilfe der Mönche errichtet ist. Lange Zeit hört Gerold nichts mehr vom heimatlichen Gehöft Warnrode und von der Familie seines Bruders.

Dann trabt eines Tages vor die stattlich und trutzig aussehende Stadt eine Schar gewappneter Reiter. Sie sitzen auf schweren Rossen, tragen Panzerhemden, Helme, Lanzen und Schwerter. Ein Gaugraf übt mit diesen „Rittern" das Schwenken, den Angriff, das Gefecht in Reih und Glied. Abends kommen die Ritter in die Stadt, wo ein Wirt inzwischen schon eine Schenke aufgemacht hat. Und hierbei trifft Gerold seinen Bruder Warnfried.

„Da staunst du, Bruderherz!" sagt der Ritter. „Der Herzog hat uns Zuhausegebliebene auch nicht in Ruhe gelassen. Wer Roß und Panzer hatte, ist aufgerufen worden, sie zum neuen Reiterheer zu gestellen. Im Frühjahr will Graf Gero mit uns ins Slawenland an der Saale hinüberreiten, damit wir den Kampf praktisch üben."

So geschieht es auch wirklich. Die neu aufgestellten Reitergeschwader König Heinrichs (den viele nun auch den „Städtebauer" nennen) werden im ewig weiterschwelenden Kleinkrieg gegen die Slawen eingesetzt. Die Deutschen überschreiten die Grenze an Elbe und Saale. Durch Sümpfe, Ödland und Wälder reiten sie auf die finsteren Wallburgen der slawischen Bauern los, erobern Brennabor (Brandenburg), Jahna (Jena) und sogar das entfernte Libusa (Leipzig). Überall rücken die Mönche nach, bauen Klöster, roden Äcker, legen Obsthaine an und bringen den Slawen die christliche Lehre. Hoch auf der Burg oder wohlgeschützt hinter den Befestigungen der kleinen Städte sitzen die Markgrafen und wachen über der Ordnung.

Und wieder kommt ein Frühling. Weiße Federwolken segeln hoch über den seidenblauen Himmel der grünenden Ebenen und der schönen Gehöfte.

Da steigen plötzlich fern im Südosten dünne braune Rauchwolken auf, die sich rasch verdichten und zu schwerem, schwarzem Qualm werden. Über die staubigen Landstraßen jagen Reiter.

„Bringt euch in Sicherheit!" rufen sie. „Die Ungarn kommen!"

Bald zeigen sich auch die ersten Flüchtlingskolonnen. Bauern mit Wagen, Vieh und Hausrat auf den schnell gepackten Karren treiben die Zugtiere zu höchster Eile an. Schnell zu den Brücken und Toren der nächsten Stadt! Wie weit ist es noch hinter die Wälle und Mauern, die Schutz vor den Räubern bieten?

Warnfried erscheint mit einigen Rittern auf dem Gehöft Warnrode und sorgt dafür, daß Familie, Gesinde und wertvolle Habe rasch in die Stadt geschickt werden. Dort übergibt er seine Lieben dem Bruder Gerold, der schon zusammen mit anderen Bürgern spießbewehrt auf dem Wehrgang steht. Andere rüsten Pfeile, Bögen und Schleudern. Mögen die Steppenreiter nur kommen!

Das sagen auch Warnfried und seine gepanzerten Reiter. Rasch sammelt König Heinrich sein Heer. Diesmal soll den Ungarn der Raubzug übel bekommen. Das offene Land ist beinah menschenleer, die Höfe sind verlassen, das Vieh ist fortgetrieben. Vor den festen Städten aber sind die Räuber machtlos.

Es kommt noch schlimmer für sie. Plötzlich tauchen in weiten Linien Reiter um Reiter auf. Donnernd wälzt sich das deutsche Ritterheer in das Tal der Unstrut. Diesmal können die Plünderer nicht ausweichen und rasch davonreiten. Sie müssen sich zum Kampf stellen.

Nahe dem kleinen befestigten Ort Riade entbrennt die Schlacht.

Mit Getöse werfen sich die deutschen Ritter auf die losen Scharen. Mann neben Mann, Roß an Roß, eine einzige Kette stahlgepanzerter Leiber mit gesenkten Lanzen rollt auf das durcheinanderflutende Gewühl der Leute aus der Steppe zu. Was nützen jetzt Pfeil und Wurfholz, Krummsäbel und Kampfbeil?
Am Ende können nur die schnellen Beine der kleinen Steppenpferdchen helfen. Die Ungarn fluten geschlagen nach Südosten zurück. König Heinrich hat zum erstenmal seit langer Zeit wieder deutsches Land siegreich behauptet.

955 | Als die Ungarn kamen

Noch einmal versuchten es die Ungarn, in Deutschland zu plündern. Auf König Heinrich I., den „Städtebauer", war sein begabter und tapferer Sohn Otto I. gefolgt. Doch die deutschen Fürsten wollten sich nicht gern einem Herrn fügen, und so kam es zu Aufständen, die der neue König freilich bald niederwarf.
Von diesen Unruhen in Deutschland hörten die Anführer der Ungarn, und sie sagten sich: „Jetzt oder nie müssen wir den Deutschen die Niederlage an der Unstrut heimzahlen! Also nach Westen geritten!"
Ganz überraschend überfluteten ungarische Reitermassen die bayrische Ostmark, dann Bayern selbst. Nur vor der alten Römerstadt Augsburg, wo man die Mauern ausgebessert und neue Wälle errichtet hatte, kam der Eroberungszug zum Stehen. Ein gewaltiger Haufe ballte sich dort zusammen und begann, Augsburg zu bestürmen. Unterdessen ritten andere Scharen bis hinüber zum Bodensee und zum Schwarzwald. Das ganze Land stand in Flammen.
Der bayrische Herzog Heinrich, zugleich der Bruder des Königs, lag krank hinter den Mauern von Regensburg. Er schickte eilige Botschaft nach Sachsen: „Komm uns zu Hilfe, Bruder König! Die Not ist groß. Mein Bayernland brennt vom Chiemsee bis zur Donau, und höchste Gefahr ist für Augsburg!"
In Augsburg aber nahm Bischof Ulrich die Verteidigung in die Hand. Er zog Panzer und Lederhemd an, gürtete sich mit dem Schwert und warf über alles das Bischofsgewand mit der Stola. Auf seiner Brust blitzte ein großes Goldkreuz. Dann stieg Herr Ulrich zu Pferde und sprengte an der Spitze seiner Ritter zum Lechtor, gegen das die Ungarn unablässig anstürmten.
„Ergebt euch!" schrien sie. „Wir sind so zahlreich, daß nichts uns widerstehen kann. Nur der Himmel, der über uns einstürzt, könnte uns besiegen!"
Doch die Augsburger und die in die Stadt geflüchteten Kämpfer wehrten sich mit aller Macht, so daß die Ungarn nicht in die Stadt eindringen konnten. Da taten die Steppenreiter etwas, was sie nie zuvor versucht hatten: sie trieben die Bauern der Umgebung zusammen, ließen sie Baumstämme fällen und zurichten. Dann bauten sie große Maschinen, mit denen man Mauern einrennen

und schwere Steine schleudern konnte. Die Gefahr für die Bischofsstadt wuchs ins Ungeheuere.

Bischof Ulrich predigte, hielt feierliche Hochämter und stärkte den Mut der Verteidiger, indem er immer wieder selbst auf die Mauern ging. Schon dauerte der Ungarnsturm länger als eine Woche, da erschien Perechtold, ein Graf von der nahen Reisenburg, mit einem grünen Busch an der Lanze und ritt in das Lager der Ungarnkönige. Der grüne Busch besagte, daß er ein Botschafter und Unterhändler sei.

Seine Botschaft war des Anhörens wert.

„Ich sage euch", verkündete Perechtold, „daß mich der deutsche König selbst ausgesandt hat. Er steht nur noch zwei Tagesmärsche von euch entfernt und führt den geschlossenen Heerbann der deutschen Stämme."

Als die Ungarn dies vernahmen, ließen sie die Hörner blasen und die Gongs schlagen. Die Angriffstruppen verließen den Einschließungsring um Augsburg, und alles rüstete sich zur großen Schlacht.

In finsterer Nacht öffnete Graf Diepold, der Bruder des Bischofs Ulrich, die Stadttore von Augsburg und verließ mit einer Schar wohlgerüsteter Ritter die Stadt, um sich mit dem Königsheer zu vereinen. Im Lager König Ottos, das etwas nördlich von Augsburg aufgeschlagen war, wurden sogleich allgemeine Fasttage ausgerufen und die Vorbereitungen zum Kampf getroffen. So rückte der St. Laurenzitag, der 10. August, heran. In der ausklingenden Nacht fiel Tau auf die Wiesen. Man war sicher, daß der Tag strahlend schönes Wetter und große Hitze bringen würde. Noch in der Dämmerung brachen die Marschblöcke auf. Entlang den Lechhügeln, auf steinigem und steilem Gelände, marschierten die Deutschen um Augsburg herum und wandten sich dann zum Lechfeld hinab. Da die Reiterscharen der Ungarn in bergigem und waldigem Gebiet unsicher waren, kamen die acht Heerhaufen der Deutschen unbeschadet und unbelästigt am Rand der Ebene an. Sie stießen nun in raschem Zug auf Gunzenlee zu, wo bei der Heerschau meist die Lagerfahne zu stehen pflegte. Die drei ersten Scharen waren aus Bayern gebildet, weil diese die meiste Wut hatten. War es doch ihr Land, das verwüstet worden war. Die vierte Schar war aus Franken zusammengesetzt, Herzog Konrad von Lothringen ritt selber an der Spitze. Den fünften Haufen stellten die Niedersachsen.

Da trabten die Reitergeschwader, die König Ottos Vater aufgestellt hatte. Die Söhne Gerolds und Warnfrieds ritten in ihren Reihen. Der König persönlich, in kostbarem Panzerhemd, mit kronreifgeschmücktem Helm und wehendem roten Mantel, führte die Sachsen an. An seiner Seite trug ein riesiger Sachse die Reichsfahne.

Dieses Banner, das auf schwarzem Tuch die goldgestickte Gestalt des Erzengels Michael zeigte, war an einem Lanzenschaft befestigt. Den hatte König Heinrich gegen die ganze Freigrafschaft Burgund eingetauscht, denn die Lanze war die „heilige". Mit dieser köstlichen Reliquie sollte einst das Herz Christi durchstoßen worden sein. In der sechsten und siebten Kolonne ritten Schwaben unter ihrem Herzog Burkhard, und zum Abschluß kamen noch etwa tausend Böhmen. Dann folgten Troßwagen, Küchen, Ersatzpferde und Vorratskarren.

Diesen Aufmarsch der Deutschen hatten jedoch die Ungarn durch ihre verborgenen Späher beobachtet. Als sie sahen, wie die Deutschen unaufhaltsam auf ihr Heer zuritten, ließen sie nur eine dünne Linie von Reitern stehen und gingen mit der Hauptmacht durch die Lechfurt. Sie schlugen im Au-Gehölz einen weiten Bogen, überquerten den Fluß abermals und erschienen plötzlich im Rücken der deutschen Streitmacht.
Plötzlich stieg aus der Gegend, wo der Troß unter Staubfahnen und Geratter dahinrollte, ein schrecklicher Schrei gen Himmel. Flüchtlinge rannten und ritten nach vorn.
Da erkannte der König die List der Ungarn und schickte Herzog Konrad mit seinen Franken aus, die Ungarn zu fassen. Die Franken wandten sich also um, warfen sich auf die Ungarn und schlugen sie bald in die Flucht. Doch nun entwickelte sich in der weiten Ebene die Reiterschlacht. König Otto ergriff die „heilige Fahne" und gab damit das Zeichen zum Angriff.
Schrecklich toste das Ringen über die Felder und steinigen Schafweiden. Der junge Herzog Konrad kam zu einem Bach. Da er wegen der Augusthitze stark schwitzte, stieg er vom Pferd, um sich zu kühlen und einen Trunk zu tun. Als er den Helm absetzte, fuhr ihm ein Ungarnpfeil in die Kehle. Er starb.
Graf Diepold, Bischof Ulrichs Bruder, geriet bei der Verfolgung fliehender Ungarn in der Lechau mit dem Roß in einen Tümpel. Das Pferd überschlug sich, und der Graf geriet unter das schwere Tier. Diesen Augenblick nützten im Gebüsch verborgene Ungarn und erstachen Herrn Diepold.
Doch mehr und mehr wälzte sich der Schlachtlärm gegen die Lechufer. Zu Tausenden stürzten sich die Räuber samt Pferden in die aufspritzenden Fluten und suchten sich aufs gegenüberliegende Ufer zu retten. Die Schlacht auf dem Lechfeld war gewonnen. In Augsburg läuteten sämtliche Kirchen den Sieg ein.
Vor den ungarischen Reitern, die aus der Schlacht entkommen waren, lag ein weiter und unguter Heimweg. Durch Glockengeläut und Feuerzeichen flog die Kunde von der Niederlage der Plünderscharen rascher über das Bayernland hin, als die ungarischen Pferdchen laufen konnten. So wußten die bayrischen Bauern, die sich in Wald und Sumpf versteckt hatten, daß sie nicht mehr viel zu fürchten hätten. Sie lauerten vielen der Flüchtlinge auf und erschlugen sie.
Ein ungarischer Fürst kam, begleitet von einem einzigen Krieger, bei Kraiburg an die Innfurt. Er rief den Fährmann, dieser möge ihn übersetzen, denn er müsse eilig gen Osten. Der riesengroße Fährmann ahnte schon, wen er vor sich hatte; denn der Räuberkönig trug feine Kleider, Goldketten und Ringe. Der bayrische Schiffer lud also die beiden Rosse und Männer auf seinen Kahn und begann zu rudern.
In der Mitte des Flusses zog er das Ruder ein.
„Ihr Ungarn", sagte er, „wolltet doch am liebsten ganz im Bayernland bleiben? So gut hat es euch gefallen! Nun, so bleibt halt da!"
Damit schlug er dem Ungarnfürsten mit dem Ruder den Schädel ein. Den begleitenden Krieger warf er in die reißenden Fluten.
Ähnlich erging es vielen anderen Häuptlingen und Vornehmen der ungarischen Eindringlinge. Die Schlacht auf dem Lechfeld wirkte weithin.

Ganz Deutschland pries König Otto I., den man seither auch „Otto den Großen" nannte. Bald darauf wurde er in Rom zum Kaiser gekrönt. Von Passau aus kamen Glaubensboten ins Land der Ungarn. König Stephan führte sein Volk zum Christentum, wurde heiliggesprochen, und damit wurde auch Ungarn ein Teil des christlichen Abendlandes.
Die siegreichen Bayern aber schickten wieder — wie in den Tagen Karls des Großen — ihre Siedler ostwärts, ins Land an der Enns und bis hinab zum Plattensee und zur Leitha.

10. Jahrhundert

Unter der Linde von Gandersheim

Es kann nicht mehr lange dauern", sagte der Mönch Ekkehard Palatinus zu dem neben ihm reitenden Byzantiner Philagathos, „Kloster Gandersheim muß gleich auftauchen! Es liegt nicht weit von den Ausläufern des Harzgebirges entfernt."
Philagathos im langen bestickten und golddurchwirkten Gewand eines byzantinischen Hofgelehrten nickt wortlos. Man sieht es seinem gelblichen, zerknitterten Gesicht an, daß ihm das Leben in Deutschland immer mehr zuwider wird. Der Wind bläst frisch von den Wäldern herüber, alle Augenblicke stäubt Regen von einem niedrigen, grauen Himmel. Zudem schleppt ihn der kaiserliche Hofstaat von Burg zu Burg und von Kloster zu Kloster. Herr Philagathos muß all diese Strecken im harten Sattel, auf dem schwankenden Rücken eines Pferdes zurücklegen. Von der einfachen und manchmal derben Kost ganz zu schweigen. Ein Glück für den hochgebildeten Griechen, daß er die Landessprache nur wenig versteht. Diese deutschen Ritter, Hofleute oder gar die Fuhrknechte und Bauern sagen Dinge, die am Hof des Kaisers von Byzanz-Konstantinopel nicht gebräuchlich sind.
Der Reisezug Kaiser Ottos II. besteht aus vielen Reitern, einigen Vorratswagen und Pferdesänften. Sogar die junge Kaiserin Theophano muß es sich gefallen lassen, in solch einem holpernden Tragstuhl über Stock und Stein befördert zu werden.
„Wohin werden sie uns jetzt wieder schleppen?" sagt Philagathos auf Griechisch zu einem neben ihm reitenden byzantinischen Künstler. „Am meisten lieben diese deutschen Schlagetote doch Reiterkampf, Wettlauf, Ringen oder den Vortrag ihrer meilenlangen Heldengesänge!"
Herr Philagathos spricht meist Griechisch oder Lateinisch. Diese Sprachen versteht aber auch Meister Ekkehard Palatinus, der hochgelehrte Mönch aus St. Gallen. Ekkehard war der Lehrer Ottos II. gewesen; Palatinus nennt man ihn, weil er in den kaiserlichen „Pfalzen" (lat. palatium) lebt. Hierin haben sich die Dinge in Deutschland sehr geändert!
Noch Otto I. — der Große und Besieger der Ungarn — hat erst im hohen Mannesalter Lesen und Schreiben gelernt. Eben aus diesem Grund befahl er,

seinem Sohn Otto II. eine umfassende Bildung zu geben. Und da unter Otto I. im Jahre 962 das Heilige Römische Reich erneuert und der Machtbereich Karls des Großen beinah wiedergewonnen worden war, durfte der Kaiser für seinen Sohn um die Hand der byzantinischen Prinzessin Theophano werben. Zur Hochzeit der schönen und sehr klugen Griechin kamen zahlreiche griechische Gelehrte, Dichter und Künstler nach Deutschland. Sie waren natürlich einigermaßen überheblich, und viele blickten auf die groben und unwissenden Deutschen herab.

Herr Philagathos war einer dieser Byzantiner. Die deutschen Mönche bewunderten ihn und lernten viel von ihm. Als er nun wieder so spöttisch daherredete, mengte sich Ekkehard Palatinus ein. Er sprach ja ebenfalls griechisch.

„Keine Sorge, Herr Philagathos!" rief er. „In Gandersheim wird es Euch gefallen! Ihr könnt dort einer Dichterkollegin begegnen. Die berühmteste Nonne des Klosters ist Hroswitha. Sie schreibt nicht nur Lobgedichte auf Kaiser und Reich, sondern sogar Theaterstücke."

„Ha, ha, ha!" lachte der Grieche. „Theaterstücke in *Deutsch*!"

„Nein, nein", antwortete Ekkehard. Hroswitha schreibt selbstverständlich in lateinischer Sprache.

Das Kloster liegt in der Nähe eines Dorfs und ist friedlich eingebettet in Wiesengründe, Wälder und Buschland. Sanfte, bewaldete Bergrücken bilden den Hintergrund.

Die Reisegesellschaft kommt eben zum Almosentag zurecht. Krüppel, Kranke, alte Leute und arme Taglöhner mit ihren Kindern drängen an die Klosterpforte. Notker, der Kämmerer, und einige Nonnen schleppen Körbe voll Brot in den Hof, wo schon der eiserne Suppenkessel über dem Feuer dampft. Andere Klosterfrauen versorgen mit Leinenbinden, selbstgebrauten Salben und heilkräftigen Kräutern die Wunden und Geschwüre der Hilfesuchenden.

Als der Herold mit dem kaiserlichen Banner im Torweg erscheint und Hornbläser die Ankunft des vornehmen Besuchs verkünden, bricht lauter Jubel aus. Sogar die Bresthaften und Bettler schreien sich die Seele aus dem Leib. Sie wissen, daß der Kaiser große Almosen geben und sicherlich einen Ochsen schlachten lassen wird. Die kleine Glocke auf dem Türmchen beginnt zu bimmeln. Aufgeregt erscheint Äbtissin Gerberga, von Nonnen umringt. Der kaiserliche Hofstaat füllt den Klosterhof, Begrüßungsreden werden gewechselt.

Nach einiger Zeit zupft Meister Ekkehard den griechischen Freund Philagathos am Ärmel und fordert ihn auf mitzukommen. Er führt ihn aus dem Klosterbereich hinüber ins Dorf. Dort gibt es allerhand zu sehen und zu hören. Mit dem Zug des Kaisers sind Spielleute, Gaukler und Sänger gekommen. Die suchen sich nun ein Trinkgeld bei den Bauern zu verdienen.

Einer hat sein mit drei Saiten bespanntes Hackbrett aufgeschlagen und hämmert darauf klangvolle Akkorde. Dazu stimmt er in langgezogenen Tönen eine Art Sprechgesang an. Was er „singt", sind die Neuigkeiten aus aller Welt. Der Mann ersetzt dem Volke die Zeitung. So hören sie, was der Kaiser in Italien getan hat, wie der Papst mit den italienischen Großen streitet und was die bösen Ungarn machen.

Doch zwei andere Spielleute nehmen dem Sänger die Kundschaft fort. Sie und die Gaukler haben sich unter der Dorflinde niedergelassen. Einer der beiden Musikanten stimmt dröhnend den „Leich Herrn Ottos" an, ein Lied, das von Taten und Tod des großen Kaisers erzählt. Kaum macht der Sänger eine Atempause, so zeigen schon Schwertschlucker, Purzelbaumschläger und Jongleure ihre Kunst. Immer mehr Landvolk sammelt sich auf dem Platz. Schon schlägt man Tische und Bänke auf, und die jungen Leute fragen, ob man nicht ein Tänzchen spielen könne.
Überlegen lächelnd verläßt Philagathos den Dorfplatz.
„Wollen sehen", sagt er zu Ekkehard, „was die Dichterin von Gandersheim zu bieten hat!"
Sie begeben sich ins Kloster zurück, wo sich unterdessen die kaiserliche Gesellschaft im Speise- und Vorlesesaal versammelt hat. Der Raum ist rechteckig und sehr groß. Auf Holzgestellen sind kunstreich gestickte Teppiche ausgespannt, die Bilder aus dem Heiligenleben zeigen. Die Bodenbretter sind mit feinem Sand und Blumen bestreut. Kaiser Otto II. und seine Gemahlin Theophano thronen schon auf den fell- und kissenbedeckten Sesseln inmitten der Hofleute.
Dann tritt Hroswitha, eine hochgewachsene Nonne, mit einer Schriftrolle an das Vorlesepult. Nachdem sie sich tief vor Kaiser, Kaiserin und Äbtissin verneigt hat, beginnt sie ihr Theaterstück vorzulesen. Die Zuhörer folgen gebannt ihren Worten. Fast alle der höfischen Beamten und das kaiserliche Gefolge, die gelehrten Nonnen, Priester und Mönche verstehen das wohltönende Latein. Es ist die Sprache der Gebildeten. Ekkehard beobachtet von der Seite, wie Philagathos mühsam das Lachen verbeißt.
Nun ja: dieses Theaterstück ist naiv wie das Gemüt der Nonne. Die erfundenen Figuren der Heiligenlegende sprechen sehr kindlich.
Immer bemüht sich Hroswitha, belehrend und erzieherisch zu wirken.
Da sagt etwa ein Schüler:

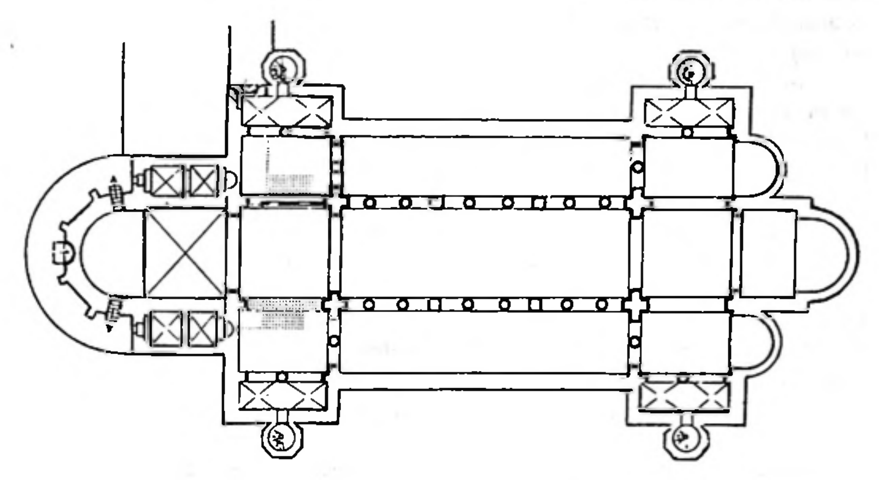
„Nicht selten wird betrübt,
Wer seiner Neugierde Raum gibt!
Doch können wir die unsere nicht überwinden,
Das gehört leider zur Gebrechlichkeit der allgemeinen Sünden!"

Als nach mehr als einer Stunde alles zu Ende ist und der Kaiser Hroswitha Dank und Anerkennung ausgesprochen hat, bleiben Ekkehard und Philagathos allein zurück.
„Nun?" fragt Ekkehard den Griechen. „Was sagt Ihr, lieber Freund?! Haben nicht auch die Deutschen Talent zum Dichten?"
Der Byzantiner rümpft die Nase.
„Ach, hört davon auf! Was wir gehört haben, ist naiv, kindisch und ganz schlicht gewissen römischen Vorbildern nachgemacht. Es ist Theater, wie es sich ein Bauer hinterm Wald vorstellt. Wir in Griechenland haben seit beinah zweitausend Jahren bessere Theaterstücke gehabt."
„Ihr müßt nicht so streng urteilen, Philagathos!" wendet Ekkehard ein. „Was Hroswitha unternimmt, ist nicht mehr als ein Anfang."
„Ein Anfang? Wozu?" spottet der Byzantiner.

„Vielleicht zu einer höheren Kultur, so wie sie heute Byzanz besitzt und vielleicht zu einer blühenden Welt der Dichtung und der Künste. Die Deutschen sind eben aufgewacht. Jetzt haben sie angefangen, in die Schule der Lateiner und der Griechen zu gehen. Aber sie haben Kraft und Begabung. Eines Tages werden sie würdig an die Seite ihrer Lehrmeister treten.

Um 1005

Bernward von Hildesheim baut seinen Dom



Reich beladen mit Eindrücken ist Bischof Bernward nach seinem Amtssitz Hildesheim zurückgekehrt. Er hatte sich schon als Mönch und junger Priester sehr für Kunst interessiert. Reisen hatten ihn wiederholt in die großen Städte am Rhein geführt, wo es vor allem bei den Bischofskirchen und in den reichen Klöstern Werkstätten gab. Dort arbeiteten Mönche und Laien an wunderschönen Kruzifixen, Altarplatten, Heiligenfiguren und allerhand Steinmetz-, Holzschneider- und Goldschmiedeerzeugnissen. In den Schreibstuben kauerten die gelehrten Buchschreiber vor ihren Pulten und pinselten unendlich geduldig die Miniaturen für Anfangsbuchstaben oder eingestreuten Buchschmuck. Das alles war eine Welt der Kunst, die Herr Bernward liebte.

Sehr klug und gebildet wie er war, rief ihn Kaiserin Theophano an die Pfalz, um den Thronfolger Otto III. zu unterrichten. Weil er nun ein Höfling geworden war, bekam er eines Tages auch einen Bischofsstuhl, und zwar in seinem heimatlichen Hildesheim, nördlich vom Harzgebirge.

In den letzten Jahren war Bernward mit dem kaiserlichen Gefolge nach Italien gekommen. Otto III. liebte Italien. Bald lebte er dort wie ein einsiedlerischer

Mönch, bald feierte er rauschende Römerfeste. Viele glaubten, daß im Jahre 1000 die Welt untergehen müsse — aber sie ging nicht unter.

Italien war für Herrn Bernward ein großes Erlebnis gewesen. Mit viel Verständnis studierte er dort die alten Kirchen und jede Art von Kunst. Die klaren Formen römischer Basiliken gefielen ihm gut. Besonderen Eindruck machte ihm eine in Deutschland wenig bekannte Fertigkeit, die er zuerst in Verona entdeckte. Dort waren die Türen von St. Zeno mit aufgenagelten Bronzeplatten geschmückt. Jede dieser Platten war ein kleines Kunstwerk mit biblischen Figuren und Szenen.

Bald nach seiner Rückkehr nach Hildesheim ritt Bischof Bernward noch einmal an den Rhein hinüber und von dort aus weiter nach Frankreich. Man hatte ihm erzählt, daß dort drüben besonders wuchtige und schöngestaltete Kirchen erbaut worden seien. Auf französischem Boden lebte mehr als auf deutschem die Erinnerung an die Römer fort.

So trug Bischof Bernward vielerlei Erkenntnisse zusammen. Als er wieder in Hildesheim war, nahm er seine Arbeit in den Werkstätten auf. Er hatte nämlich neben dem St. Michaelskloster Arbeitsräume einrichten lassen, um geschickte Mönche oder Klosterschüler zu Handwerkern, Bronzegießern, Holzschnitzern, Buchmalern und Baumeistern auszubilden. Im Michaelskloster zog sich der Bischof immer häufiger in seine Klause zurück. Die Mönche hörten den hohen Herrn dann hämmern, sägen und feilen. Aber die Kammer blieb verschlossen.

Dann kommt der Tag, an dem der Bischof selbst seine beiden Vertrauten Thangmar und Goderamus in die kleine Werkstatt holt.

Die Freunde blickten sich in dem Raume um. Erstaunt sahen sie altes Gerümpel, Werkzeug und Werkbänke zwischen Kübeln voller Gips, Brettern, Metallplatten und allerhand Abfall.

Der Bischof zeigte auf einen Tisch, auf dem ein großer Block unter dem Leintuch auf seine Enthüllung wartete.

„Jeder Mensch hat seine Träume!" sagte er. „So ergeht es auch mir. Einmal werde ich das Kleid des Bischofs mit der schlichten Mönchskutte vertauschen und der Welt Lebewohl sagen. Dann werde ich ins Kloster St. Michael als Mönch eintreten. Hier will ich sterben und begraben werden. St. Michael soll aber auch mein Denkmal werden, und so habe ich beschlossen, solange ich Bischof bin noch eine neue und schönere Kirche zu erbauen. Hier ist sie!"

Mit einem Ruck zieht Herr Bernward das Tuch von dem Modell. Goderamus und Thangmar traten mit überraschten Ausrufen näher.

Hier steht aus Holz und Gips gefertigt das Vorbild für die künftige Kirche St. Michael. Bischof Bernward erklärte, warum er sie so und nicht anders geformt hatte.

Die vielen Reisen zum Rhein, nach Italien und Frankreich sind nicht vergeblich gewesen. Aus der einfachen und klaren Form der altrömischen „Basilika" hatte sich ein neuer Stil entwickelt, den man später den „romanischen" nennen wird. Alle Teilstücke der Kirche: Längs- und Querschiffe, Türme, angesetzte niedere Seitenschiffe, Dächer und Torbauten sind aus einfachen Grundkörpern zusammengesetzt. Der ganze Bau sieht aus, als wären Kinder mit einem ausgeprägten

Formgefühl am Werk gewesen. Diese Kinder haben mit Würfeln, Kegeln, Zylindern und Prismen gespielt und daraus einen großen Baukörper zusammengestellt.

Nun hebt Bischof Bernward den Dreikant-Riegel des Daches von seinem Modell ab, so daß die Freunde das Innere von St. Michael sehen konnten.

Auch hier sind die Formen ganz übersichtlich und einfach.

Quer- und Längsschiff sind höher als die beiden angesetzten Seitenschiffe. Man wird das Hauptschiff durch eine bemalte Balkendecke abschließen. Dicht unter der flachen Decke folgt eine Reihe rundbogiger Fenster: der sogenannte „Obergaden", durch den das Licht einfällt.

Die Wand reicht nur bis zur halben Höhe herab, dann öffnen sich wuchtige Rundbogen, die abwechselnd von Säulen und Pfeilern getragen sind. Hinter diesen Öffnungen liegen die Seitenschiffe.

Nach vorne schließt das Hauptschiff mit einem gewaltigen Bogen ab, der bis zur Decke hinaufreicht. Dieser „Triumphbogen" leitet zum halbrund endenden Chorraum mit dem Altar über. Hinter ihm kreuzen die Querschiffe den Längszug der Kirche, so daß die Kreuzform entsteht.

Nachdem der Bischof den Freunden diese Grundanlage seiner Kirche vorgewiesen und ein wenig erläutert hat, zeigt er ihnen Versuche, die er für den Bronzeguß der Domtüren unternommen hat. In Gips geformt liegen noch die Vorlagen auf den Tischen. Es sind Bilder der biblischen Geschichte. Man wird sie mit Wachs überziehen und in eine Gußform einbauen, durch Erhitzen das Wachs ausschmelzen und den entstandenen Hohlraum mit Bronze ausgießen.

Ähnlich wie St. Zeno in Verona soll auch der Hildesheimer Dom Pforten aus Erz bekommen.

„Jeder Teil einer Kirche", sagt Bischof Bernward, „muß von einem Gedanken bestimmt sein. So will ich etwa im Westen eine Unterkirche als Grabstätte bauen: denn Westen oder Sonnenuntergang ist die Richtung des Todes. Im Westportal aber — also über dem Gruftraum —, wo der Weg hinabführt zu Gräbern und Vergänglichkeit des Fleisches, wird St. Michael seinen Platz haben. Denn er ist der Wiegemeister der Seelen und der Beschirmer der Himmelstore. Den Altar, der über der Krypta im Chor liegt, will ich dem Erlöser der Welt weihen."

„So muß es sein, wenn man eine Kirche errichtet!" lobt Goderamus. „Der fromme Besucher muß viele und gedankenvolle Wege wandern können. Fürbittend soll er hinabsteigen in die Gruft, sein Auge gläubig zum Hüter der Himmelspforte, St. Michael, erheben und endlich heimfinden zum Erlöser, dem der Altar der Mitte geweiht ist."

In den folgenden Jahren verwandelt sich der Platz beim Kloster St. Michael in eine große Baugrube. Die Steinmetze verwenden viel Kunst und Phantasie darauf, die Säulenköpfe in würfelförmiger Grundform, aber stets abwechslungsreich zu behauen. Pfeiler werden aufgemauert und Gurtbogen fachgerecht zusammengesetzt. Dazu verwendet man abwechselnd roten und weißen Stein. Die Treträder knarren, schwere Hebemaschinen, die man nach dem griechischen Wort für Kranich, geranos, Kräne nennt, bringen die Steinblöcke in die gewünschte Höhe. Maurer, Hilfsarbeiter und Steinmetzmeister haben zu

tun. Die dienstpflichtigen Bauern fahren das Bauholz herzu, die Schreiner und Zimmerer arbeiten schon an den wuchtigen Balken der Decke. In den Gußwerkstätten des Klosters qualmen die Öfen.
Hier bereitet ein rheinischer Gießmeister unter Anleitung durch den Bischof die künftigen Bronzetore und erzenes Gerät vor, das die Kirche schmücken soll.
Als das Jahr 1020 herankommt und sich der Bau von St. Michael der Vollendung nähert, legt Bischof Bernward freiwillig das Bischofsamt nieder und zieht sich als einfacher Mönch in das Kloster zurück. Seine letzte Sorge wendet sich seinem Sarg zu. Er hilft selber mit, einen steinernen Raum gleich einer Kiste auszuhöhlen, der mit einem dachförmigen Deckel abgeschlossen sein wird. Und man erkennt den bewährten Italienfahrer daran, daß Bernward die Seitenwände des Steinsarges durch Reihen herausgehauener Bilder schmücken läßt. Eine klare Lateinschrift sagt:

> ICH — EINES MENSCHEN TEIL — WAR BERNWARD. JETZT BIN ICH UMSCHLOSSEN HIER VOM SCHAUDER DER GRUFT. ASCHE NUR BIN ICH UND STAUB. ACH, DES ERHABENEN AMTES HAB ICH NICHT WÜRDIG GENUG GEWALTET. FRIEDE GIB, HERR, MEINER SEELE. SINGET, IHR ARMEN, DAZU.

1062 | Der Kampf im Münster zu Goslar

Seit der Erzbischof von Köln, Herr Anno, den knabenhaften deutschen König und künftigen Kaiser Heinrich IV. listig auf sein schöngeschmücktes Rheinschiff gelockt und entführt hat, regiert er praktisch selbst. Die sanfte Mutter des Königsknaben ist ausgeschaltet. Im Frühjahr 1062 beschließt Erzbischof Anno, seinen „Schützling" nach Goslar zu führen, damit er dort einer Versammlung deutscher Fürsten vorgestellt werde. König Heinrich IV. ist knapp dreizehn Jahre alt.
Er wird von Erzbischof Anno sehr streng gehalten, wie man sagt, sogar geschlagen und bei Wasser und Brot in Haft gesetzt. Deshalb tut Heinrich genau das, was ihm Anno sagt.
Goslar hat sich festlich geschmückt. Die Straßen und alle Häuser sind mit frischem Birkenreisig, mit Blütenkränzen und bunten Bannern ausgestattet. Die Herbergen sind überfüllt. Auf der Plane vor der Kaiserpfalz breitet sich ein riesiges Zeltlager aus.
Die Stadt und ihre Umgebung wimmeln von den ritterlichen Dienstleuten der mächtigen Landesherren. Im Münster der Stadt, nahe dem Schultheißenhaus, werden die letzten Vorbereitungen für die Pfingstfestlichkeiten getroffen. Frauen flechten Blumenkränze, Mönche breiten farbige Tücher über die Emporen und Fensterbrüstungen. Im Chorraum hallt Hammerschlag: dort stellen Handwerker die Hochsitze für die Fürsten, Grafen und Bischöfe auf. Durch

den Mittelgang der Kirche schleppen Knechte des Klosters Fulda unter Führung eines Ritters einen wunderbar geschnitzten, mit Bogen, Säulen und gedrechselten Füßen geschmückten Thronsessel. Er gehört dem Abt von Fulda. Ein Mönch trägt die kostbare, gestickte Decke, mit der dieser Thron bedeckt werden soll. Denn das Kloster Fulda ist sehr reich, und sein Abt schätzt sich Fürsten und Bischöfen gleich.

Als aber die Leute von Fulda in den Chor kommen, finden sie den Platz, der ihrem Abte Widerad gebührt, bereits durch den Prunkstuhl des Bischofs Hezilo von Hildesheim besetzt. Auch dieser Thron ist sehr kostbar und prunkt mit eingelegtem Elfenbein und Silber. Die Farben von Hildesheim in Blau und Silber sind in die Tücher eingestickt.

Mit zorniger Hast schaffen die Fuldaer Klosterleute den Hildesheimer Sessel in eine Ecke. Sie reißen die Tücher ab und wollen eben ihren eigenen Sessel aufstellen, als etwas Schlimmes geschieht.

Graf Ekbert von Braunschweig, ein Freund des Hildesheimer Bischofs, hat mit einigen Bewaffneten hinter dem Hochaltar gelauert. Nun stürzen diese Dienstleute Herrn Hezilos hervor. Die blanken Schwerter und Beile in ihren Fäusten verheißen nichts Gutes. Kreischend stieben die Weiber und Mönche aus der Kirche, während sich im Kirchenschiff ein wüster Haufe Streiter dahinwälzt. Endlich ziehen die unterlegenen Mannen von Fulda mit blutigen Köpfen ab. Sie rennen in Herbergen und Zeltlager und rufen die Freunde des Abtes zu den Waffen. Unterdessen läßt Graf Ekbert den Stuhl des Hildesheimers aufrichten.

Eine Stunde später füllt sich das Kirchenschiff mit den hohen Gästen des Hoflagers. Dröhnend schwingen die Glocken über den Dächern von Goslar und rufen zum Gottesdienst.

Kopf an Kopf steht das Volk in den Gassen, die Fenster der engbrüstigen Fachwerkhäuser sind dicht besetzt. Alle wollen den jungen König sehen.

Da kommen schon die Ritter des Kölners dahergepoltert.

Blitzende Kettenhemden, bunte, gevierteilte Röcke über den Schuppenpanzern und wehende Wimpel an den langen Stoßlanzen, so reiten die Ritter durch die Straßen. Neben den schweren, mit wallenden Tuchgewändern behängten Schlachtrossen gehen die Knappen mit langen Locken.

Vor den Bischöfen schwingen Kleriker die Weihrauchkessel. Hinter den Kirchenfürsten reiten die schwerbewaffneten Gefolgsleute. Diese Ritter haben meist ein Landgut vom Kloster oder vom Bischof zu Lehen. Sie sehen nicht weniger grimmig aus als die Mannen der weltlichen Fürsten.

Heinrich IV. ist ein hochaufgeschossener, schmaler Knabe. Die braungoldenen Locken liegen ihm voll auf den Schultern. Manchmal wirft er sie mit herrischer Bewegung zurück. Selten dankt er für die freundlichen Zurufe der Leute. In langsamem Schritt trabt er auf einem Schimmel neben dem mächtigen, schwerfälligen Schlachtroß des Erzbischofs Anno.

Der trägt einen Panzer mit darübergeworfenem Chorrock und einen Helm anstatt einer Mitra.

Als der Erzbischof mit dem König die Kirche betritt, setzt der Chorgesang der Mönche ein. Langsam verteilen sich die Großen: Erzbischöfe, Bischöfe, Herzoge,

Grafen und Pfalzgrafen auf ihre Hochsitze im Chorraum. Das Volk drängt in das Langschiff der Kirche. Um den Unterschied zu den hohen Herrn zu betonen, ist dieses Langschiff durch eine Schranke und einige Stufen vom Chor abgetrennt.

Nun aber entsteht plötzlich Unruhe. Abt Widerad von Fulda, der vergeblich seinen Sessel sucht, ruft nach dem Kämmerer. Gelächter flackert auf. Bischof Hezilo von Hildesheim macht eine spöttische Bemerkung zu dem hinter ihm stehenden Grafen Ekbert. König Heinrich IV. beugt sich zu Erzbischof Siegfried von Mainz hinüber, um zu fragen, was der Vorgang zu bedeuten habe. In diesem Augenblick dringt ein wilder Haufe von Rittern und bewaffneten Klosterleuten zum Portal herein. Sie drängen sich rücksichtslos durch das Volk zum Chor. Dort stürzen sie ohne Rücksicht auf die Heiligkeit des Ortes wutentbrannt auf Bischof Hezilo und Graf Ekbert. Es sind die Fuldaer Dienstmannen, die aus Herbergen und Zelten herbeigeeilt sind, die Unbill an ihrem Herrn zu rächen.

Doch auch Graf Ekbert hat vorgesorgt. Rasch stehen die Hildesheimer Ritter mit blanken Schwertern vor ihrem Lehensherrn und wehren die Fuldaer ab. Schreie gellen auf, Hiebe fallen klirrend nieder und Panzer dröhnen gegeneinander. Schon rötet Blut den Kirchenboden. Umsonst zetert der Priester auf der Kanzel, um den Streit zu schlichten.

Im dichtgefüllten Kirchenschiff bricht große Aufregung aus, die Leute stürmen alle zugleich zum Ausgang. Kinder weinen, und die Frauen mengen ihre gellenden Schreie drein.

Zwischen Halle und Chor entsteht ein freier Raum, den nun die fechtenden Ritter füllen.

Niemand schert sich um die wütenden Befehle Erzbischof Annos oder um die ohnmächtigen Zwischenrufe des Königsknaben. Man beachtet weder den einen noch den anderen und hat nur noch die Absicht, dem verhaßten Feind zu schaden. Kölner Ritter bilden schließlich eine Schildmauer um König und Erzbischof und führen sie beide in die Sakristei.

Der Kampf in der Goslarer Kirche entbrennt immer zorniger. Schon liegt Reginbold, der Bannerträger von Fulda, mit eingeschlagenem Kopf auf den Stufen des Altars. Im zusammengestürzten Chorgestühl verblutet Bero, der Lieblingsritter des Grafen Ekbert. Das Pfingstfest wird zur Schlacht, die sich aus der Kirche auf die Straße fortsetzt.

Hildesheim hat den Streit wohl erwartet. Denn plötzlich stehen alle Hildesheimer Ritter in geschlossenem Haufen vor der Kirche. Die Fuldaer erhalten Schläge, weichen zurück und müssen schließlich das Feld räumen.

Nachdem die Toten fortgetragen und die Verwundeten versorgt sind, tritt sogleich in der Kaiserpfalz ein Gericht zusammen. Graf Ekbert ist der alte Vertraute des Erzbischofs Anno von Köln. Dieser Umstand entscheidet viel mehr als das Recht.

Denn Recht und unabhängiges Gericht gibt es in diesem Staat der Fürsten und der großen Herren nicht. Am Ende entscheiden Freundschaft, Verwandtschaft, Bestechungsgelder oder auch Laune. Selbst der König ist ein ohnmächtiger

Spielball fürstlicher Gewalttäter. Wäre sonst Heinrich IV. der gefangene Schüler des harten Anno von Köln?
Anno von Köln entscheidet auch in dem Streitfall zwischen dem Bischof von Hildesheim und dem Abt von Fulda. Obschon die Hildesheimer mit den Feindseligkeiten begonnen und sie gut vorbereitet haben, werden Kloster Fulda und sein Abt schuldig gesprochen. Das ursprünglich sehr reiche Kloster, das über tausend Güter besessen hatte, mußte fast all seinen Reichtum hingeben, um die Wut seiner Feinde und die Habgier seiner Richter zu stillen.
So jung König Heinrich auch ist, so erkennt er doch seit dem Pfingstfest zu Goslar, daß er ein Reich regieren wird, in dem lediglich Macht, Reichtum und Gewalt gelten. Daraus zieht er später den Schluß, es auch so zu machen.
Doch einem König nimmt die Welt übel, was sie den Fürsten erlaubt. Zuerst wenden sich die Herzoge und Grafen gegen Heinrich IV. Als er dann in die Rechte der Kirche eingreift, belegt ihn der Papst mit dem Bannfluch. Nun predigen auch die Pfarrer gegen ihn. Bald ist er wieder so verlassen wie als Knabe auf jenem Pfingstfest in Goslar.

1076/1077 | Über die Alpen und nach Canossa



Solange die Menschen zurückdenken vermochten, hatte es keinen Winter wie diesen gegeben. Der Schnee lag klafterhoch und sperrte die Straßen. Seit Wochen klirrte der Frost in Wäldern und Feldern. So kalt war es geworden, daß sogar der Rheinstrom zwischen Straßburg und Worms an mehreren Stellen zufror und die Weinstöcke auf den Rebenhügeln bis in die Wurzeln erstarben.
Aus den verschneiten Waldungen waren die Wölfe rudelweise hervorgebrochen. Hungrig umkreisten sie die Gehöfte, Dörfer und die Mauern der Städte. Ja,

sie drangen sogar, von der Not getrieben, durch Kanäle und Gräben in die Gassen der Städte ein. In Speyer und Worms geschah es, daß nächtliche Heimkehrer in dunkler Gasse von Wölfen angefallen wurden.

In seiner Königspfalz zu Speyer saß Heinrich IV. mit seiner Gemahlin Bertha am prasselnden Kaminfeuer. Das Kind, Heinrich V., lag unter Decken und Pelzen in der Wiege. Die Königin trug sogar im Zimmer den pelzgefütterten Mantel, und Heinrich schritt händereibend vor dem Kamin auf und ab. Wenn das Feuer auszugehen drohte, mußte der König selber Scheiter nachlegen; denn die Familie war ganz allein. Der stumme, slawische Diener, der bei ihnen geblieben war, hatte zu tun, um Schlitten und Pferde zu besorgen. Sonst aber wollte niemand mehr mit dem König etwas zu tun haben. Alle Ritter, Gefolgsleute, Diener wie Fürsten hatten den Herrn des Heiligen Römischen Reiches verlassen. Denn das Schlimmste an diesem schrecklichen Winter des Jahres 1076 war, daß der Papst den Kirchenbann gegen den König der Deutschen und künftigen Kaiser geschleudert hatte. Freilich hatte Herr Heinrich den Zorn des Heiligen Vaters wohl verdient. Allen Warnungen und Mahnungen war er unzugänglich geblieben. Ganz nach Laune und Willkür hatte er Bischöfe und Äbte eingesetzt, hohe Kirchenämter waren bei ihm gegen Geld feil gewesen. Mit seinen lockeren Freunden hatte er auf den Burgen im Harzgebirge ein fröhliches Leben geführt und seine Frau Bertha häßlich behandelt. Als er immer übermütiger und zügelloser wurde, hatte der mächtige und kluge Papst Gregor VII. seine Kirchenboten ausgeschickt, die aller Welt verkündeten, daß der König mit dem Bannfluch belegt sei.

Das bedeutete, daß Heinrich IV. nicht mehr zur Gemeinschaft der Christen gezählt wurde, daß er weder die Messe besuchen noch ein Sakrament empfangen durfte. Wenn sich ein Land oder eine Stadt nicht von ihm lossagten, so verhüllten die Pfarrer die Kreuze auf den Altären, schlossen die Kirchentüren ab und ließen die Glocken verstummen. Kein Kind konnte getauft, kein Sterbender getröstet werden. Die Klöster gaben weder Armensuppe noch nahmen sie Kranke und Alte an ihren Pforten auf. Schwarze Nacht sank auf die deutsche Christenheit.

Da sagten sich Herzoge, Grafen und Städte vom König los, um wieder in den Genuß kirchlicher Segnungen zu gelangen. Die mächtigsten der Fürsten jedoch ließen den jungen König wissen, wenn er nicht bis zum 22. Februar des Jahres 1077 vom Banne gelöst sei, so würden sie ihn für immer absetzen und einen anderen wählen.

Nur einige rheinische Städte, denen König Heinrich einstmals viel Gutes getan hatte, hielten zu ihm und gaben ihm Obdach. Trotzdem fand die Königsfamilie kaum Leute, die ihr dienen wollten. In diesen schlimmen Tagen hatte König Heinrich die Liebe seiner Frau Bertha schätzen gelernt. Wo ihn alle verließen, hielt sie still und treu zu ihm. Oft saßen König und Königin Hand in Hand an der Wiege des eben geborenen Thronerben Heinrichs V.

Wie aber sollte es weitergehen?

„Es gibt nur einen Ausweg, lieber Heinrich“, sagte Frau Bertha. „Du mußt dich dem Papst zu Füßen werfen, Verzeihung erbitten und die Lösung vom

Kirchenbann erlangen. Die Frist der Fürsten ist kurz. Man schreibt schon Dezember, und der Winter wird eher ärger als milder."

„Wie soll ich im tiefen Winter, wo Schnee und Eis Wege und Stege verwischen, über das Hochgebirge gelangen?" fragte der junge König verzweifelt. „Die Alpen sind schon im Sommer ein Abenteuer. Im Winter geht kein Mensch über die verschneiten Pässe! Und käme ich nach Italien und erreichte ich den Papst: würde er mich dann freisprechen, er, der mich haßt und der auf meinen Sturz wartet?"

„Vergiß nicht, Heinrich", antwortet Bertha, „der Heilige Vater ist zuerst Priester Christi, dann erst dein Feind. Als Priester *muß* er den reuigen Sünder lossprechen. Also zögere nicht und brich auf nach Italien. Ich will dich begleiten. Wenn wir untergehen, so mag es gemeinsam sein."

„Und das Kind?"

„Das nehmen wir mit. Gott wird uns schützen."

Tatsächlich brach König Heinrich Mitte Dezember zur Italienfahrt auf. Sein stummer Slawe hatte Pferde und Schlitten besorgt. Die Familie fuhr in Pelze eingehüllt auf dem zugefrorenen Strombett südwärts. Sie gelangten durch die Burgundische Pforte in die Stadt Besançon. Dort feierte sie Weihnachten und den Jahreswechsel. Unerkannt — denn sonst hätten sie keine Kirche betreten dürfen — nahm die Königsfamilie an der Christmette teil. Dann glitt der Schlitten wieder in die eisige Wildnis hinaus. Wolfsgeheul klagte aus den dunklen Waldungen, im Schnee sah man Bärenfährten, und über den einsamen Holzhütten der Hirten und Bergbauern stand blau der Rauch, als sei er am Himmel festgefroren.

Durch einen getreuen Burgunderritter wurde König Heinrich an einen Berghirten und Jäger gewiesen, der Weg und Steg in den Gebirgen genau kennt. Aber selbst dieser wetterharte Älpler schüttelte bedenklich den Kopf, als er Heinrichs Ansinnen hörte.

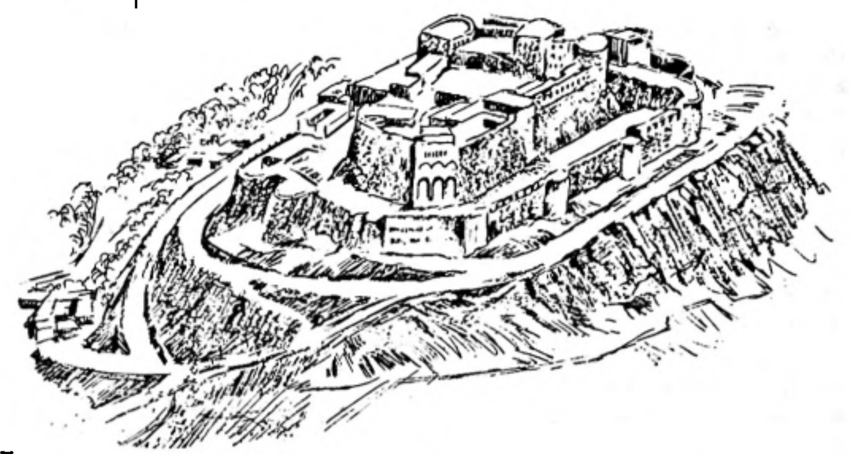
„Über die Hochalpen im Winter? Unmöglich!"

Frau Berthas dringliche Bitten bestimmten den Jäger, das Unternehmen zu wagen. Sie fuhren, so weit es mit dem Schlitten ging. Dann mußten sie mühsam durch Schneemassen waten. Der Gebirgler trug im Huckekorb den kleinen Prinzen. Lawinen donnerten zu Tal, Schneegestöber hüllte die einsamen Wanderer in dichte Watte, und erstarrend fraß der Wind an den Knochen. Als sie die Paßhöhe des Mont Cenis erreicht hatten, brachte der Jäger Ochsenhäute zum Vorschein. Auf diese setzte er einen nach dem anderen, König und Königin, und ließ sie am Seil abwärtsgleiten. Frau Bertha preßte angstvoll ihren Sohn an sich. Endlich erreichten sie die südlichen Berghänge. Das Wetter wurde milder, der Schnee lag nicht mehr so hoch, und fern im Süden sah man schon die grüne Ebene der Lombardei. Da kehrte der Jäger um und überließ König Heinrich seinem Schicksal.

Als die Ritter in Italien vernahmen, der König und künftige Kaiser sei angekommen, rotteten sie sich zusammen und eilten gepanzert und gerüstet herbei! König Heinrich solle sie anführen und den Papst bestrafen. Doch Frau Bertha war klug.

„Tu es nicht, Heinrich!" sagte sie. „Denk daran, daß dann ganz Deutschland gegen dich sein wird. Und die Deutschen sind mächtiger als die Italiener."
So wies Heinrich alle Waffenhilfe zurück und setzte seine Pilgerfahrt fort. Papst Gregor VII. hatte inzwischen gehört, daß der deutsche König nahe. Verstört flüchtete er auf die Burg einer Freundin, um sich zu verbergen und zu schützen. Diese Burg hieß Canossa und war von einem dreifachen Mauerring beschirmt.
Der Papst meinte nichts anderes, als daß sich der König mit Heeresmacht nähere. Er war sehr erstaunt, als Heinrich, nur von wenigen getreuen Italienrittern begleitet, in dem Dorfe Canossa Quartier bezog und statt Waffen Frau und Kind mitgebracht hatte.
Drei Tage lang ging der König im Pilgergewand, Asche auf dem Haupt, hinauf zur Burg und wartete im eisigen Winterwinde im Vorhof.
„Sagt dem Heiligen Vater", meldete er den Wachen, „daß ein armer Sünder, ein Christenmensch, gekommen sei, um Verzeihung zu erlangen."
Oben in den Burggemächern bestürmten alle Freunde Papst Gregor, den König nicht zu empfangen, weil es dann bald Kampf geben müsse. Aber Papst Gregor ist ein guter Christ und Priester, der wußte, daß es seine Pflicht war, dem reuigen Sünder zu vergeben. Am dritten Tage rief er König Heinrich zu sich, nahm ihm die Beichte ab und sprach ihn los.
Damit hatte der König die Bedingung der deutschen Fürsten erfüllt. Im Triumph kehrte er ins Reich zurück, seine Rittersmannen und die Städte empfingen ihn jubelnd. Sogar ein Teil der Fürsten trat wieder auf seine Seite. Sofort rüstete er ein Heer, zog nach Italien und nahm den Krieg gegen Papst und Kirche auf.
Papst Gregor mußte in Rom erleben, wie die Deutschen einmarschierten. Als armer Flüchtling verließ er die ewige Stadt.
Doch der Kampf zwischen Reich und Kirche, Kaiser und Papst ging weiter. Als Heinrich IV. nach Jahr und Tag endlich dem Sieg nahe war, erhob sich sein Sohn, Heinrich V., gegen ihn.
Abermals verlassen und verraten starb Heinrich in der Fremde. Das Kind, das er und Frau Bertha im tiefen Winter über die Alpen geschleppt hatten, um ihm die Krone zu erhalten, raubte ihm nun Krone und Herrschaft.

1099 | Ritter Wido als Kreuzfahrer in Byzanz



Im Abendland herrschte große Aufregung. Fahrende Sänger, heimatlose Rittersleute und wandernde Mönche zogen von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf. Sie berichteten, welche Greueltaten die heidnischen Sarazenen im Heiligen Land verübt hatten; wie sie die christlichen Pilger ausplünderten oder gar erschlugen; und welche Schande sie den heiligen Stätten in Jerusalem angetan hatten. Am eifrigsten predigte ein Mönch, der Peter der Einsiedler genannt wurde und der soeben aus dem Heiligen Land zurückgekommen war.

Als Ritter Wido auf seinem Burghof in der Normandie von diesen Vorfällen gehört hatte, wurde er so wütend, daß er tagelang mit jedermann Streit suchte. Er fand jedoch keinen, weil Wido fast zwei Meter groß und ein gefürchteter Kämpfer war.

Der Mönch hatte berichtet, daß in der französischen Stadt Clermont eine große Kirchenversammlung stattfinden werde. Der Papst werde kommen, zahllose Erzbischöfe und Bischöfe wollten erscheinen und bei dieser Gelegenheit solle besprochen werden, was zu tun sei.

„Rüstet mir sofort das Schlachtroß, zwei Handpferde und ein Packtier!" befahl Ritter Wido. „Der Knappe Rainer mag sich fertig machen und Griz, der Knecht. Die beiden nehme ich mit auf die Reise. Ich will dabei sein, wenn es gegen die verfluchten Sarazenen geht!"

Bald darauf ritt Herr Wido zu seinem Herzog Robert von der Normandie, wo sich schon zahlreiche andere Normannenritter gesammelt hatten. Mit dem Herzog zusammen machten sie sich auf den Weg nach Clermont.

Als Papst Urban am 26. November 1095 auf der Ebene von Clermont eintraf, erblickte er ein riesiges Zeltlager und eine gewaltige Wagenburg. Eine unübersehbare Menschenmenge jubelte ihm zu. In dem bunten Gemisch von Rittern, Bürgern, Handwerkern, Bettlern, Landstreichern und Mönchen stand auch Ritter Wido in Kettenhemd und Spitzhelm. Er ragte wie ein Turm über die Leute hinaus.

Vorn war eine hölzerne Tribüne aufgeschlagen, auf der 14 Erzbischöfe, 225 Bischöfe und 400 Äbte Platz nahmen. Auch große Herren, wie Gottfried von Bouillon, der Herzog von Nieder-Lothringen, der Graf von Toulouse und Herr Robert von der Normandie, ja sogar der Bruder des französischen Königs hatten ihre Banner aufgepflanzt und sich um den Papst geschart.
Zuerst sprach Peter der Einsiedler. Die Volksmasse geriet in hellen Zorn. Als der Mönch die Grausamkeiten und den Übermut der Sarazenen schilderte, rissen viele die Schwerter aus den Scheiden und forderten laut Vergeltung. Der Papst sprach das Schlußwort. Er verlangte von den christlichen Rittern, ohne Ansehen von Nation und Sprache, sie sollten ausziehen, das Grab Christi und die heiligen Stätten von den Heiden zu befreien.
Der Beifall der Massen brauste wie ein Sturm über das Feld von Clermont. Wie ein einziger Schrei dröhnte es zum Himmel: „Deus lo vult! Gott will es!"
Plötzlich tauchten zahllose Mönche auf. Sie hatten aus weißen und roten Stoffstreifen Kreuze genäht und hefteten sie jedem Ritter an die Schulter, der bereit war, den Eid zu leisten. Dieser Schwur verpflichtete den Waffenträger, nicht zu ruhen und zu rasten, bis das Heilige Grab befreit sei.
Herr Wido konnte es kaum erwarten, bis einer der Mönche in seine Nähe kam. „Hierher!" rief er. „Zu mir, frommer Bruder! Gebt mir ein ganz großes Kreuz! Ich will diese Sarazenen mähen, wie Bauern Gras mähen. Und sagt, Bruderherz, wann brechen wir auf?"
Tausende nahmen das Kreuz. Mancher Ritter, dem es zu Hause langweilig geworden war, dem vielleicht das ewige Gekeife seiner Frau im Ohr lag, oder der von goldener Beute träumte, leistete eilig den Eid. Viele andere aber waren fromm entflammt und dachten nur daran, um Gottes willen ihr Leben einzusetzen. So war es ein sehr gemischter Haufe, der dem eigentlichen Heer vorauszog. Bezeichnenderweise hieß der Anführer Herr Heinrich von Habenichts. Diese Burschen kamen nicht schnell genug voran. Zudem wußten sie nur ganz ungefähr, wo das Heilige Land lag. Es gab weder Landkarten noch Reiseführer. Da diese Abenteurer noch einen weiten Weg bis zu den Sarazenen vor sich hatten, übten sie ihren „Mut" vorerst an allen, die keine Christen waren oder eine andere Sprache redeten. So plünderten sie am Oberrhein die reichen Juden aus, erschlugen sie und rühmten sich noch des Mordes an den Wehrlosen. In Ungarn und weiter donauabwärts gerieten sie in wütende Kämpfe mit den Einheimischen, weil sie diesen alles fortnehmen wollten. Sie verstanden die Sprache nicht und hielten jeden, der anders dachte, aussah und sprach, für einen Todfeind.
Herr Wido wäre auch gern mit dem Vortrab geritten. Da er aber zu den Gefolgsleuten des Herzogs Robert von der Normandie gehörte, zog er erst mit dem Hauptheer. Herzog Gottfried von Bouillon war zum Anführer gewählt worden. Nach langer und abenteuerlicher Wanderung den Donaustrom hinab und über die Balkangebirge waren die Kreuzfahrer endlich vor die prachtvolle Griechenstadt Byzanz-Konstantinopel gekommen. Die Griechen waren nicht nur Christen, sondern auch Verbündete der Kreuzritter. Aber sie waren auch sehr klug und feingebildet.

„Am besten schlagt ihr Westeuropäer", so sagten sie, „euer Zeltlager *vor* den Stadtmauern auf. Sonst könnte es Streitigkeiten geben."
Herr Wido und zehntausend andere Ritter blickten begierig über die gewaltigen Gräben und Mauern hinweg in die ungeheuere Stadt, deren goldene Kuppeln und marmorne Türme im Sonnenlicht funkelten. Was mochte es dort drinnen an Schätzen geben?
Endlich lud der griechische Kaiser Alexios die Fürsten der Kreuzfahrer zu einer Besprechung in seinen Palast auf dem Kaiserberg. Mit dem kleinen Gefolge Herzog Roberts von der Normandie kam auch Herr Wido nun ins herrliche Byzanz und in den großartigen Palast.
Anna, die Tochter des griechischen Kaisers, schrieb später auf, wie sich die Kreuzfahrer dort benahmen.
Die riesigen Burschen gingen ungeniert in den Sälen umher. Sie nahmen alles, was ihnen gefiel, in die Hände, zerbrachen auch kostbare Vasen und steckten goldene Geräte ein. Andere — wie Herr Wido — näherten sich der Tribüne, auf welcher in starrer Seidenpracht die vornehmsten Damen der byzantinischen Hofgesellschaft saßen. Sie betasteten auch diese, als seien sie aus Zuckerguß, und einige versuchten sich mit derben Späßen.
Auf einem hohen, edelsteinverzierten Thronsessel saß der Kaiser unter künstlichen Bäumen aus Gold und Silber. Die Früchte daran waren riesige Edelsteine. Kaiser Alexios sprach mit Herzog Gottfried von Bouillon, mit Herzog Robert und den normannischen Fürsten, die aus Italien herübergekommen waren. Etwas tiefer als er saßen seine Minister und Generäle.
Herrn Wido wurde es langweilig. Auch war er müde vom Herumlaufen geworden. So stieg er mit einem einzigen Schritt seiner langen Beine über die Schranke, kam klirrend in seinem Schuppenpanzer zum kaiserlichen Baldachin und ging auf den Kaiser zu.
„Rückt ein wenig, Herr Kaiser!" sprach er und schob den Griechenherrscher auf seinem Thron beiseite. Dann setzte er sich und gähnte.
Unter den griechischen Fürsten und Generälen entstand gewaltige Unruhe. Zornig blickten die Minister auf den groben Normannen. Das merkte Herr Wido, und sogleich lief ihm der Kopf rot an. Er schüttelte sein riesiges Schwert.
„Ei, bei Gott oder beim Teufel!" rief er. „Wenn es einem nicht recht ist, so mag er es sagen! Wie oft habe ich zu Hause am Kreuzweg in der Kapelle zu Gott gebetet, er möge mir einen schönen Zweikampf schicken. Es wäre schön, wenn einer hier Lust hätte?"
Aber niemand zeigte sich willens, Herrn Wido herauszufordern. Sogar der byzantinische Kaiser sprach milde mit dem gefährlichen Gast auf seinem Thronsessel. Endlich trat Herzog Robert hervor, Widos Lehensherr. Er nahm den Riesen sanft bei der Hand und führte ihn aus dem Saal. Auch schenkte er ihm eine schöne goldene Münze.
So verlief alles gerade noch ohne Totschlag und Zweikampf.
Später, als die Kreuzfahrer ins Sarazenenland kamen, war jeder Fürst froh um solche Männer wie Wido. Diese Franken, Normannen, Flamen und Burgunder schlugen wie Rasende drein. Die Sarazenen vermochten nicht zu widerstehen.

Dann pilgerten die Kreuzritter barfuß und unter frommen Gesängen durch den Sand, den auch die Füße Christi durchschritten hatten.
Und eines Tages tauchte hoch auf dem Felsrücken das goldene Jerusalem auf. Ein einziger Freudenschrei toste über das Heer. Wie ein Sturm brach das Te deum aus zehntausend Kehlen. Dann verwandelten sich die Ritter wieder in Rasende. Herr Wido riß das Langschwert aus der Scheide.
Wild loderten seine stahlblauen Augen. Wie einst in Clermont brüllte er: „Gott will es! Gott will es!"
In gewaltigen Sätzen seines Schlachtrosses brauste er den steinigen Hang hinab und auf die Mauern zu, die Jerusalem umgaben. Hinter ihm wälzte sich entfesselt wie eine Sturmflut das Kreuzfahrerheer. Banner wehten, Trompeten schmetterten, Schwerter und Lanzen blitzten und klirrten. Von den zackigen Mauerkronen der Stadt hob sich eine Wolke von Pfeilen und Bolzen ab und fuhr den Anstürmenden entgegen.
Ein gefiederter Pfeil fuhr Herrn Wido quer durch den Hals. Er schrie noch einmal: „Gott will es!" — dann stürzte er wie ein gefällter Baum aus dem Sattel.

Um 1105 | Kunde aus fernen Ländern



Vom Altmühltal näherte sich ein seltsamer Aufzug. Es war ein schöner, blauer Herbsttag, und die Bauern arbeiteten meist auf den Feldern. So rannten also die Kinder zur Landstraße hinüber, als der Planwagen mit den begleitenden Reitern nach Riedenburg hinaufrollte.
Voraus ritt auf einem schlanken Araberpferd ein braungebrannter Knappe. Der trug über dem Lederkoller einen weich fallenden Tuchrock mit dem aufgestickten Bild eines weißen Turmes. Dieser weiße Turm war auch auf den riesigen, spitz zulaufenden Schild gemalt, der seitlich auf dem Packpferd schaukelte. Im Packsattel dieses Saumrosses waren stählerne Helme, bebänderte

Speere, Kampfbeile, bunt bemalte Lanzen mit Handschutz und auf Leder genähte Schuppen- und Kettenhemden verschnürt.
Der Ritter auf einem goldbraunen Kampfpferd trabte leicht gekleidet, in Strumpfhosen aus feinem Tuch, mit gegürtetem und gepufftem Samtwams, ein keckes Barett mit bunten Federn auf dem Lockenkopf, ein Stück vor dem Zweiräderkarren. Den kutschierte ein dunkelhäutiger und schwarzhaariger Mann in fremdartiger Tracht.
Der Knappe schwenkte zum Ergötzen der Bauersleute die Lanze mit dem „Bannieri", einer kleinen Fahne aus blauem Tuch, dem wieder der weiße Turm aufgenäht war. Er hielt sein Pferd an und fragte zwei gaffend dastehende Dorfkinder in einer fremdländisch klingenden Mundart, ob das dort oben „La Riedenbourg" sei.
Die Burg über dem Tal und Dorf bildete offenbar das Ziel der fremden Herren. Bevor noch der schwerfällige Karren den Ziehweg über den Berg hinaufgerumpelt war, hatten schon flinke Füße von Bauernbuben das Pförtchen am Mauerring erreicht.
„He, Torwart!" schrien sie. „Besuch kommt an! Ein fremder Ritter will zu euch."
Der Wächter stieß ins Hifthorn. Daraufhin tauchten auch auf dem hölzernen Wehrgang über dem Haupttor struppige Köpfe auf. Ein Knecht, der mit flachem Eisenhut und langem Spieß im Torgewölbe Wache stand, fragte: „Was ist los?"
Hinter Burggraben, Wallmauer und Torturm öffnete sich der Vorhof, der rückwärts von Stallgebäude, Vorratsscheune und Rüsthaus umschlossen war. Aus dem zweiten Pförtchen, das in den Haupthof führte, spähte der Sohn des Ritters. Als er von dem Nahen der Gäste hörte, lief er zum Kemnatenhaus hinüber, wo die Mutter mit den Mägden beim Spinnen und Weben saß. Der Vater sah aus dem Fensterloch des großen Haupthauses, des „Pallas". Auch ihm rief der Junge die Neuigkeit zu. So stand die Ritterfamilie versammelt am Tor, als der kleine Aufzug den steilen Berg heraufkeuchte.
„Mein Name ist Rainer de Champs-Savoy", sagte der fremde Ritter und zog das Federbarett. „Ich überbringe euch Grüße und Geschenke von eurem Herrn Bruder, meinem Freund Kuno von Riedenburg."
Von Ritter Kuno hatte man im Altmühltal seit Jahr und Tag nichts mehr gehört, seit er mit dem Kreuzzug aufgebrochen war.
Rainer war damals ganz jung gewesen. Sein Ritter Wido war Normanne wie er selber gewesen und hatte vor Jerusalem den Tod gefunden. Inzwischen hatte „Jungherrlin" Rainer auch den Ritterschlag erhalten. Weil es aber im Heer unter den Franken und Normannen viele Rainer gab, hatte er sich dem Brauch der anderen angepaßt und seinen Namen um den Herkunftsort erweitert. Er hieß nun Rainer de Champs-Savoy.
Und was bedeutete der weiße Turm auf Schild, Knappenrock und Banner?
„Nun, Herr von Riedenburg", sagte Rainer, „das ist leicht zu erklären. Man hat im Kreuzfahrerheer die Gewohnheit angenommen, sich ein Zeichen für die Waffen zu wählen: einen Löwen etwa oder einen Adler, einen Stern oder einen weißen Turm. Wappen nennt man das. Wenn nämlich Ritter aller Nationen kämpfen und alle ähnliche Rüstung tragen, weiß kein Knecht und kein Freund

mehr, wo etwa Kuno von Riedenburg steckt. Doch das Wappen lenkt die Blicke auf sich."

„Warum nennt ihr unseren Kuno immer ‚von Riedenburg'?" fragte der junge Heinz. Doch Rainer lächelte nur überlegen.

„Was meinst du, wieviele Kunos im Kreuzfahrerheer herumlaufen? Da muß man schon wissen, woher euer Oheim Kuno stammt!"

Man geleitete den Gast in den Herrschaftshof und über die knarrende Holztreppe zum Trinksaal des „Pallas". Rainer erteilte Knappen und Knecht Befehle in fremder Sprache. Die beiden schleppten Bündel mit Geschenken aus dem Karren.

Fiebernd vor Neugierde standen die Kinder der Ritterfamilie um den grob gezimmerten Tisch aus Weißbuchenholz. Sie sahen, was der Normanne zutage brachte: Zuerst ein Bündel Rohr und braune Kristalle.

„Da, schleckt einmal!" forderte Rainer sie auf. „Das ist Zuckerrohr und Kandis. So etwas gibt es im Norden nicht. — Und hier für die Dame des Hauses: Musselin und Damast! Das sind feine Gewebe aus den sarazenischen Städten Mossul und Damaskus. Herr Kuno hat noch ein Stück Indigoblau beigefügt. Das ist zum Tuchfärben gut. Für Ritter Hinz jedoch bringe ich seltenes Gewürz: Muskatnuß, Nelke und Zimmet. Das sollt ihr dem Glühwein beigeben! Ihr werdet nicht Anderes mehr trinken, als solch sarazenisch gekochten ‚Würzwein'. Wenn man Gewürz hätte, wäre das Leben noch einmal so schön. Mit Gewürz werden die Würste schmackhafter und haltbarer, mit Zucker und Würze vermag die geschickte Hausfrau gute Mehlspeisen und Kuchen zu backen."

„Davon haben wir schon gehört", meinte die Rittersfrau. „Aber was hilft es, wenn wir einmal im Leben so etwas bekommen. Die übrige Zeit müssen wir uns an Wildbret, Schweinebraten, Mehlsuppe, Bohnen und sauere Äpfel halten und handgewebte, grobe Wollstoffe tragen!"

„Sagt das nicht!" lachte der fremde Ritter. „Die Kreuzfahrt hat seltsame Folgen gehabt. Aus den italienischen Häfen sind Kaufleute mit ihren Ruderschiffen ins Heilige Land gefahren, um unserem Heer Nachschub zu bringen. Die Leute aus Genua und Venedig liefen die Häfen Jaffa und Akkon an. Sie brachten nicht nur neue Kreuzritter mit, sondern auch Waffen, Gerät und Pferde. Leer wollten sie auch nicht nach Hause fahren. Was luden sie also ein? Gold, Gewürze und Färbemittel, allerhand schöne Waren, kostbare Stoffe und teuere Waffen der Sarazenen. In Italien kann man diese Dinge schon auf den Märkten kaufen. Nicht lange wird es dauern, dann kommen die Handelswagen auch über die Alpen und zu euch herauf."

Herr Rainer de Champs-Savoy wurde festlich bewirtet. Ritter Hinz lud ihn ein, nach Belieben auf der Riedenburg zu bleiben.

Auch die Frauen des Haushalts, die Gemahlin Herrn Hinz' und die halbwüchsigen Töchter, schätzten den französischen Herrn sehr. Er unterschied sich von den Rittern, die nicht auf Kreuzfahrt waren, durch seine „Höflichkeit" und seine guten Manieren. Er selber sagte, das habe er von den Sarazenen gelernt: das saubere Essen mit Wischtuch, Handwaschgefäß und das Vermeiden des Schmatzens.

Oft erzählte Herr Rainer am abendlichen Kaminfeuer von den Reiterspielen der Sarazenen, die „Turnei" genannt wurden. Auch die Kreuzritter hätten nun angefangen, sich im sportlichen Wettkampf zu messen. „Tourniere" fänden überall statt, wo Ritter zusammentreffen. Die Kinder lauschten hingerissen den Abenteuern aus der Ferne. Den Damen aber war Herr Rainer angenehm, weil er sie besonders freundlich behandelte. Er hatte ein griechisches Saiteninstrument mitgebracht, im Osten Kithara oder Zither genannt, von den Normannen und Franzosen „Gitarre" geheißen. Zu ihren Klängen sang Rainer hübsche Liedchen, die er selber dichtete.
„Art de trobar", sagte er erklärend, „so heißen die Südfranzosen die ,Kunst des Findens'; sie meinen dabei die Kunst, Reime für die Liedchen zu finden. Wer das vermag, ist ein ,Troubadour'. Auch das haben wir von den Sarazenen übernommen."
Und dann berichtete er, wie er an einem „Hofe" der Sarazenen gewesen war, wie dort Tänzerinnen erschienen und die edlen Araberjünglinge Lieder zum Lobpreis der Damen sangen. Wer sich in solchen Kreisen, am Hof der Vornehmen richtig bewegen könne, den nenne man „höflich".
Als der weitgereiste Mann eines Tages mit Ritter Hinz über Wehrgänge, Mauern und Wälle der Riedenburg streifte, machte er seinen Gastgeber auf die Mängel der Befestigung aufmerksam. Er erzählte von den neuen Schleudermaschinen, den „Ballistern" und „Mauerbrechern", und davon, wie die Kreuzfahrer im Osten eine neuere, verbesserte Kriegskunst entwickelt hatten. Sogar Armbrust und Stahlbolzen hatten sie erst im Heiligen Land kennengelernt.
Was die Burg anbelangte, so mußte wegen der neuen Waffen manche Mauer verstärkt, der Graben vertieft und der Turm fester gefügt werden. Herr Rainer erklärte, was „Pechnasen", „Fallgitter" und „Zugbrücken" seien — alles Dinge, die den Sarazenen wohlvertraut waren.

1174/1177 | Mit Kaiser Rotbart auf Italienzug

Über die Höhenstraße von Öttingen ritt ein Bote von Würzburg nach Wertheim am Main. Es war mitten im Winter. Schnee lag auf den Wäldern des nahen Spessarts. Die Wolfsrudel strichen des Nachts heulend um die Gehöfte und die Gräben der Burg.
Der Ritter von Wertheim war dem Fürstbischof von Würzburg dienst- und abgabenpflichtig. Die Burg, die Dörfer und das Land, das er verwaltete, waren ein Lehen. Deshalb war es für Ritter Gerhard immer von Bedeutung, wenn aus Würzburg Nachricht kam.
In dem Schreiben der fürstbischöflichen Kanzlei stand zu lesen: Kaiser Friedrich I. — der hochgerühmte „Rotbart" — habe beschlossen, im Frühjahr nach Italien zu ziehen. Alle Reichsfürsten und deren Lehensträger seien aufgefordert,

sich mit den entsprechenden Aufgeboten einzufinden. Der Treffpunkt des Heeres Ende April solle wie immer das Lechfeld bei Augsburg sein. Als diese Botschaft nach Burg Wertheim kam, jubelte Kuno, der fünfzehnjährige Sohn des Ritters, laut auf. Er war zwischen seinem siebenten und vierzehnten Jahr als „Juncherrlin" oder „Bube" bei einem befreundeten Ritter in der Lehre gewesen und nun zum „Knappen" oder „Schildträger" befördert worden. Der Italienzug bot ihm die Möglichkeit, den Kaiser zu sehen und sich auszuzeichnen. Weniger erfreut war sein Vater, Ritter Gerhard. Der sah nur, daß durch seine Abwesenheit die Feldarbeiten vernachlässigt würden. Auch machte ihm die Fehde mit den Herrn von Stadtprozelten Sorge. Am meisten aber scheute er die Kosten einer Heerfahrt. Es war seit dem Regierungsantritt des Rotbarts der fünfte Italienzug, und jedesmal mußten die Lehensritter ausrücken.
Murrend holte Ritter Gerhard seinen Lehensvertrag mit dem Würzburger Fürstbischof hervor. Da stand zu lesen, was Wertheim im Fall des Kriegsaufgebotes zu stellen hatte: einen ritterlich gerüsteten Mann mit einem Knappen, dazu zwei Fuhrknechte, einen Proviant- und Rüstwagen und drei Streithengste, abgesehen von Gespann und Zubehör. Außerdem waren Ersatzhufeisen, Nägel, Kochtöpfe und Hafersäcke mitzubringen. Die Gefolgschaftspflicht dauerte nach altem Brauch vierzig Tage, gerechnet vom Aufbruch am Lechfeld. Danach mußte der Kaiser Sold bezahlen. Auch konnte man ihm oder dem Lehensherrn von da an die Gefolgschaft aufkündigen.
Waffenrüstung war sehr teuer: Helm, Ketten- oder Schuppenpanzer, Schild, Schwert, Lanze und Streitroß nebst Zubehör kosteten genauso viel wie ein Bauerngut von dreißig Tagwerk. Freilich hatte man auf einem Italienzug auch die Möglichkeit, Beute zu machen oder gar ein reiches Lehen zu gewinnen. Schon um Unkosten zu sparen, beschloß Ritter Gerhard, seinen Sohn Kuno als Knappen mitzunehmen.
Tiefen Eindruck machte es dem jungen Kuno, als er, von der Lechleite herabkommend, das Lager Lechfeld erblickte. Er ritt neben dem Vater, der im ritterlichen Gefolge des Fürstbischofs von Würzburg trabte. Im letzten Dorf vor dem Heerlager hatte der Zug der Mainfranken angehalten. Man nahm die schweren Rüstungen von den Handpferden und legte sie mit Hilfe der Knappen an. Die Bannerträger richteten die Feldzeichen auf; Ritter und Fußknechte ordneten sich. Ihnen folgten, in Staubwolken gehüllt, die Planwagen mit Rüstzeug, Vorräten und Gerät.
Jeder deutsche Stamm, jedes Fürstentum suchte beim Einzug einen möglichst prunkvollen und kriegerischen Eindruck zu machen.
Der Vater erklärte Kuno, der dies alles zum erstenmal erlebte, Einteilung und Merkzeichen des Lagers.
Auf dem freien Platz in der Mitte, nahe dem Weiler Gunzenlee, leuchtete in rotem Scharlot das Zelt des Kaisers. Davor war das Reichsbanner aufgerichtet: schwarzes Tuch mit dem aufgestickten goldenen Erzengel Michael. Darum sagten die fremden Völker auch: „Der deutsche Michel kommt! Daneben hatte der Lagerrichter die rote Blutfahne aufgepflanzt: ein Zeichen dafür, daß jede Gewalttat im Umkreis der „Bannmeile" schwer und blutig bestraft würde.

Das mußte wohl so sein, da die Banner der Bayern, Franken, Schwaben, Lothringer, Sachsen, Thüringer und Brandenburger dicht nebeneinander und neben hundert kleinen Herrschaftszeichen wehten.
„Wenn wir jetzt ins Heerlager einreiten", sagte der Vater zu Kuno, „wird uns der Reichsherold oder gar der Kanzler empfangen. Dann prüft man genau, ob wir Würzburger die Regalien erfüllt haben!"
„Was sind das: Regalien?" fragte Kuno.
„Mit Regalien werden wir fortan viel zu tun haben", erklärte Ritter Gerhard. „Es sind die verbrieften und beschworenen Königsrechte: wieviel Gefolgschaftsleute ein Fürst stellen muß, welche Zufuhren ein Land oder Dorf liefern oder welche Brücken ein Herr instand halten muß. Wer die Regalien nicht erfüllt, kann sein Lehen verlieren."
Und wirklich war es so: sowie der lange Heerwurm vom Lechfeld aufbrach, um über Reutte in Tirol und den Fernpaß ins Inntal, von dort über Brenner- und Reschenpaß, dem Lauf der Eisack und der Etsch folgend, ins Trientiner Land zu ziehen, lebte die Masse der fahrenden, reitenden oder marschierenden Krieger vor allem von den Regalien.
Die Dörfer lieferten Heu, Hafer und Grünfutter für Pferde und Zugochsen. Aus den kleinen Städten rollten die Lastwagen der Bäcker, Fleischer und Müller heran, um die lagernden Truppen zu verpflegen. Die zahlreichen Burgen am Italienweg aber sicherten die Straßen. Sie schützten Brücken, enge Schluchten oder Paßhöhen. Die deutschen Ritter wachten darüber, daß die Verbindung zwischen dem deutschen und italienischen Reichsteil niemals unterbrochen wurde. Denn in Italien lagen die Häfen, aus denen die wichtigsten Handelsgüter kamen: Gold, Gewürze, Zucker, Färbstoffe und schönes Tuch.
Staunend sah der junge Kuno, wie sich bei der Stadt Bozen die beiden Heeresströme wieder vereinigten und nun in langer Schlange, vorbei an schneebedeckten Berggipfeln, etschabwärts marschierten.
Südlich der Stadt Verona dehnte sich die weite Poebene, die man hier „Ronkalisches Feld" nennt. Mild war die Luft, grün waren die Wiesen. Obsthaine voller Weinreben, Olivenbäumen und blühenden Hecken bedeckten die weite Niederung.
Hier wiederholte sich das Schauspiel vom Lechfeld. Abermals mußten Ritter Gerhard und sein Sohn im Verband der Fränkischen Ritterschaft sich prüfen lassen, ob sie vollzählig und wohlausgerüstet waren. Aber hier erlebte es Knappe Kuno auch, daß einige Ritter aus Norddeutschland den Rocksaum ihrer Lehensherren küßten, um „Urlaub" baten und unter Berufung auf die abgeleistete vierzigtägige Dienstpflicht wieder nach Hause ritten.
Inzwischen zogen sich die Verhandlungen mit den lombardischen Rebellenstädten hin. Mailand bildete das Haupt der Empörer.
Und immer noch fehlte der große sächsische Heerbann von rund tausend Rittern! Heinrich der Löwe — so ging plötzlich das Gerücht durch das Heerlager — hatte dem Kaiser die Gefolgschaft verweigert. Er mochte nicht mehr nach Italien ziehen und raufte sich lieber mit seinen Nachbarn.
Dann hieß es: die Lombarden rücken heran.

„Halte dich dicht bei mir!“ sagte Ritter Gerhard, als der Heerbann ausrückte. „Ich fürchte, daß die Italiener stark überlegen sind, wenn es zur Schlacht kommt.“
Am 15. Mai 1176 trafen die Gegner bei Legnano aufeinander.
Der junge Kuno sah aus den Gebüschen und Obstgärten der Ebene eine riesige, weit ausgedehnte Kette von Reitern heransprengen. Sie hatten die Lanzen eingelegt, nur die Bannieri flatterte über den blitzenden Reihen. Dahinter folgten eine zweite und eine dritte Kette. Inmitten des dicht geballten Fußvolkes schwankte der Fahnenwagen von Mailand, der Carroccio. Mit Klirren und Donnern prallten die Italiener auf die dünnen deutschen Linien. Nun zuckten die Schwerter, splitterten die Lanzen.
Am Abend war die Schlacht verloren. Der Kaiser entkam, von wenigen getreuen Rittern beschirmt, in die Alpentäler. Der Rest der Deutschen strebte zersprengt den blauen Schatten der Berge zu. Unter ihnen ritten auch Ritter Gerhard und Kuno. Sie saßen jetzt zu zweit auf einem Streitroß. Alles andere, Gerät, Wagen und Pferde waren verloren.

1184 | Mittagsstunde des Stauferreiches



Wie kleine Schiffchen mit weißen Segeln trieben vereinzelte Wolken über einen seidenblauen Himmel. Die Rheinhöhen von Worms bis Mainz mit ihrem hellgrünen Bewuchs von Weingärten bildeten einen schönen Gegensatz zu den dunkleren Mischwäldern, die von den Ausläufern des Odenwaldes und des in der Ferne blauenden Taunus herübergrüßten. In dem Dreieck zwischen Rheinstrom und Main dehnten sich weit und flach die Wiesen. Diese riesige Ebene, auf der sich schon vor Zeiten die Fürsten, Grafen und Vornehmen Deutschlands zur Kaiserwahl zu treffen pflegten, war bedeckt von dem bunten und festlichen Getriebe eines ungeheuren Zeltlagers.

Als Ritter Rudolf von Riedenburg mit seinen Knechten und den befreundeten Rittern von Tachenstein und Rabenstein auf den Ausläufern des Odenwaldes anhielt, sah er bereits die gewaltige Versammlung auf der Ebene. Wie Schneefall oder Baumblüte lagen die weißen Tupfen der Zelte ausgebreitet. Dazwischen ragten in Purpurrot, Indigoblau oder Safrangelb die Prunkzelte der Fürsten. Man hatte große Lagerhallen für Vorräte aufgerichtet, sogar eine hölzerne Kirche und ein rasch aus Baumstämmen und Flechtwerk gebauter Palast standen im Herzen der Lagerstadt nahe dem von Schranken umgebenen Festplatz.
Aber nicht um Kaiserwahl oder Heeresversammlung ging es diesmal.
Der alte Rotbart herrschte ruhig und sicher seit zweiunddreißig Jahren. Friede war eingekehrt in die Reichslande zwischen Nordsee und Mittelmeer. Die große Zeit der Hohenstaufen schien angebrochen. Alle Gaue und Städte, Fürsten, Ritter und Bauern, Bürger und Handwerker erlebten Blüte und Sicherheit. Der alte Kaiser hatte seine Ritter- und Fürstenschaft zu einem freudigeren Zweck als zu Heerschau, Italienzug oder Kreuzfahrt zusammengerufen. Die beiden Söhne des Herrschers sollten das Fest der „Schwertleite" begehen.
Das waren Herr Heinrich, der neunzehn, und Herr Friedrich, der siebzehn Jahre zählte. Den Älteren hatte der Kaiser zum König der Deutschen wählen lassen, der Jüngere war Herzog von Schwaben. Wie es der Brauch war, hatten die Jungen vom siebenten bis zum vierzehnten Jahr als Pagen oder Buben und dann als Knappen gedient. Man hatte sie in den sieben ritterlichen „Frömmigkeiten": Reiten, Schwimmen, Fechten, Pfeilschießen, Jagen, Schachspielen und Versemachen unterrichtet. Dazu war der Unterricht durch die Geistlichen in Religion, Lesen und Schreiben gekommen.
Die Zeit war reif, daß die Kaisersöhne die „Schwertleite" und den „Ritterschlag" empfingen und man sie für erwachsen erklärte. Das aber sollten sie durch öffentliche Waffenübung vor allem Volk bezeugen, und deshalb hatte der Kaiser das große Pfingstfest auf der Rheinebene bei Mainz ausgeschrieben.
Am rechten Stromufer haben Hunderte von Rheinschiffen angelegt. Alle sind bis über die Masten hinauf bunt bewimpelt. Über die Einzugsstraßen zum Lager sind Blütenkränze und Girlanden gespannt, bunte Tücher wehen.
Langsam traben Herr Rudolf von Riedenburg und seine Freunde durch das Gewühl des Volkes. Rechts und links reihen sich die feinen Linnenzelte. Vor jedem ist eine Lanze mit dem „Bannieri" — der Wappenfahne — aufgerichtet, Wappenschild und Speer hängen am Schaft. Die Ankommenden haben Hunger und Durst. Sie erkundigen sich bei einem Spielmann, der mit seinem Gefolge von Gauklern und Seiltänzern die Lagerstraße heraufkommt.
„Es ist reichlich vorgesorgt, ihr Ritter", gibt der fahrende Sänger zurück. „Seht dort hinüber, wo die großen, hölzernen Lagerschuppen und die Festzelte sind! Da hängen die Hühner, Hähne, Gänse und Enten reihenweise an den Stangen; in anderen Hallen liegen Mehl, Brot und Wein in riesigen Fässern. Eine Herde Schlachtvieh weidet auf der Wiese, und wenn ihr Hunger habt, ihr Herren, so reitet getrost zum Gastzelt des Kaisers, ihr werdet freigiebig bewirtet."
Das lassen sich die Leute aus dem Altmühltal nicht zweimal raten.

Im Festzelt treffen sie zechende Frankenritter an, die sie kennen. Hier erfahren sie Neues über das bevorstehende Fest. Mehr als siebzig Reichsfürsten und fünfzigtausend Ritter sind bereits eingetroffen, dazu kommen noch Zehntausende von Geistlichen, Mönche und fromme Einsiedler, ganz zu schweigen von Fuhrknechten, Taglöhnern, Bürgern und Leuten niederen Standes.
Als der Riedenburger, der Tachensteiner und Rabensteiner gründlich gegessen und getrunken haben, lassen sie ihre Knechte die Zelte aufschlagen. Nur noch weit draußen in der Ebene ist Platz für sie. Den Nachmittag verbringen sie auf dem Rummelplatz, wo die fremden Gaukler ihre Buden haben. Man sieht Jongleure, Seiltänzer, Schwert- und Feuerschlucker, aber auch schon Schlangenbeschwörer, Zauberer, Sterndeuter und „Klopffechter", die Schaukämpfe aufführen. Viele dieser Landfahrer sind durch die Kreuzfahrten ins Land gekommen.
Am folgenden Morgen werden die Ritter durch schmetternde Trompetenklänge geweckt. Als sie zur Lagermitte kommen, bewegt sich bereits der Festzug mit dem Kaiser, der Kaiserin und den Prinzen zur Lagerkirche. Der Herrscher geht im goldgestickten Purpurmantel, die Kaiserkrone auf den grauen Locken. Der Rotbart – nach dem ihm die Italiener zuerst den Namen „Barbarossa" verliehen haben – hat immer noch den kupfernen Schimmer.
„Der schwarzhaarige, bleiche Junker dort", sagt der Riedenburger zum Ritter von Tachenstein, „das ist Herr Heinrich, unser künftiger König und der Sechste seines Namens. Du erkennst ihn am goldenen Stirnreif."
„Mir gefällt aber der blondlockige Friedrich viel besser", gibt der Freund zurück. „Der Schwabenherzog hat einen offenen, freien Blick und lacht alle Leute an. Heinrich schaut finster und eingebildet drein. Seine schmalen Lippen verraten Grausamkeit!"
An diesem ersten Festtag finden nach dem feierlichen Hochamt große Schmausereien statt. Aber wie in der hölzernen Lagerkirche nur die Fürsten, Bischöfe und hohen Herren Platz fanden, so ist es auch mit der roh gezimmerten Festhalle. Einige tausend Gäste drängen auf die Holzbänke und an die grob gescheuerten Tische. Die Masse des ritterlichen Volkes muß sich im Freien niederlassen. Weithin lagern die Leute. Ochsen drehen sich an offenen Feuern am Spieß, Knechte mit gebratenen Hühnern oder vollen Weinkannen laufen emsig durch die Reihen und versorgen jedermann.
Am Tag darauf beginnen die ritterlichen Waffenspiele.
Dafür hat man eine Sandbahn mit Schranken abgegrenzt. Am Rande sind hölzerne Tribünen errichtet, auf denen sich die vornehmste Hofgesellschaft auf Kissen, Fellen und tuchbedeckten Sitzen niederläßt. Unter den zwanzigtausend Rittern, die sich am Ringelstechen und am „Buhurt" beteiligen, sieht man nicht nur den grauhaarigen Kaiser und seine Söhne, sondern fast alle Reichsfürsten, Grafen und Barone. Auch die drei Ritter aus dem Altmühltal nehmen teil.
Beim Ringelstechen kommt es darauf an, im vollen Lauf des Pferdes mit der Lanze durch einen frei herabhängenden Ring zu treffen. Das „Buhurt" ist ein Massenkampf mit stumpfen Waffen, wobei zwei Parteien mit viel Getöse, Lanzensplitter und Schwertschlag aufeinandertreffen. Dabei kommt es auch zu

einigen Unfällen. Gestürzte und verletzte Ritter werden von ihren Knappen aus dem Getümmel getragen.
Die Kaisersöhne zeichnen sich in allen Waffenübungen aus. Nur einige Zuschauer murren über den jungen König Heinrich, weil er vor lauter Ehrgeiz sehr rücksichtslos dreinschlägt und ganz vergißt, daß alles nur Spiel ist.
Aber sie haben vor allen Fürsten und Rittern bewiesen, daß sie mannhaft, tapfer und gewandt sind. So erfolgen die feierliche Umgürtung mit dem Schwert und der Ritterschlag. Die beiden jungen Herren haben die vergangene Nacht neben ihren Waffen in der Kirche Wache gehalten, gebetet und sich den Segen der Kirche geholt.
Nun knien sie vor dem Kaiser, der sie leicht mit der blanken Schwertklinge an der Schulter berührt und dazu spricht:
„Nehmt diesen Schlag und keinen mehr!"
Dann fügt er die übliche Mahnung hinzu, die jedem Ritter mit auf den Weg gegeben wird: „Ihr sollt für die christliche Religion, für Kaiser und Reich streiten, Witwen, Waisen und Hilflose schützen und allezeit edel handeln!"
Den Abschluß der Ritterspiele bilden die „Tjost"-Kämpfe, die Einzel-Turniere. Dabei rennen zwei berittene Streiter, wohlgerüstet und mit geschlossenen Helmen, gegeneinander an. Sie fangen die gegnerischen Lanzen mit Schild oder Brust auf, so daß sie zersplittern. Fällt einer der beiden aus dem Sattel, geht der Kampf mit Schwert und Streitkolben weiter, bis einer zu Boden sinkt. Der Sieger hilft dem Gestürzten auf, den die Knappen wegführen, während die Damen auf der Tribüne dem Sieger den Preis verleihen. Der Kaiser verteilt auf diesem Pfingstfest zahllose Becher, Schalen und kostbare Gewänder, schöne Schlachtrosse und Waffen als Ehrengeschenke an verdiente Ritter.
Auch der dritte Festtag verläuft unter solcher Kurzweil sehr angenehm. Jeder der drei Ritter aus dem Altmühltal hat sich einen kostbaren Preis errungen. Doch gegen drei Uhr nachmittags steigen im Südwesten blauschwarze Wolkenwände mit gelben Säumen auf. Die Wetterfront breitet sich rasch aus, fauchender Wind fährt nieder, und plötzlich bricht ein furchtbarer Regensturm los.
Die Menschen stieben auseinander und verlassen den Festplatz. Schon fliegen losgerissene Zelte wie riesige weiße Gespenster durch die Luft. Krachend stürzt die hölzerne Kaiserpfalz in sich zusammen, der Kirchenbau schwankt und bricht auseinander. Wohin man in der plötzlich hereinbrechenden Dämmerung blickt, sieht man zerfetzte Zelte und eingestürzte Lagerhallen. Die Menschen irren schreiend und ratlos durch Regen und Wind.
Als der Wettersturm vorüber ist und ein Regenbogen sich vom Rhein zum Main wölbt, bietet das Lager den Anblick einer Wüste. Überall brechen Ritter und Fürsten, Bischöfe und Bürgersleute auf, suchen ihre zerstreute Habe zusammen und verlassen durchnäßt und erschreckt den Schauplatz des Festes. Es heißt, mehr als zwei Dutzend Menschen hätten im Orkan den Tod gefunden.
Rudolf von Riedenburg, der mit seinen beiden Freunden wieder dem dunklen Odenwald zustrebt, sagt: Wenn dieses böse Ende nur kein himmliches Vorzeichen für den neuen König Heinrich VI. bedeutet! Er macht keinen menschenfreundlichen Eindruck, scheint hochfahrend und hart zu sein."

„Hast du gehört", erwidert der Rabensteiner, „daß der Rotbart von Mainz mit seinem Heinrich nach Mailand reiten will, um dort die Hochzeit seines Sohnes mit Konstanze, der Erbin von Sizilien, zu feiern? Was wollen die Hohenstaufen in Sizilien? Wenn sie sich dabei nur nicht übernehmen!"
„Ein Kaiser kann sich gar nicht übernehmen", sagt der Tachensteiner. „Heißt sein Titel nicht: Allezeit *Mehrer* des Reichs? Erkennt ihr nicht, daß die Hohenstaufen das alte Römische Reich wieder zusammenfügen? Unter Heinrich VI. wird das Reich von der Dänenmark bis Sizilien, vom Rhonetal und Flandern bis nach Griechenland, von der Maas bis nach Ungarn und Polen reichen. Ich glaube daran, daß Heinrich VI. vollenden wird, was Barbarossa so glücklich begann."
Die beiden anderen Ritter schweigen eine Weile, dann sagt der Riedenburger nachdenklich: „Ja — wenn nur kein unvorhergesehener Sturm über das Reich hereinbricht und alles versprengt wie auf dem Pfingstfest zu Mainz!"

Um 1210 | Begegnung mit St. Franziskus

Nach dem allzu frühen Tod des Barbarossa-Sohnes, Kaiser Heinrichs VI., war über das abendländische Reich große Verwirrung gekommen. Der Bürgerkrieg zwischen dem Hohenstaufen Philipp von Schwaben und dem Welfen Otto tobte durch alle Gaue. In jener Zeit schrieb ein Mönch namens Reiner in seine Chronik des St. Jakobsklosters zu Lüttich:
„Eine Menge armer Leute stirbt vor Hunger. Die Leichen gefallener Tiere werden ohne Unterschied verzehrt ... Die Bettler und die Kranken liegen auf den Straßen umher. Auch vor unserer Kirche, wenn der Frühchor gesungen wird, lagern sie seufzend und sterbend. Sie warten auf Almosen, die beim ersten Morgengrauen verteilt werden ..."
Ein fahrender Sänger und Ritter namens Walther von der Vogelweide sang:

„Drum deutsches Volk, dir wehe,
Daß nicht dein Reich vergehe ..."

Nach der Ermordung des Hohenstaufenkönigs Philipp schien der grimmige Welfe Otto zu siegen. Von ihm sagte Walther von der Vogelweide:
„Wär er so gut als lang, er hätte Tugend viel gehabt!"
Mit prunkendem Heeresaufgebot ritt der Welfenkönig Otto über die Alpen und führte seine Schar quer durch das arme Italien, um den Papst in Rom zu zwingen, daß er ihn zum Kaiser kröne.
„Es erschrak und bebte das ganze Land", malte ein italienischer Stadtschreiber zu Mailand in sein Tagebuch. „Die Deutschen waren fürchterlich anzusehen!"
Blitzend in Stahl, mit Panzern, Helmen und klirrenden Schwertern zogen die riesigen Herren aus Niedersachsen, Bayern und Rheinfranken die Bergstraße hinab. Satteltücher und Rittermäntel wehten, Banner knatterten im scharfen

Wind, der von den Apenninenhöhen herab in die Ebene fuhr. Wie eine gewaltige funkelnde Schlange schob sich das Heer durch die Weingärten, Weizenfelder und Obsthaine. Hinter den Rittern marschierten gleich einem wandelnden Wald die Lanzenknechte, dann kamen die weißbedeckten Planwagen und das vielfältige Volk der Knechte, Weiber, Kinder und Bettler, das sich jedem Heer anschloß.

Die Bergstadt Assisi mit ihren weiß- und buntgekalkten Häusern lag dicht unter dem von einer trutzigen Stauferburg gekrönten Bergkamm. Die Kirchtürme der alten Stadt erhoben sich in der Nähe altrömischer Ruinen. König Otto hatte auf dem Weg nach Rom in Assisi genächtigt. Jetzt setzte er seinen Marsch fort.

Hinter den Hecken und den niederen Bruchsteinmauern der Gehöfte kauerten ängstlich die Italiener. Manchmal schwärmten Troßknechte und gepanzerte Herren in die Landschaft aus. Sie fielen in die Gehöfte ein und nahmen sich, was sie brauchten, schlachteten Hühner, Schweine oder Lämmer, beschlagnahmten Pferde, führten die Vorräte fort und tranken den Wein. Manchmal kam es auch zu Gewalttaten, Plünderungen, ja sogar Mord.

Doch was ist dort, an der Spitze des Zuges, los? Die Ritter zügeln ihre Rosse, die Planwagen halten an, und einige neugierige Knechte laufen quer durch die Felder nach vorne.

König Otto sitzt wie ein Riese Goliath auf seinem schweren, niedersächsischen Roß und blickt auf einen seltsamen Zwerg herab, der ihm kühn den Weg versperrt.

Dieser noch junge Mensch von der Größe eines Knaben ist in sackartige Lumpen gehüllt, bleich und mager. Er trägt einen Strick als Gurt und ein selbstgeschnitztes Kreuz um den Hals. Am Wegrand kauert demütig eine Gruppe ähnlicher Gestalten.

Als Peter, ein armer und fiebernder Roßknecht, endlich die Spitze des Zuges erreicht hat, sinkt er erschöpft in den Straßengraben. Seit das Heer italienischen Gaue erreicht hat, seit die Hitze brütet und die Nächte kaum mehr Kühlung bringen, ist er krank. Nur mühsam schleppt er sich mit dem Heer.

Er vernimmt wie im Traum, daß der Zwerg mit dem König spricht.

Der Kleine ruft den König zu Frieden, Menschenliebe und Barmherzigkeit auf, er mahnt im Namen Christi und sagt: es sei auf die Dauer mächtiger, gut und liebevoll und sanft zu sein, als ewig Krieg zu führen.

Herr Otto – König der Deutschen, Sohn Heinrichs des Löwen und bald schon Kaiser des Reichs – lacht brüllend über die Rede des Kleinen.

„Habt ihr das gehört, Freunde?" schreit er. „Sanft sollen wir sein! Hat man je vernommen, daß man mit liebevoller Rede eine Schlacht gewonnen hätte?"

„Christus hat die Welt durch Liebe erobert", erwidert der Zwerg.

„*Damit* erobert man die Welt, Mönchlein!" ruft König Otto und schlägt ans breite Schwert.

Dann gibt er dem Pferd die Sporen. Der Reiterzug setzt sich in Bewegung und schiebt den blassen Mönch von der Straße.

Donnernd und ratternd trabt, rollt und wandert es vorüber. Waffen klirren,

Rosse schnauben, hundert Stimmen verwirren sich. Peter, der kranke Knecht, vernimmt alles nur wie von fern. Erschlöpft liegt er im Staub unter den Bäumen. Das Fieber wird schlimmer. Schließlich entfernt sich das Getöse, das Heer zieht weiter. Keine Menschenseele kümmert sich um den armen Roßknecht. Es gibt viele seiner Sorte.
Und doch ist er nicht allein. Plötzlich sieht er die Mönche um sich knien. Der Kleine, der vorhin so mutig mit dem König gesprochen hat, flößt ihm Wasser ein, hält ihm den Kopf hoch.
„Ich bin Giovanni Bernardone", sagt er. „Meine Brüder und ich sind die Freunde aller Armen. Wir nennen uns selber die ‚Minderen', weil wir die geringen Helfer Christi und die Diener der Notleidenden, der Kranken und Hungernden sind."
Sie bringen den Todkranken vorsichtig in eine Klause, die einsam mitten in der Ebene zwischen Schilficht und Gestrüpp steht. „Portiuncula" nennen sie die selbstgebaute Hütte aus Holz, Stroh und Lehm.
In diesem winzigen Häuschen umsorgen die Bettelmönche den fiebernden Fremden. Ihr Anführer scheint dieser zwergenhafte Mensch zu sein.
Von ihm erzählen sie, er sei der Sohn eines reichen Kaufmannes aus der Stadt Assisi. Weil seine Mutter aus Frankreich stammte und der Kleine französisch sprechen konnte, nannten ihn alle Franzesko.
Die Bauern der Umgebung heißen Franzesko auch „unseren Poverello" oder den „lieben Armen", oder sie flüstern vom „Santo", dem „Heiligen".
Und heilig scheint Franziskus wirklich zu sein. Einmal hört ihn Peter zu den anderen sagen: „Ihr sollt nicht Gold noch Silber noch Erz ansammeln, weder Reisetasche noch zwei Röcke haben, weder Schuhe noch Stab . . ."
Arm wie Jesus Christus und die Apostel soll der Mönch, der Bruder des Herrn sein.
In einer Welt, die von Kriegen dröhnt und deren Machthaber ständig um Besitz und Macht kämpfen, predigt der kleine, schwache Franziskus: „Herr, wir wollen keinen Besitz haben. Denn hätten wir solchen, so täten uns Waffen not, ihn zu schützen."
So haben der Heilige und seine „Franziskaner" gänzlich darauf verzichtet, irgend etwas — und seien es nur Becher, Teller, Messer oder Schuhe, Betten oder Schränke — zu besitzen. Sie glauben, die verwirrte und grausame Welt müsse an der fröhlichen Armut, an der Einfachheit und der echten Liebe genesen.
Als Peter endlich gesund geworden ist und sich aufmacht, um nach Rom zu wandern, lädt ihn der „Heilige" ein, ein Stück des Weges mit ihm zu gehen. Unvergeßlich bleibt dem Deutschen dieses Zusammensein mit Franziskus.
Sie kommen an eine sprudelnde Quelle. Franz breitet die Arme aus und dankt Gott für das Wasser. Dann beugt er sich herab, spricht mit der Quelle, lobt sie für ihre Frische und dankt für den Trunk.
Eine Wespe, die in den kleinen Tümpel gefallen ist, fischt er vorsichtig heraus, setzt sie auf ein Blatt in die Sonne und wünscht „der Schwester Wespe gute Genesung". Einmal ertappt Peter den Heiligen, wie er sich ein paar Läuse aus

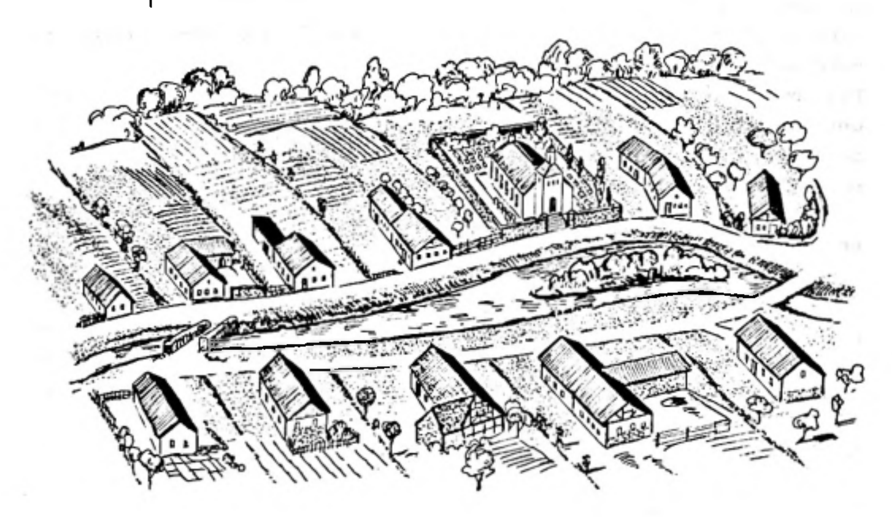
dem Haar fängt. Plötzlich setzt Franziskus die Tierchen wieder an ihren ursprünglichen Ort zurück und entschuldigt sich bei ihnen, daß er sie beinah umgebracht hätte.
„Weißt du, Peter", sagt er, „das Leben ist überall und immer heilig! Wir haben kein Recht, fremdes Dasein zu zerstören."
In einer Ortschaft begegnet Franz einem schwer beladenen Esel, dem die Bauern ungebührlich viel Last aufgebürdet haben. Sie prügeln auf das arme Tier ein. Sofort stellt sich Franz schützend vor das kläglich schreiende Tier. Ja, er will selber einen Teil der Lasten schleppen, und Peter hilft ihm dabei.
„Liebe ist die Seele der Schöpfung, Peter", sagt Franziskus. „Aus Liebe für uns unwürdige Menschen ist Christus am Kreuz gestorben. Es darf nicht umsonst sein. Wir müssen die Liebe weitergeben an alles, was atmet, lebt und Gottes Allmacht preist."
Bald aber erkennt Peter, daß der Heilige nicht nur Menschen und Tiere, sondern sogar die tote Erde, den bunten Stein, die Wolken und das Meer liebt. Eines schönen Sommertages vernimmt Peter, wie Franziskus sein Lied an die Sonne singt.
Er kniet auf einem Berg nieder, reckt die Arme zum Himmel und spricht begeistert:

„Gelobt seist Du, mein Herr, samt all Deinen Kindern
Und der Schwester Sonne besonders.
Denn am Tage zündest Du für uns sie an.
Schön ist sie und strahlt in großem Glanze.
Von Dir, Höchster, bringt sie uns Kunde . . ."

Endlich verabschiedet sich Peter von seinem Retter und Freund. Lange noch winkt ihm der Heilige segnend nach. Dann verschwindet er über der Höhe: eine winzige, zerbrechliche Gestalt, von der doch große Macht ausgeht.
Peter, der deutsche Roßknecht, sucht und findet in Rom das deutsche Ritterheer. Er kehrt zurück in die Reihen der Krieger, wo Schwerter, Lanzen, Panzer wichtig sind, wo man mit Fäusten und Waffen die Welt bewegt. Aber der Aufenthalt in Portiuncula bei Assisi hat ihn nachdenklich gemacht. Er findet keinen Sinn mehr in den ewigen Kämpfen, ja sogar die Macht der Herren kommt ihm lächerlich vor. Der Kriegszug mißfällt ihm jetzt. Die bescheidene Wanderung des Heiligen, seine tätige Nächsten- und Tierliebe, sein weites Herz für alles Leben erscheinen dem einfachen Roßknecht bedeutsamer als alle Siege, die Kaiser Otto erringen mag.
So verläßt er das Heer, kehrt friedlich nach Deutschland zurück und beendet sein Leben als Ackerknecht.

Um 1235

Nach Ostland reiten



Im frühen Mai bewegt sich auf der schlechten Straße von der Neiße herüber eine lange Wagenkolonne. Herden von Kühen und Schafen trotten brüllend und blökend hinterdrein. Die Staubwolke über dem Auswandererzug weht weit übers Land hin.
Von der slawischen Siedlung wirft man nicht eben freundliche Blicke zu der Kolonne hinüber. Aber es bleibt bei den Blicken. Die Fremden dort auf dem Knüppelfeld sind durch ihre Eisenwaffen, die stählernen Sturmhauben, die langen Schwerter und Spieße und die mit Blech überzogenen Schilde den Einheimischen weit überlegen. Gegenüber diesen deutschen Bauern sind die slawischen „Opolebauern" arme, unfreie Leute. Und darum gibt es Neid und Mißgunst auf der einen, Stolz und Selbstbewußtsein auf der anderen Seite.
Herr Johann von Wied, der „Lokator", macht einen solchen Auszug deutscher Bauern nicht zum erstenmal mit. Er kennt auch die Schwierigkeiten, die es bei der Ansiedlung mit den Slawen geben wird — aber Schwierigkeiten sind da, um überwunden zu werden.
Das Ärgste hat man geschafft. Morgen schon wird man die Ländereien im menschenarmen Niederschlesien erreicht haben und er — Johann von Wied — wird, unterstützt von einigen Mönchen, die einzelnen Landlose für die Bauern abstecken.
In Deutschland ist es überall das gleiche: in Hessen, Franken, Flandern oder am Rhein. Die Bevölkerung hat sich stark vermehrt. Im Inneren der deutschen Lande ist kein Raum mehr für neue Bauernhöfe, weil die großen Wälder meist „Bannwald" von Klöstern, Grafen oder Städten geworden sind. Auch paßt vielen Bauern die Entwicklung der Dinge nicht. Die großen Grundherren versuchen überall, den Bauern das Recht auf die Gemeindeflur, auf den Ge-

meindewald, ja auf den ererbten Boden streitig zu machen. Sie fordern von ihnen „Fron“- oder „Herren-Dienst“ oder Zinszahlung. Die alte Freiheit wird immer enger, so wie das Land enger geworden ist.
In Flandern und Holland haben gewaltige Sturmfluten die Küsten verwüstet, so daß Tausende flämischer und niederländischer Bauernfamilien nach Neuland suchen. Im Osten — jenseits von Elbe, Saale und Spree — haben in den vergangenen Jahrhunderten deutsche Bauern längst durch den Pflug gewonnen, was die Markgrafen und Herzoge erobert haben. Jetzt strebt der Zug der Neusiedler schon weiter nach Osten, zum Oderstrom und nach Schlesien. Die Landesherren dort drüben sind froh, wenn sie deutsche Bauernfamilien bekommen können. Denn die Deutschen sind tüchtig, sie verstehen mehr von Landwirtschaft als die Slawen und haben bessere Geräte. Wer aber viele Leute in seinem Land hat, wird eines Tages mächtig sein.
Deshalb rufen die Fürsten immer mehr Siedler ins Land an der Oder.
Die Slawen, die dieses von Sümpfen und Wildnissen bedeckte Land sehr dünn besiedeln, haben bisher den urwaldbedeckten Gebirgsstock der Sudeten als schützenden Grenzwall absichtlich nicht gerodet. Das tun jetzt die Deutschen. Schon ziehen sich breite Hufenstreifen in die Täler und die Hänge hinauf. Das Sudetenland wird die Heimat deutscher Bauern.
Herr Johann von Wied denkt daran, wie sein eigenes „Geschäft“ in Schwung gekommen ist.
Um diese Zeit hat Kaiser Friedrich II. seinen alten Freund Hermann von Salza, den Ordensmeister des Deutschherren-Ritterordens, beauftragt, in Ostpreußen zu missionieren, zu kultivieren und zu kolonisieren. Fast gleichzeitig hatte sich der Zisterzienserorden der Ostgebiete angenommen. Diesen Mönchen schrieb die Ordensregel vor, Sümpfe trockenzulegen, Wälder zu roden und in unwegsamen Wildnissen Mittelpunkte der höheren Landwirtschaft, der Schule und der Kultur zu gründen. Die Zisterzienserklöster in Schlesien übertrugen nun das Geschäft, geeignete Neusiedler für das unbebaute Land im Osten zu gewinnen, sogenannten „Lokatoren“ oder „Landaufteilern“. Herr Johann von Wied, ein rheinischer Ritter ohne Rittergut, war einer dieser Unternehmer.
In Flandern, am Niederrhein und in Hessen hatte er die Auswanderer eingesammelt, die er jetzt ins schlesische Neuland führte.
In seinem Vertrage mit dem Zisterzienserabt steht geschrieben, daß der Lokator für je fünf Stellen, die er mit Bauern besiedeln kann, selber ein Grundstück erhält, das groß genug für eine „Hufe“ ist. Außerdem soll der Lokator die „niedere Gerichtsbarkeit“ ausüben, das heißt, er wird Richter sein über alle Fälle, wo es nicht um Hals und Kragen, um Blut und Leben geht. Er hat sich die Schankgerechtsame und das Recht ausbedungen, eine Dorfschmiede zu eröffnen, ferner die Erlaubnis, den Fleisch- und Brotverkauf ganz allein zu betreiben.
Herr Johann von Wied träumt schon davon, daß er auf der künftigen Gemeindeflur und in den Gemeindewäldern allein das Jagd- und Fischereirecht haben wird. Nicht zu verachten ist auch das Amt des „Schultheißen“, das ihm der Vertrag mit dem Kloster zugesichert hat.

Als Schultheiß muß man den Bauern ihre „Schuld heißen", also angeben, wieviel Zins sie für Grund und Boden zu bezahlen, welche Abgaben sie für Verwaltung, Schule, Kirche und Wegebau zu entrichten haben.
Aber nicht nur Herr Johann Wied ist guter Dinge. Auch seine Schutzbefohlenen freuen sich, je tiefer sie in das neue, fette Bauernland hineinziehen. Diese Bauernfamilien aus Flandern oder aus dem Rheinland beobachten scharf. Sie haben unterwegs die Dörfer der Slawen gesehen. Um einen runden Dorfplatz stehen die Gehöfte so im Kreis beieinander, daß die Gebäude eine Schutzmauer bilden. An jedes Gehöft schließt sich ein Obstgarten an, und das Ganze umgrenzt ein niedriger Erdwall mit einer Dornhecke. Der Lokator sagt, das sei der typische Slawen-Rundling, wie er im umstrittenen Grenzgebiet meist gebaut wird.
Wohin die Augen der deutschen Bauern auch schweifen, finden sie fruchtbare Erde im Überfluß. Hier im Osten ist noch Platz für Äcker, für weite Viehweiden und breit hingelagerte Höfe. Die Kinder werden in einem freien, reichen und weiträumigen Land aufwachsen und später selbst Platz finden, um sich Heimstätten zu gründen.
Vor Freude über das schöne Land singen die Vlamen in der Kolonne das Lied der niederdeutschen Auswanderer:

„Nach Ostland wollen wir reiten,
nach Ostland wollen wir gehn,
wohl über die grünen Heiden —
frisch über die Heiden —
da werden wir besser uns stehn!"

Noch im Mai steckt der Lokator die Grundstücke in dem Klostergebiet ab. Die Deutschen erhalten ihr Siedlungsland auf dem hochwassersicheren Teil der Ebene. Es ist Grünland, aber auch viel Wald und Busch. Die Flur grenzt an die Äcker der Slawen.
Über die dürftigen Hirsefelder der Einheimischen schütteln die Deutschen die Köpfe. Sie werden Dinkel, Weizen und Roggen anbauen. Die Slawen vermochten bisher mit den schweren Lehmböden wenig anzufangen, die Deutschen jedoch besitzen den eisernen „Wendepflug".
Langsam entsteht unter Anleitung des Lokators das neue Dorf. Eine neue Straße verläuft entlang einem Bach. Hier reihen sich die Gehöfte aneinander. Das zugehörige Ackerland bildet Streifen, die sich bis zum Wald fortsetzen. So wird das Dorf aus einer doppelten Kette nebeneinander aufgereihter Höfe bestehen. Vom Zisterzienserkloster kommen Mönche herüber, um in der Mitte die Kirche zu errichten. Gleich neben Kirche und Pfarrhof liegt die neue „Scholtisei" — der große Herrenhof des Lokators.
Überall dröhnen Äxte und Hammerschläge auf den Bauplätzen. Auf der Wiese am Bach weidet das Vieh, aus dem Auwald ertönt das Hifthorn des Sauhirten. Wenn der Ostwind über die Oder weht, trägt er von den ersten Äckern des Dorfes ein Lied herüber, das ein Vlamländer singt:

„Im Osten wollen wir pflügen,
da wird es uns besser gehn . . ."

„Zwischen Elbe und Rhein bis ins Ungarland“, sang Walther von der Vogelweide, „findet ihr das Beste, was es in der Welt gibt.“
In diesen späten Tagen der Hohenstaufen brach das deutsche Volk weit nach Osten auf und gewann soviel Raum, daß es etwa ein Drittel des künftigen Deutschland ausmachte. Die Elbe, die bisher Grenzstrom war, wurde nun eine Herzader Deutschlands.
Aber der Sturz des Kaisertums, die allgemeine Verwirrung im Reich und der verheerende Ausbruch der Pest im 14. Jahrhundert ließen die Siedlerzüge nach Osten aufhören und die Grenzen erstarren.

1268 | Das Ende des letzten Hohenstaufen

Über den tintenblauen Golf von Neapel fauchte der Herbststurm. Die Wellen schlugen und leckten an die Felsenmauern des Kastells, das einer eiförmigen Bastion gleich ins Meer vorsprang. Castel dell'Ovo wurde der finstere Bau deshalb genannt. Man erreichte ihn nur über eine enge Steinbrücke.
Vor und hinter den schweren Eisentoren klirrten die Schritte der französischen Wachen. Der finstere Karl von Anjou, Neapels neuer König und Nachfolger der Hohenstaufen in Süditalien, hielt seine Gefangenen aufs Strengste verwahrt.
In einem Felsengemach der Festung, einem kargen Raum, dessen schmale Fenster stark vergittert waren, saßen sich die beiden bedeutendsten Gefangenen gegenüber: zwei blondlockige und blauäugige Jungen von edlem Wuchs und vornehmer Kleidung. Der eine zählte eben sechzehn, der andere, etwas größere, schon mehr als siebzehn Jahre.
Es waren Konradin von Hohenstaufen, die Hoffnung der Deutschenfreunde in Italien, und sein getreuer Jugendfreund Friedrich von Österreich. Die beiden saßen gebeugt über einem Brettspiel, das die Kreuzfahrer aus dem Orient mitgebracht hatten. Es hieß „Königsspiel“ oder „Schach“.
Beinahe acht Wochen dauerte nun schon die Haft. Sie waren beide von französischen Richtern vernommen worden, man hatte sie beschimpft und bedroht, aber nicht mißhandelt. Nur die Ungewißheit ihres künftigen Schicksals lastete schwer auf ihnen. Besonders der lebhafte Konradin vermochte kaum stillzusitzen und seine Aufmerksamkeit auf das Spiel zu richten. Immer wieder seufzte er tief und lenkte den Freund durch seine Gespräche ab.
„Glaubst du es, Friedrich?“ fragte er, „was uns der eine Wächter heimlich zugesteckt hat: daß meine Mutter unterwegs sei, uns hier herauszuholen? Meine Mutter ist immerhin aus dem Geschlecht der Herzoge von Bayern und ich selber bin Erbe von Schwaben — die Franzosen können doch nicht . . .“
Er sprach nicht aus, was die Franzosen nicht können. Friedrich von Österreich zuckte die Schultern. Er blickte Konradin traurig an.

„Glaub nichts mehr, mein Freund", sagte er, „nichts mehr, was du nicht siehst. Vergiß nicht, Konradin, daß man uns von Anfang an verkauft und verraten hat." Damit hatte der Freund nur zu recht. Die böse und habgierige Welt hatte die beiden jungen Leute zuerst als politische Werkzeuge mißbraucht und sie dann verächtlich fortgeworfen.

Konradin von Hohenstaufen war 1252 als Sohn des Deutschen Königs Konrad IV. und als Enkel Kaiser Friedrichs II. geboren worden. Als er zwei Jahre alt war, starb der Kaiser inmitten einer verwirrten und aufgestörten Zeit. Abermals zwei Jahre später fiel der Vater dem römischen Fieber zum Opfer.

Konradin war nichts als ein kleiner Herzog von Schwaben, für den die Mutter und die Oheime Ludwig, Pfalzgraf am Rhein und Herzog von Oberbayern, sowie Heinrich, Herzog von Niederbayern, die Vormundschaft führten. Als Kind war er unstet und nirgendwo ganz zu Hause. Am liebsten weilte er in der Hohenstaufenlandschaft Schwabens, vor allem im kleinen, lieblichen Schloß Meersburg am Bodensee. Dort wurde auch der junge Friedrich von Baden und Österreich sein Gespiele und Freund.

Der Sitte seiner Zeit gemäß lernte der heranwachsende Konradin nicht nur die sieben „Frömmigkeiten" des Ritters und bekam Unterricht in den sieben „freien Künsten", er bemühte sich auch mit Erfolg, ein guter „Minnesänger" zu werden. Einige seiner Lieder nahm später sogar der Züricher Ratsherr und Sammler Rüdiger Manesse in seine berühmte Liederhandschrift auf.

Doch allzubald waren goldene Kindheit und Jugend vorüber. Hart war die Erziehung durch den Oheim, Herzog Ludwig den Strengen, und schwer lastete der Name der Hohenstaufen auf Konradin. Waren seine Väter, Vorväter und Urväter seit Konrad III., Friedrich Barbarossa, dem großen Heinrich VI. und dem „Wunder der Welt", Friedrich II., nicht Könige und Kaiser gewesen? Die Völker Europas hatten im Namen der Hohenstauferkaiser die Einheit des Reichs, die Größe eines christlichen Abendlandes erlebt.

Seit Kaiser Friedrich II. allzufrüh ins Grab gesunken, seit ihm sein Sohn Konrad IV. schon vier Jahre später gefolgt war, hatten die letzten Helden der Hohenstaufen in Italien einen schweren Kampf gekämpft.

Der Papst war ihr Todfeind. Er rief die Franzosen nach Neapel. Sie brachen die alte Herrschaft der Deutschen in Italien, und der schreckliche Karl von Anjou wurde König von Neapel-Sizilien.

Doch immer noch gab es eine Partei der Hohenstaufen. Sie nannten sich Ghibellinen. Diese Freunde der Deutschen und des Kaisertums schickten Botschaft über die Alpen und riefen nach einem neuen Hohenstaufen.

Doch sie fanden nur einen Fünfzehnjährigen: Konradin.

Was war er schon? Kein König, kein Kaiser — nur ein soeben mündig gewordener Herzog von Schwaben. Aber er war auch Hohenstaufe.

Kluge und ältere Ratgeber warnten ihn. Er aber folgte trotzdem dem Anruf aus Italien. Deutsche Fürsten, seine bayrischen Oheime und einige schwäbische und österreichische Herren unterstützten seinen Feldzug, indem sie Ritter, Ausrüstung, Fußknechte und Wagen stellten. Aber nichts davon geschah umsonst. Konradin mußte dafür sein Erbe verpfänden.

Verkauft und verraten waren die jungen Leute, als sie nach Italien kamen. Die Bayernherzöge zogen schon in Verona ihre Truppen zurück und ritten heim, um sich an Konradins Erbgut schadlos zu halten. Die italienischen Ghibellinen liefen zwar begeistert zu den Bannern des Hohenstaufen-Erben, liefen aber ebenso rasch wieder fort, als es die ersten Schwierigkeiten gab.

Der Papst lockte Konradin nach Rom, wo man die Deutschen bald wieder hinausbeförderte. Man erzählte ihnen, das ganze Land würde sich für die Hohenstaufen erheben, wenn Konradin nur erst nach dem neapolitanischen Süden käme, und sein Gegner, Karl von Anjou, hätte nur wenige Ritter.

So griffen die Schwaben und Bayern, die noch bei Konradin geblieben waren, unbesorgt die Franzosen an. Der Feind hatte einen Hinterhalt gelegt, das deutsche Heer wurde zersprengt, und Konradin mußte zusehen, wie er als Flüchtling aus dem Land kam.

Zusammen mit seinem Freund Friedrich erreichte er in Verkleidung die Meeresküste bei Kastell Astura. Unerfahren wie die Knaben waren, gaben sie den italienischen Rittern Frangipani einen kostbaren Ring, damit sie ihnen ein Schiff besorgten. Die Italiener erkannten an dem Ring sofort den gesuchten Hohenstaufen und verkauften die beiden Jungen an ihren Todfeind Karl von Anjou. So saßen sie seit Wochen im Kerker, schrieben rührende Briefe nach Deutschland und warteten auf Rettung.

Endlich nehmen sie ihr Schachspiel wieder auf. Aber sie tun nur wenige Züge, dann rasseln die Schlüssel in der eisernen Kerkertür. In dem halbdunklen Gang lodern Fackeln, die Gewölbe sind von Gepanzerten angefüllt, und aus der Pforte tritt im Kettenhemd und mit schwarzem Umhang Robert von Bari, der Richter Karls von Anjou.

„Konradin von Hohenstaufen", ruft er mit dumpf hallender Stimme, „Friedrich, Markgraf von Baden und Österreich! Das Hochgericht des Königs Karl hat euch beide als Räuber und Banditen zum Tode verurteilt. Weil ihr aus gutem Hause seid, soll dieses Urteil nicht am Galgen, sondern durch Enthaupten vollstreckt werden!"

Längst hat der Richter mit seinem Gefolge den Raum verlassen, als die beiden endlich begreifen, daß alles bitterer Ernst und die Wahrheit ist. Sie umarmen sich weinend, beginnen Abschiedsbriefe zu schreiben und ihr Testament zu machen. Konradin bestätigt seine Pfänder für die Bayernherzöge und vermacht den Klöstern in Landshut, Kaisheim, Weingarten und Augsburg Güter, damit man dort für seine arme Seele bete.

Wenige Stunden später dürfen die beiden Gefangenen beichten und im Kerker ein feierliches Requiem — ihr eigenes Totenamt — hören.

Dann führen sie französische Lanzenknechte über die Brücke zur Stadt Neapel. Die Straßen sind dicht von Menschenmassen gesäumt. Als die deutschen Gefangenen erscheinen, hört man überall Schluchzen und Wehklagen. Unter der Menge, die sich auf dem Fischmarkt am Hafen staut, befinden sich viele Ghibellinen, die ohnmächtig mit den Zähnen knirschen.

Französische Ritter und Soldaten haben einen dichten Lanzenwall um den viereckigen Platz gezogen. Auf einer Tribüne thront Karl von Anjou, umgeben

von seinen Freunden. In der Mitte des Platzes ist ein schwarzverhangenes Holzgerüst errichtet, auf dem der Block steht. Ein Scharfrichter im roten Kapuzenmantel stützt sich auf das lange Schwert. Sein Gesicht ist durch eine rote Maske verhüllt.
Zu Füßen des Schafotts warten zehn andere deutsche Herren, die man gefangen hat und nun hinrichten wird. Sie rufen noch einmal Konradin Mut zu.
Die beiden Freunde, denen die Henkersknechte nun die Bande gelöst haben, schreiten ruhig die Stufen hinauf. Dort umarmen sie sich angesichts des Volkes. Dann knien sie nieder und beten. Ein Franziskanermönch segnet sie.
Konradin tritt als erster auf den Scharfrichter zu und ruft laut:
„Ich verzeihe dir, daß du mich tötest!"
Daraufhin legt er gehorsam seinen Nacken auf den Block. Noch einmal hört man seine helle Stimme: „Ach, Mutter! Welch schmerzliche Nachricht wirst du von mir empfangen!"
Das Schwert des Henkers beschreibt einen Kreis und fällt sausend nieder. Ein Aufschrei geht über den Platz.
In der allgemeinen Aufregung drängt sich ein Ghibelline zu dem verräterischen Richter Robert von Bari und stößt ihm den Dolch ins Herz.
König Karl von Anjou und seine Gefährten verlassen bleich den Ort des Gerichts. Der Henker aber waltet seines Amtes an den Verurteilten.
Als einige Wochen später die Kunde von diesem schrecklichen Vorfall die deutschen Gaue erreicht, erregt sich kaum jemand. Viele fragen sogar: „Wer war dieser Konradin?"
Deutschland hat andere Sorgen. Mit dem Sturz der Hohenstaufen ist hier die „kaiserlose, die schreckliche Zeit" angebrochen. Raubritter machen die Straßen unsicher, Fürsten und Städte liegen im Krieg miteinander, und keiner weiß, wer die Ordnung bewahren, die Armen und Schwachen beschützen soll. Das Faustrecht regiert.

1348/49 | Der Schwarze Tod in München

Im Frühjahr, kaum ein halbes Jahr nachdem der Kaiser aus München, Ludwig der Bayer, bei der Jagd nahe Fürstenfeldbruck vom Schlag getroffen und tot vom Pferde gestürzt war, brach neues Unheil aus.
Eines Morgens stürzten die Leute auf die Straßen. Dumpfes Rütteln und Grollen ging durch die Erde, und ein paar schlecht gebaute Hütten in den Münchener Vorstädten fielen ein. Sogar die neue Stadtmauer, die Kaiser Ludwig hatte bauen lassen, bekam einige Risse. Aus Franken und Schwaben traf die Schreckenskunde ein, daß 26 Städte und Schlösser durch das Erdbeben zerstört worden seien.
„Aus is mit uns!" lamentierte der Schäffler Petermeier im Tal. „Wer dös net begriffen hat, daß der Weltuntergang da is, der ko mir leid toa!"

„Dös is no gar nix", flüsterte der Dünzel-Bäck, sein Nachbar. „Hast es scho ghört, was die Kauffahrer aus dem Welschland verzähln? Da ist die Pest ausbrocha und d'Leut falln um, wia die Fliagn."
„No ja, i sag's ja!" triumphierte der Petermeier: „Der Weltuntergang is da!"
Trotzdem ging das Jahr einigermaßen normal dahin, und der große Schlag des Schicksals erfolgte erst im nächsten Frühjahr, 1349. Im achtundvierziger Jahr hatten sich die schrecklichen Botschaften förmlich überschlagen. Meist hatten sie Handelsfahrer, aber auch fahrende Ritter, wandernde Schüler und Mönche mitgebracht.
Schiffe aus Sizilien sollten die schwarze Beulenpest eingeschleppt haben. In Städten wie Neapel, Florenz oder Venedig war innerhalb weniger Wochen mehr als die Hälfte der Bevölkerung von einem entsetzlichen Tod fortgerafft worden. Die Menschen, die es sich leisten konnten, flohen mit Weib und Kind in die Einsamkeit, in die Berge oder auf abgelegene Landgüter. In Florenz reichten die Gräber nicht mehr aus. Der Erzbischof hatte den Fluß geweiht, so daß man die Leichen einfach ins Wasser kippen konnte. Die Stadtwachen kontrollierten nun schärfer als je zuvor alle Fremden. Die achteten vor allem darauf, ob jemand Einlaß begehrte, dessen Gesicht von den verdächtigen blauen Flecken der Pest gezeichnet war. Nur eines wußten die Münchner sowenig wie irgendein Stadtvolk dieser Zeit: daß ihre engen Gassen, auf die man allen Unrat warf, daß die Häuser ohne Kanalisation und die zahllosen Ratten in den Bächen, Kellern und Winkeln Brutstätten und Träger der Krankheit sein konnten. Man hielt ja sogar städtische Schweineherden, die munter durch Straßen und Gassen fegten, damit sie die Abfälle beseitigten.
Plötzlich kommt eine Neuigkeit, die der Petermeier sogleich dem Dünzelbäck hinüberruft. Ein fahrender Schüler, der im Heiliggeisthospital genächtigt und dort die übliche Armensuppe gegessen hat, ist unter verdächtigen Umständen verstorben. Die Leiche sei von schwarzen Flecken übersät und entsetzlich aufgedunsen.
„Jetzt geht's los!" schreit der Petermeier und nagelt seine Fensterläden zu. „Ich sag's ja: der Weltuntergang ist da!"
Schon am Nachmittag vernimmt man, daß mehrere Kranke im Spital liegen, mit denen es nicht geheuer ist. Dann läßt es sich nicht mehr verleugnen: die Pest hat nun auch in München Einzug gehalten.
Der Dünzelbäck, der verpflichtet ist, Backstube und Verkaufsbude im Tal für die Brotkäufer offen zu halten, hat von einem weitgereisten Mann vernommen, wie man sich am besten gegen Ansteckung schützt. Er läßt sich einen dicht anliegenden, schwarzen Anzug machen und das Gesicht durch eine Schnabelmaske schützen. In diesen Schnabel, durch den man Luft holt, kommen entweder heilsame Kräuter oder auch allerhand schwelendes Rauchwerk.
Sein Freund Petermeier zerrt einen Ziegenbock vom Stall in die Wohnung.
„Gestank ist der sicherste Schutz!" schreit der Schäffler. Dann verschwindet er hinter der verrammelten Haustür.
In der Rosengasse, am Anger und in der Au gibt es massenhaft Pestfälle. Zuerst hängen die Stadtknechte an den betroffenen Häusern die gelbe Pestfahne auf. Die Wohnungen der Kranken werden abgesperrt.

Der Schwarze Tod geht um. Ständig bimmelt die Pestglocke von der Liebfrauenkirche, immer wieder sieht man Franziskanermönche in ihren Kutten hinter den Leichenkarren herschreiten. Sie sind die einzigen, die sich nicht scheuen, Pestkranke zu pflegen und die Toten zu bestatten.
Reiche Bürger fliehen aufs Land. Bald reichen die Friedhöfe bei St. Peter und St. Marien nicht mehr aus. Die Totengräber heben auf dem Neuhauser Anger große Gruben aus und schichten die Leichen wahllos hinein.
„Um Gottes willen!" brummelt der Dünzelbäck hinter seinem qualmenden Schnabel, als der Petermeier mit verhülltem Gesicht schnell herüberkommt, um einen Laib Brot zu holen. „Nur net krank werdn und auf den Pestacker kommen! Die Totengräber sind fürchterliche Leut. Die plündern die Leichen aus und stehlen ungeniert in den Häusern von den verstorbenen Bürgersleut."
„I will nix hörn", sagt der Petermeier und rennt davon.
Immer schrecklicher wütet die Seuche. Mütter verlassen ihre kranken Kinder, Männer die Familien. Todesfurcht regiert die Stadt. Gräßlich hallt das Knarren der Totenkarren, das Läuten der Totenglocken, der eintönige Ruf der Pestknechte in den Gassen. Die wenigen Quacksalber, Ärzte und Bader gehen schwarz vermummt, mit Räucherpfannen oder Masken durch die Stadt. Immer mehr schwarze Kreuze an den Haustüren erzählen davon, daß die Bewohner gestorben sind.
Einmal kommt Kunde aus dem übrigen Deutschland. Entsetzt vernehmen die Münchner, daß die Pest in Lübeck von neunzigtausend Bewohnern nur zehntausend am Leben gelassen, daß halb Köln und drei Viertel von Straßburg ausgestorben sind und daß in Nürnberg von einstmals vierzigtausend Menschen nur noch achttausend am Leben sind.
Niedergedrückt und verängstigt sitzen die Leute hinter ihren vernagelten Fensterläden und horchen auf die schrecklichen Geräusche, die von den Straßen hereindringen. Trotzdem gewöhnt man sich schließlich sogar an die Todesfurcht. Der Schäffler Petermeier geht eines Tages wieder aus und trifft in der Zunftstube einige Genossen.
„Herrgott nomoi", sagt er, „so ko's ja a net weitergeh! Da muaß was geschehn! Fasching is, und nix rührt si in der ganzen Stadt . . ."
Da kommt Leben in die Zunft. Ein paar junge Schäffler holen Tannenreisig und bunte Bänder. Sie schmücken die Faßreifen und legen die schönste Zunfttracht an: schwarze Kniehosen, rote Jacken und weiße Strümpfe. Sie setzen die feierlichen runden Kappen auf und proben den alten Zunfttanz. Einer verkleidet sich — weil eben Fastnacht ist — als Hanswurst und macht wilde Bockssprünge.
Mit Musik ziehen sie in die winterlichen Gassen hinaus, schwingen die geschmückten Reifen und beginnen den Reihentanz. Dazu singen sie:
„Aber heut is kalt, aber heut is kalt, aber heut is sakramentisch kalt!"
In den Gassen öffnen sich die Fenster, Mädchenköpfe lugen hervor. Würdige Weiber mit Flügelhauben tauchen auf, und aus den Türen treten die Münchner Bürger.

„Ja mei, da Petermeier!" schreit der Dünzelbäck. „Lebst aa no, oids Haus?" Sie umarmen sich.

Zum erstenmal seit langer Zeit kommt wieder Lebensfreude auf. Bald zieht ein Haufe lärmender und lachender Gestalten hinter dem Aufzug der Schäffler her: zum Schrannenplatz, zum Anger und dann zurück zur Herzogsburg.

Der Herzog, froh, daß die böse Zeit überwunden ist, läßt die Schäffler im Hof der Burg tanzen und sieht von der Altane mit seinem ganzen Hofstaat zu. Dann bestimmt er, daß zum Gedenken an den guten Einfall der Schäffler Umzug und Tanz alle sieben Jahre wiederholt werden sollen.

Als das Jahr 1349 zu Ende geht, schreibt der Papst — der in dieser Zeit in der südfranzösischen Stadt Avignon residiert — an alle Städte und Länder und läßt sich melden, wieviele Opfer die Pestseuche gekostet hat. Es stellt sich heraus, daß kein Land Europas verschont geblieben ist: keines zwischen Rußland und Island und keines von Schweden bis Sizilien. Von rund einhundert Millionen Christen haben 48 Millionen innerhalb eines Jahres ihr Ende durch den Schwarzen Tod gefunden.

Und bis in späte Tage werden die Kinder auf den Gassen jenes Spiel betreiben, das in jener Schreckenszeit entstand, als man vor den Pestdoktoren davonlief: „Fürchtet ihr den schwarzen Mann?"

1349 | Die Juden sind an allem schuld!

Gleich hinter dem Schwabinger Tor, bei der Weinstraße zu München, finden sich das Klaubergaßl, der Schneeberg und das Judengaßl. Dort liegt, von einem dünnen Mauerring umgeben und mit eigenem Einlaßtor, das Judenviertel. Vor mehr als hundert Jahren, 1210 nämlich, hat Herzog Ludwig der Kelheimer den Juden die Erlaubnis gegeben, sich in München niederzulassen.

So leben sie im Getto, abgesondert von der übrigen Bürgerschaft und unter besonderen Gesetzen. Weil sie keine Christen sind, müssen sie einen Leibzins von zwanzig Kreuzern täglich bezahlen. Kein Bader darf ihnen ein Bad bereiten und kein Metzger ihnen Fleisch verkaufen. Auch ist es ihnen bei einer Strafe von zehn Gulden verboten, irgendein Handwerk oder Geschäft zu betreiben: es sei denn „Geld gegen Wucher" zu verleihen. Auch ist es ihnen untersagt, Grund und Boden zu erwerben.

Weil sie etwas andere Sitten und Gebräuche und vor allem eine andere Religion haben, sind und bleiben sie Fremde in der Stadt.

Was aber ist naheliegender und einfacher, als den Fremden alles in die Schuhe zu schieben, was an Unglück und Katastrophen passiert? Wenn man nicht weiß, warum die Kuh rote Milch gibt oder weshalb dieses Jahr so viele Raupen auf

den Kohlköpfen sind, warum das Kind nicht gedeihen und das Huhn keine Eier legen will, so ist es ganz klar: die Juden sind eben schuld. Sie haben Kuh, Kohlköpfe, Kinder und Hühner verhext und verflucht.
Auch in München ist es schon zu Ausschreitungen gegen die jüdische Gemeinde gekommen. 1285 sind die Juden von einem verrückten Frauenzimmer beschuldigt worden, ihr Kind zu Tode gezaubert zu haben. Darauf haben wütende Bürger an die 180 Juden erschlagen. Später, drei Jahre vor dem Tod Kaiser Ludwigs, 1344 also, hat man auf einem Krautacker des Dorfes Schwabing einen durch Messerstiche ermordeten Knaben gefunden. Da der Mörder nicht gleich zur Hand war, schrie jemand: „Das waren die Juden!"
Um ein Haar wären die Münchner wieder ins Getto gelaufen und hätten die jüdischen Mitbürger umgebracht.
Der junge Dünzel-Bäck hat vor ein paar Jahren eine Anzahl Krautäcker vom Heilig-Geist-Hospital als Leibgedinge erworben. Das Geld für diesen Handel hat er sich bei den Juden geliehen. Der Zins macht zwanzig Prozent pro Jahr. Der Schäfflermeister Petermeier hat von diesem Geschäft gehört, und weil er Gelegenheit hat, einen schönen Haberacker beim Johanniskirchlein zu Neuhausen zu kaufen, das Bargeld aber nicht eben in der Truhe liegt, läßt er dem alten Salomon in der Judengasse Bescheid sagen.
Sie kommen auch zu einem guten Abschluß. Salomon zählt dem Petermeier die blanken Gulden auf den Tisch und nimmt dafür einen Schuldschein mit.
Dann geht der alte Salomon mit seinem Kaftan, bärtig und mit der gelben Judenkappe auf den weißen Haaren, die Burggasse hinab und zum „Judeneinlaß". Er sieht eben noch den jungen Levi mit vielen Bücklingen aus dem Tor der herzoglichen Hofburg kommen. Gemeinsam setzen sie den Weg fort.
„Haste gemacht a Gschäft?" frägt der alte Salomon, und Levi nickt.
„A gutes Gschäft, bei Gott! Der gnädige Herr Herzog ist ebenso knapp in der Kass wie sein braver Herr Vater, der Kaiser. Hab ihm gegeben dreitausend Gilden zu vierazwanzig Perzent. Als Sicherheit sind mr verschrieben worden de Einkinfte von drei Hofgitern."
„Das war a ibles Gschäft, Levi!" warnt Salomon. „Es war ibel, weil es ist zu gut für dich. Wir Juden machen viel ible Geschäfte in der Stadt, weil mer bekommen viel zuviel Schuldner. Und Schuldner sind böse Leut, wenn sollen sie bezahlen!"
Damit hat der alte, kluge Salomon freilich recht. Solange die Leute Geld leihen wollen, sind sie sehr freundlich. Da heißt es: „Ach, lieber Salomon! Wertgeschätzter Herr Levi . . ." Sollen sie aber Zins zahlen oder gar das Geliehene zurückgeben, werden sie gemein und bösartig. Dann schimpfen sie den „lieben Salomon" einen „Saujuden" und möchten dem „wertgeschätzten Herrn Levi" am liebsten den Schädel einschlagen. Am Rhein und in Burgund ist es wiederholt zu Judenverfolgungen gekommen. Und überall waren es die Leute, die am meisten Schulden gemacht hatten und denen die jüdischen Mitbürger das meiste Geld geborgt hatten, die am lautesten zu Mord und Totschlag aufhetzten.
Denn auf solche Weise wurden die Schuldner mitsamt den Gläubigern auch ihre Schulden los.

Ja, man weiß genau, daß die Obrigkeit: Bischof oder Herzog, nur zu oft beide Augen geschlossen hält, wenn der Pöbel mordend über die Juden herfällt. Denn auch Bischof oder Herzog sind Geld schuldig und sehen den Tod ihrer Gläubiger nicht ungern.

Eines Tages treffen sich Salomon und Levi abermals vor dem Judeneinlaß.

„Hast du gehört, Levi", fragt der Alte, „im Italienischen soll sein die Pest? Die Leut fallen auf den Gassen um ..."

„Was geht es uns an?" versucht Levi zu scherzen. München liegt weit von Italien!"

„Bet' zum Gott unserer Väter, Levi, daß die Pest nicht kommt in die Stadt. Denn bald werden die verzweifelten Leut sagen: haben die Juden vergiftet die Brunnen und erfunden die Pest. Was dann geschieht, wirst dir können denken.

Ein Jahr später wütet die Pest in München. Immer mehr schwarze Kreuze über den Haustüren zeigen die Behausungen an, die vom Schwarzen Tod heimgesucht worden sind. Als beinah die Hälfte der Einwohner gestorben ist, breitet sich dumpfe Verzweiflung unter den Überlebenden aus. Hinter jeder Ecke tauchen schwarze „Gugelmänner" mit ihren Schnabelmasken auf. Die Augustinermönche mit den Tragbahren, auf denen Kranke liegen, eilen Tag und Nacht zum Heilig-Geist-Spital.

In aller Frühe, wenn die Luft reiner ist, rennt der Dünzel-Bäck mit seinem Lehrjungen zum Brotaustragen. Er pocht auch an die Tür vom Schäffler Petermeier. Diesmal öffnet der alte Freund persönlich.

Eine Weile lamentieren beide über die vielen Todesfälle und die unbegreifliche Gefahr. Plötzlich schreit der Petermeier: „Da san nur die Juden schuld! Hab's schon ghört, daß sie eine Verschwörung gemacht han und alle Christenmenschen umbringen wolln!"

„D' Brunnen habn s' vergift!" ruft ein Gugelmann, der gerade hinzukommt. „I woaß gwiß. Erst kürzli hab ich an Judn erwischt, wie er am Brunnen war. Er hat dann so tan, als ob er a Wasser holn möcht."

Der Dünzel-Bäck, der immer noch das Geld beim alten Salomon schuldig ist, stimmt eifrig zu. „Wahr is! Mir hat a Salzfuhrmo erzählt, daß die geheimen Vorsteher von denen Judn beschlossn ham, uns alle umzbringa! Ja, d' Judn san unsa Unglück! Daschlagn sollt ma s'."

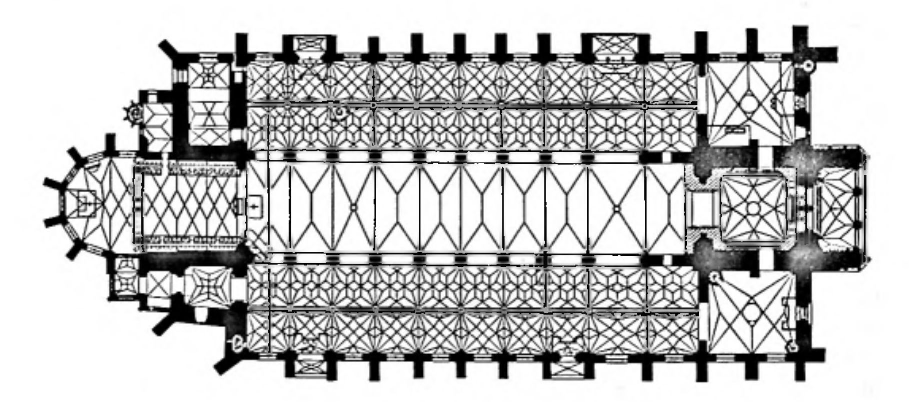
Bald finden sich auch andere Bürger, die das glauben. Ein wilder Haufe rottet sich zusammen. Die herzogliche Hofburg stachelt die Wut der Bürger eher auf, als sie zu beschwichtigen. Denn der arg verschuldete Herzog weiß bald nicht mehr, woher er Geld nehmen soll. So wäre es ihm nur recht, wenn der Levi vergäße, die Schuldscheine vorzulegen.

Mit Beilen und Spießen bewaffnet drängen sich die Münchner Bürger zum Getto. Vergebens werfen sich die Ältesten der Judenschaft den Wütenden in den Weg. Als der alte Salomon noch auf die zornigen Leute einredet, heißt es plötzlich, die herzogliche Hofkammer habe auf der Folter das Geständnis einiger Juden erhalten, daß sie die Brunnen vergiftet hätten.

Nun gibt es kein Halten mehr. Die Bürger glauben tatsächlich, daß die Juden an der Pest schuld seien. Weiber schreien und kreischen verrückt und schlagen

wie wahnsinnig auf unschuldige Judenkinder und Frauen ein. Der Pöbel strömt zum Judenviertel.
Die Horden dringen in die jüdischen Häuser ein, stehlen alles, was man gebrauchen kann, suchen gierig nach Geld und Gold. Viele Juden, die ihren Besitz, ihre Familien und religiösen Heiligtümer verteidigen wollen, werden erschlagen. Unter den Mördern und Narren sind aber auch Leute, die schnurstracks zum Haus ihres jüdischen Gläubigers rennen, dort die eigenen Schuldscheine suchen und diese sogleich ins Feuer werfen.
So kommt zur Seuche auch noch der Judenmord.
Erst als das Jahr zu Ende geht und die ersten Schneestürme über die Dächer Münchens brausen, erlischt die Pest langsam. Noch sitzt die Angst den Menschen im Nacken, Handel und Wandel sind gelähmt.
Aber im beginnenden Frühjahr, als die Schäffler zu tanzen anfangen und der Fasching wilder als je zuvor durch die Gassen tobt, ist alles vergessen. Auch das Unrecht und die Gewalt, die man den Juden angetan hat, sind wie fortgewischt. Nun heißt es wieder: „Ach, lieber Herr Salomon, könnten s' ma net hundert Gulden leihn? I will aa brav Zins zahln." Und schon sieht man den jungen Levi wieder geschäftig zur Hofburg rennen, wo man dringend ein Darlehen braucht.

1377 | Als Ulm sein Münster baute



Im Ringen um bürgerliche Freiheit und bei der Abwehr fürstlicher Übergriffe hatten sich auch die schwäbischen Städte, 89 an der Zahl, zum Bund zusammengeschlossen. Dieser „Schwäbische Städtebund" reichte dem „Rheinischen Städtebund" die Hand, und so waren sie mächtig genug, jedem Feind zu trotzen. Zum Haupt- und Anführer der Schwabenstädte wählte man das reiche, durch seine Geschützgießereien und seinen Donauhandel berühmt gewordene Ulm.

Tatsächlich gelang es dem Schwäbischen Städtebund, unter Führung Ulms den württembergischen Herzog Ulrich zu schlagen. Bald darauf erschien sogar Kaiser Karl IV. mit einem Heer vor den Mauern Ulms und belagerte die Stadt.
Dank der festen Mauern und Türme, der Ulmer Geschütze und der Tapferkeit der „Spießbürger" mußte der Kaiser jedoch unverrichteter Dinge abziehen. Um diese Zeit hatte die freie Reichsstadt Ulm weniger als siebentausend Einwohner. Freilich hielten sie wie Pech und Schwefel zusammen. Die Stadt war ihr größter Schatz, ihr Schutz, ihre Zuflucht und einziger Hüter für Leben, Besitz und Recht.
Weil aber die Stadt nun über ihre Feinde gesiegt hatte und von Italien bis zur Nordsee in hohem Ansehen stand, fanden die Bürger, daß sie einer würdigeren Kirche bedürfe. Die Belagerung durch den Kaiser hatte gezeigt, wie schlimm es war, daß die bisherige Pfarrkirche außerhalb der Mauern gelegen hatte. Dazu kam noch, daß die alte Kirche den Äbten von Kloster Reichenau gehörte und man dafür Zins bezahlen mußte. Kloster heißt auf lateinisch „Monasterium", deshalb nannten die Leute die Ulmer Pfarrkirche „Münster".
Das neue Münster wollte man in die Mitte der Stadt und gänzlich aus städtischen Mitteln, von Opfern und Spenden der Bevölkerung errichten. Der Rat von Ulm beschloß also den Bau und einigte sich darauf, auf alle fremde Hilfe zu verzichten.
Am 30. Juni 1377 fand kurz nach Sonnenaufgang die Grundsteinlegung statt. Die gesamte Geistlichkeit war erschienen. Die Ratsherren trugen die goldenen Ketten, und Bürgermeister Ludwig Krafft mauerte feierlich den Grundstein fest. Dann legte er hundert blanke Goldgulden — ein wahres Vermögen für die damalige Zeit — auf den Stein. Als nächste traten die Stadträte vor. Jeder opferte seinen Beitrag. Auch die Pfarrer, Prälaten und Mönche gaben ihr Teil. Die Bürgerschaft stand noch gegen Mittag an der Baustelle, um ihre Spenden niederzulegen. Es war eine echte Volksangelegenheit, der lieben Stadt eine schöne Kirche und Gott dem Herrn ein würdiges Haus zu erbauen. Die Patrizier schenkten Gold und Silber, die Zunftgenossen legten sauer ersparte Gulden nieder, aber auch der arme Tagwerker, der Lohnarbeiter mit sieben oder gar zehn Kindern legte verlegen lächelnd seinen Kupferpfennig dazu. Die jungen Mädchen gaben den schöngestickten Miederfleck oder den silberbeschlagenen Gürtel, das wunderschöne Halstuch oder gar den goldenen Ring. Nichts wurde verschmäht, und jeder wollte dabei sein. Von außerhalb der Stadt waren die Bauern und die kleinen Gärtner gekommen und gaben, was sie hatten: eine Ziege, einen Sack Weizenmehl, einen Korb Früchte oder den uralten Spargulden.
Der Rat machte alle Gaben zu barem Geld und legte den Schatz beiseite. Denn nun begann der Bau.
Seit langem wußte man, daß im christlichen Abendlande die klügsten Meister in den großen Bauhütten lebten. Das waren Genossenschaften, die sich beim Bau der großen Kathedralen und Dome gebildet hatten: Baumeister, Planzeichner, Rechner, Steinmetze, Bildhauer, Glasmaler, Maurer und Zimmerleute. Weil diese Bauhütten durch ganz Europa zogen und bald zu Köln, bald in Bur-

gos in Spanien, heute in Prag und dann wieder in Mailand, in Straßburg oder zu Reims bauten, weil auch niemand danach fragte, ob einer Deutscher oder Franzose, Italiener oder Engländer sei, so war das Gewerke einer solchen Bauhütte aus vielerlei Nationen zusammengesetzt. Der Vorarbeiter, der mit den fremden Arbeitern zu sprechen wußte und deren Wünsche den Meistern vortrug, konnte „parlieren" und wurde daher „Parlier" genannt.

Die Ulmer hatten ganz in ihrer Nähe eine berühmte Baumeisterfamilie und eine Bauhütte zu Schwäbisch Hall. Die Familie hieß Parler, denn ihre Vorfahren waren Maurerparliere gewesen. Diese Parler entwarfen die ersten Pläne und fingen den Bau des Münsters an.

Das Jahrhundert ist von tiefer und echter Frömmigkeit erfüllt. Die Menschen streben nicht ausschließlich nach mehr Geld und mehr Vergnügen. Ihnen geht es vor allem um das ewige Schicksal der Seele. Ihr Blick ist auf Gott und die goldenen Tore der Ewigkeit gerichtet. Das drückt sich auch darin aus, wie sie Kirchen bauen: alles ist vom Streben nach oben erfüllt.

Vorbei sind die Tage, da Bernward von Hildesheim aus Würfeln, Zylindern, Prismen und Bogen, mit wuchtigem Mauerwerk und kraftvoll stumpfen Türmen seine Kirche baute. Der in Frankreich entstandene neue Stil der *Gotik* ist viel beweglicher, zarter, vergeistigter und kühner.

Auch die Pläne der Parler für das Ulmer Münster sind von diesem neuen Geist erfüllt. Die überhöhte Halle des Mittelraumes gleicht einem schmalen und steilen Schiffskörper, dessen einzige Zielrichtung nach oben geht. Höhe, Aufstieg drücken sogar die Fenster aus, die in Spitzbogen enden. Die Gewölbe sind von Steinrippen überzogen und gleichen steilen Kappen.

Deshalb löst sich nach dem Plan der Dombaumeister alles in ein Netz von Linien auf. Nur noch an den wichtigen Punkten bilden hohe Pfeiler die tragenden Kräfte. Das Gewicht der Gewölbedecken verteilt sich nur auf die steinernen Rippen. Der Baumeister der Gotik will die Schwere des Irdischen verneinen. Im Haus Gottes soll sich zeigen, daß Gedanke und Glaube den Bau tragen — nicht Wucht, Kraft und Masse des Stoffes.

Aus diesem Grunde löste sich sogar der Haustein in allerhand kunstvolles „Maßwerk" auf: in schmale Fenstergrate, Gewölberippen, in Kreuzblumen, Rosetten, Fischblasen oder Spitzen.

Als der Bau des Ulmer Münsters schon fünfzehn Jahre währte, übernahm ein neuer guter Baumeister die Leitung der Ulmer Bauhütte: Ulrich von Ensingen.

Diesem Künstler genügte der Plan der Parler nicht. Er machte das Mittelschiff noch höher und länger und zeichnete vor allem über das Westportal einen Turmriesen, wie ihn das Abendland noch nicht gesehen hatte. Dieser steinerne Turm von über 162 Meter Höhe steht auf vier weit über den Eingangschor gespreizten Beinen. In feinstes Spitzenwerk von Haustein eingehüllt, steigt er zu den Wolken empor.

Gedanken und Pläne wuchsen freilich rascher als der Bau selber.

Jahr um Jahr wurde am Münster gearbeitet, und auch die Spenden flossen reichlich. Bauern und Bürger stellten ihre Gespanne und Wagen zum Materialtransport zur Verfügung. Andere ließen Bauholz in ihren Wäldern schlagen.

Die Sägmüller schnitten für die Kirche umsonst, und die Flößer, die den Naturstein aus dem Gebirge heranbrachten, nahmen keinen Lohn. Es galt als Ehre, Hand beim Kirchenbau anlegen zu dürfen. Ob Graf oder Tagwerker, halbwüchsiger Junge oder Bauernmagd — alle faßten zu, dem Münsterbau Hilfe zu leisten.

Doch Facharbeiter sind immer unentbehrlich. Aller guter Wille nützt nichts, wenn man kein Handwerk gelernt hat. Ein Maurergeselle verlangte 26 Pfennig Taglohn, dafür arbeitete er freilich auch von sechs Uhr früh bis sechs Uhr abends, mit zwei Stunden Mittagspause. Der Lehrjunge erhielt im zweiten Jahr 18 Pfennig, der Mörtelkocher acht bis neun und der Handlanger acht bis zehn Pfennig. Das Fuder Sand kostete acht, ein Stück Haustein aus dem Gebirge dreizehn Pfennig und ein Floß mit sechzehn Baumstämmen, von denen jeder fünfzig Schuh lang war, zwei Gulden und fünfzehn Kreuzer.

Das alles und vieles mehr mußte bezahlt werden. Rings um den Münsterbauplatz entstanden Werkstätten, Steinmetzplätze, Kalkgruben, Lagerplätze und Holzhütten, in denen die Maurer wohnten. Sie verdienten nicht schlecht, wenn man bedenkt, daß ein fünfzehnpfündiger Brotlaib sieben, ein Pfund Ochsenfleisch zwei Pfennig und ein Liter Bier nur einen Pfennig kosteten.

Langsam wuchs der Riesenbau aus der Baugrube. Tag für Tag knarrten die hölzernen Kräne, quietschten die Flaschenzüge und tönte der Gesang der Maurer und Steinmetzen von den Gerüsten. Hammerschlag, Meißelpochen und Zuruf der Parliere mengten sich darunter. Und trotz aller Anstrengung vergingen Jahrhunderte des Glaubens, der Mühe, der Opfer und der Kunstfertigkeit, bis das Werk vollendet war.

1405 wurde der Chorbau eingeweiht, bis 1470 waren Chor, Mittel- und Seitenschiffe eingewölbt und mit Dächern versehen. Der Turm stand als Stumpf über dem Münster. Doch 1528 — in den Tagen religiöser und politischer Unruhen — wurde die Bauhütte geschlossen. Erst im 19. Jahrhundert vollendete ein Bürgertum, das zwar nicht mehr so brennend glaubte, das aber viel Sinn für die Größe und den Glanz der Stadt besaß, nach 513 Jahren den größten Kirchturm der Welt. Mit dem Aufsetzen der großen Kreuzblume auf dem Westturm wurde 1890 zu Ende gebracht, was frommer Sinn und stolzes Selbstbewußtsein im hohen Mittelalter begonnen hatten.

1384 | Aufstand in Lübeck

Im ganzen Reich gärt es. Die wohlhabend gewordenen Städte wollen sich nicht länger von Grafen, Fürsten und Landesherren unterdrücken lassen und schließen sich zu Bündnissen zusammen. Aber auch innerhalb der Städte herrschen Unruhe und Unzufriedenheit.

Die Stadtregierung liegt meist ausschließlich in den Händen der adeligen Geschlechter, die ihren Sitz innerhalb der Stadtmauern haben. Weil diese reichen

und angesehenen Familien gleichsam „Väter" (lat. patres) der Stadt sind, nennt man sie auch „Patrizier". Aber die Verhältnisse haben sich in den vergangenen Jahrzehnten geändert. In der Hansestadt Köln am Rhein etwa, wo man durch den Handel auf dem Strom und durch die mehr als zweihundert Tuchmacherbetriebe reich geworden war, verlangten die Weber das Mitbestimmungsrecht in der Ratsversammlung.

War es noch rechtens, daß die Weberzunft — das war der genossenschaftliche Verein aller Weber mit vielen Tausenden von Mitgliedern — über die Schicksale Kölns überhaupt nichts zu befinden hatte? Dabei kam ein großer Teil des Kölner Reichtums von der Tuchmacherei. In einem bewaffneten Aufruhr erreichten die Weber, daß neben dem bisherigen Stadtrat ein „Erweiterter Rat" von fünfzig Männern gebildet wurde. Im „Engen Rat" saßen wie bisher die Vertreter der Patrizier; im „Erweiterten" jedoch die Anführer der verschiedenen Zünfte. Weil aber die Weber die stärkste Zunft waren und alsbald alle anderen Zunftgenossen bedrückten, kam es zu einem kurzen, aber leidenschaftlichen Bürgerkrieg. Am Johannistag rückten die Geschlechter-Herren mit ihren Knechten und den Zunftaufgeboten der Rheinschiffer, Fleischer, Bäcker und anderer Genossenschaften gemeinsam gegen die verhaßten Weber aus. Es gab zahlreiche Tote. 1800 Weberfamilien verwies man aus der Stadt und riß das palastartige Zunfthaus der Weber nieder.

Trotz diesem vorübergehenden Sieg der Patrizier rumorte es überall in Deutschland weiter. In Braunschweig errangen die Zünfte einen Sieg, anderswo standen sich die Parteien kriegerisch gegenüber. Wohin man auch sah: von Flandern bis zur Ostsee, von der Waterkant bis nach Italien, forderten die Zunftgenossen Mitbestimmungsrecht und mehr Freiheiten.

In der reichen Hansestadt Lübeck hat der schwelende Zorn der Zünfte wider den Rat zu heimlichen Beratungen geführt. Unerträglich ist der Hochmut der Patrizier geworden. Diese feinen Herren haben ihre vornehmen Gesellschaften begründet. Im „Papagoyenbund" und in der „Zirklergesellschaft" sprechen sie aller bürgerlichen Sitte Hohn. Wie Grafen und Fürstensöhne kleiden sie sich in kurze Wämser mit lang herabhängenden Ärmeln, die mit Samt und Seide „gepufft" sind. Sie tragen Schnabelschuhe, an denen goldene und silberne Schellen baumeln. Die Frauen prunken mit pelzverbrämten Roben, seidenen Federhüten und teuerem Schmuck. Sie verbringen ihre Tage bei Falkenbeiz, Maienspiel oder Festschmaus im „Artushof".

In der Kirche St. Marien haben die Patrizierfamilien ihre eigenen schöngeschnitzten „Zirklerstühle". Bei öffentlichen Festen fordern sie Vortritt und lassen bei Ratstagung, Hochzeit oder Festzug Diener mit silbernen Stäben vor sich herschreiten, die ihnen Platz schaffen müssen.

Die Zunftgenossen aber: Schiffsbauer, Schmiede, Kürschner, Bäcker, Fleischer, Müller, Matrosen und andere Handwerker werden von diesen Stadtadeligen verachtet. So soll es nicht weitergehen!

Arnold von Soest, der Kürschner, und sein Gevatter, der „Paternostermacher", dazu zwei Bäcker und zwei „Knochenhauer" haben sich mit einer Reihe angesehener Zunftgenossen zusammengetan. Auf ihren Rat hin hat man Verbin-

dung mit den Feinden der „Zirkler" außerhalb der Stadtmauern aufgenommen. Mehr als vierzig Junker aus der Landschaft sind bereits für die Verschwörung gewonnen, darunter auch der Ritter von Berkenthin.

Wenn an Markttagen die rote Fahne vom Rathaus weht und die Fremden nur oberflächlich kontrolliert werden, reiten die Junker durch die Stadttore. Geheime Besprechungen in der Werkstatt des Bernsteindrehers oder in der Hinterstube Meister Arnolds haben stattgefunden. Ein Feldzugsplan ist beschlossen.

Da für den 17. September des Jahres 1384 eine Sitzung des Oberen Rates einberufen ist, hat man diesen Tag als Datum zum Losschlagen gewählt. Arnold von Soest wird sein hochgiebeliges, strohgedecktes Fachwerkhaus in der Gerberzeile selbst in Brand stecken, sobald die Patrizier im Rathaus versammelt sind. Schallt der Feurioruf, schlagen die Glocken und blasen die Feuerwehrhörner von den Türmen, wird das Volk zum Brandplatz rennen, die Ledereimer schwingen und nach den Spitzhacken greifen. Die Zünfte aber sammeln sich vor den Genossenschaftshäusern. Dann mag die Maske fallen. Die Verschworenen werden die Genossen zu den Waffen rufen und die Banner gegen die Patrizier entrollen.

Gleichzeitig wollen holsteinische Edelleute die Verwirrung nutzen, sich mit ihren Knechten in den Besitz der Stadttore setzen und den Zünften von außen zu Hilfe eilen. Die Paläste der Patrizier sollen dem „gemeinen Mann" der Stadt zur Plünderung freigegeben werden. Den Rat will man im Rathaus verhaften. Der Paternostermacher und Meister Arnold sind ferner dafür, sogleich allen Patriziern die Köpfe abzuschlagen. Diese Tat mache das ganze Volk mitschuldig, und somit gebe es keinen Weg zur Umkehr.

Alle Verschwörer leisten in der Hinterstube des Meisters Arnold den feierlichen Banneid. Sie schwören, zusammenzustehen und keiner Menschenseele vorher ein Wort zu verraten.

Am Abend des 16. September — einen Tag, bevor der Aufstand losbrechen soll — weilt Junker Berkenthin wieder in Lübeck. Er reitet langsam am Rathaus vorbei und wählt die Breite Straße zur Jakobikirche.

Sein Hengst trägt ein buntes Wappentuch. An den Flanken sind die Schildzeichen des Geschlechts von Berkenthin aufgestickt. Ein Knecht im Kettenhemd folgt dem Ritter. Er trägt am Lanzenschaft das Fähnlein der Berkenthins. Der Junker ist bedrückt.

Die vielen Kirchen Lübecks, die Kruzifixe und Marienstatuen in den Hausnischen mit den brennenden Öllämpchen davor — das alles macht den Junker nachdenklich. Es freut ihn gar nicht mehr, was morgen geschehen soll. Denn es ist verwerfliche, gotteslästerliche Tat, kein ehrlicher Kampf! Berkenthin ist ein Ritter, aber kein Mörder, Verräter und neiderfüllter Handwerker. Es tut ihm nun leid, daß er sich auf die Verschwörung eingelassen hat. Schließlich sind die Patrizier, gegen die es gehen soll, selber ritterbürtige Leute und stehen ihm näher als diese Arbeitsleute aus den Zünften.

Der Junker starrt zu Boden. Sein Pferd, das nicht mehr weiß, wohin es traben soll, scharrt mit den Hufen. Auch der Knecht, der sein Roß gezügelt hat, wundert sich über das seltsame Verhalten seines Herrn.

Von der Olafsburg herab ziehen lärmend und lachend die Stadtjunker.

Berkenthin sieht, wie die Bürger mit gezogenen Kappen den Weg freigeben, wie einem Bettler, der flehend die Arme emporstreckt, ein Silberstück zugeworfen wird. Er beobachtet, wie sicher und selbstverständlich die langlockigen Herren Schwertgurt und Zügel tragen. Und wieder erhebt sich vor ihm die bohrende Frage: Soll morgen die Stadtjunkerschaft von Lübeck gestürzt werden, damit der gewöhnliche Mann regiere?

Am liebsten träte Junker von Berkenthin von seinem Eid zurück. Junker gehört eben zu Junker, wie der Schneider zum Schuster und der Knochenhauer zum Bäcker.

Wenn nur der Eid nicht wäre!

Dunkelheit fällt über die Straßen. Von den Toren ertönt der Hornruf, der alle Fremden auffordert, binnen einer halben Stunde die Stadt zu räumen. Da schwingt sich Berkenthin vor dem Stadthause des Bürgermeisters Perseval aus dem Sattel und begehrt als Durchreisender nach altem Brauch einen Trunk. Der Sohn des Bürgermeisters bringt dem Unbekannten eine Schale mit Braunbier.

Berkenthin leert das Gefäß mit einem Zug. Dann hält er die tönerne Schale wie in Gedanken vor sich hin und beginnt mit ihr zu sprechen. Der Trinkschale, aber keiner „Menschenseele", erzählt er das Geheimnis der Verschwörung: die Stunde des Anschlags, die Namen der Verschwörer, den ganzen Plan des Aufruhrs. Der junge Perseval steht mit großen Augen daneben und lauscht.

Als der Ritter geendet hat und ihn der Bürgermeisterssohn mit hastigen Fragen überschüttet, antwortet Berkenthin mit kurzem Dank für das Bier. Dann springt er in den Sattel und galoppiert zum Stadttor hinaus.

Wenige Stunden später durchstreifen Scharwachen die Gassen von Lübeck. Sie ergreifen alle Häupter der Verschwörung und bringen sie in den festen Turm. Dort werden die Aufrührer „ohne Leiter", durch ein Loch, in das unterirdische Verließ geworfen. Noch in der Nacht werden sie „peinlich" befragt. Unter den Foltern der Henkersknechte kommt das ganze Gewebe der Verschwörung zutage.

Der „Paternostermacher" erhängt sich in seiner Zelle. Alle übrigen werden vom Hohen Rat verurteilt. In den folgenden Tagen kann die Lübecker Bürgerschaft auf den Plätzen der Stadt sehen, wie man die Aufrührer hängt, rädert oder köpft. Hunderte von Zunftangehörigen flüchten mit ihrer wertvollsten Habe bei Nacht und Nebel aus den Mauern der Stadt.

Die Zünfte werden einzeln auf den Großen Markt befohlen. Dort müssen sie ihre Banner entrollen, die Zunftmeister treten vor und sprechen den Treueid auf den Rat. Die Zunftgenossen wiederholen die Worte im Chor. Der Rat der Patrizier thront hoch oben auf einer geschmückten Tribüne.

Die Volksfreiheit hat eine schwere Niederlage erlitten. Aber die Flamme der Freiheit läßt sich nicht austreten. Sie glimmt unter der Asche fort und schlägt zur rechten Zeit neu und hell leuchtend empor.

1401 | Klaus Störtebekers Ende

Die Segelschiffe der deutschen Küstenstädte fuhren weit übers Meer, um Handel zu treiben. Sie liefen London oder Brügge in Flandern, Bergen in Norwegen, Naugard in Rußland oder die mächtige Stadt Wisby auf Gotland an. Aber Seefahrt war nicht ungefährlich.
Stürme, die Weglosigkeit der Meere und unbekannte Felsenklippen bedrohten die winzigen Schiffe. Auf den Meeresstraßen, vor allem zwischen den Inseln der Ostsee, in den Buchten und Verstecken der Flußmündungen, lauerten feindliche Kriegsschiffe. Da eine Stadt allein kaum in der Lage gewesen wäre, den vielerlei Feinden zu trotzen, schlossen sich die deutschen Handelsplätze zum Bunde zusammen. Sie nannten sich „Hansen", das heißt „Genossen". Ihr Bund, die Hanse, widerstand in gewaltigen Seekriegen sogar den Königreichen des Nordens. Je mehr jedoch auf See gekämpft wurde, um so lustiger lebten die Seeräuber. Ihre schwerbewaffneten Schiffe lagen hinter Halbinseln und in Buchten auf Hinterhalt, um die reich beladenen Handelsschiffe der Hansen zu überfallen und auszuplündern.
Ganz besonders schlimm trieben es die beiden Kapitäne Gödeke Michelsen und Klaus Störtebeker, der diesen seltsamen Namen angenommen hatte, weil es seine Lieblingsbeschäftigung war, einen mächtigen Becher von vier Liter Inhalt zu „stürzen". Störtebeker hatte sich mit seinen wüsten Gesellen außerhalb der Travemündung festgesetzt, wo die Wasserstraße nach der Stadt Lübeck führte.
Dort außen zündeten die Seeräuber auf hohen Gerüsten Pechfeuer an, so daß die abends einlaufenden Schiffe glaubten, sie hätten schon die Leuchtfeuer von Lübeck erreicht. Wenn sie dann auf die Sandbänke aufstießen und bewegungslos dalagen, kamen die Räuber über sie.
Eines Tages geschah es, daß ein kleines Seeräuberschiff auf hoher See ein großes Kriegsschiff aus Stralsund angriff. Die Hansen wehrten sich tapfer und überwanden die Piraten. Weil die Räume auf dem Stralsunder Schiff nicht ausreichten, um die vielen Gefangenen einzusperren, kamen die Schiffsleute auf eine seltsame Idee. Sie führten zahlreiche leere Heringstonnen an Bord, in welche sie die Räuber einzeln steckten. Den Deckel schnitten sie so aus, daß der Gefangene eben mit dem Kopf herausschauen konnte. So brachten sie die Räuber glücklich in ihre Stadt, wo sie ohne Gnade enthauptet wurden.
Der Kampf in der Ostsee wurde schließlich so grimmig, daß die beiden Piratenhäuptlinge Michelsen und Störtebeker beschlossen, ihre Jagdgebiete in die Nordsee zu verlegen. Hier fanden ihre Schiffe an der friesischen Küste und auf der Insel Helgoland Unterschlupf. Sie überfielen, brandschatzten und plünderten zahlreiche Hamburger Handelsfahrer, die mit russischen Pelzen, mit Heringsfässern oder schwedischen Waffen nach Westen, mit flandrischen Tuchen, französischen Weinen oder englischen Waren nach Osten unterwegs waren.
Unter den Seeräubern war es üblich, daß sie alle Beute untereinander zu gleichen Teilen vergaben, deshalb nannte man sie auch die „Likendeeler". Es war eine rauhe Horde, die mit gefangenen Bürgern und Schiffern ebensowenig

Gnade kannte wie diese mit ihnen. Meist warfen sie ihre Gefangenen als Fraß für die Fische ins Meer.

Dieses Leben war einem der Likendeeler eines Tages zuviel geworden. Er hieß Meister Gerd und war als Maat auf Klaus Störtebekers *Seedrachen* gefahren. Dieser Gerd zog sich zurück und wurde ein friedlicher Fischer an der Unterelbe. Störtebeker jedoch blieb der Alptraum der Hamburger.

Die Schiffe, die schwer beladen aus der Hansestadt ausliefen, mußte man bis weit hinter die Insel Helgoland von sogenannten „Fredekoggen" oder Kriegsschiffen bewachen. Geschah das nicht, konnte man sicher sein, daß plötzlich die roten Segel der Piraten auftauchten und die Likendeeler wie ein Schwarm Raubvögel über die Frachter herfielen.

Der Bürgermeister von Hamburg, Herr Simon von Utrecht, rief wiederholt den Rat zusammen und sagte: „Meine Freunde, so kann es nicht weitergehen! Schon wieder hat dieser Klaus Störtebeker einige unserer Schiffe aufgebracht und ausgeraubt. Er wird uns noch alle an den Bettelstab bringen!"

„Was sollen wir tun?" fragten die Hansen. „Man kann den Burschen nicht fassen!"

„Rüsten wir eine mächtige Kriegsflotte aus, schlug Herr Simon vor. Und kehren wir nicht eher heim, als wir den Störtebeker und diesen Gödeke Michelsen zur Strecke gebracht haben."

So geschah es. Bürgermeister Simon von Utrecht selbst übernahm das Kommando des hamburgischen Flaggschiffes, der *Bunten Kuh von Flandern.*

Durch friesische Küstensegler erfuhren die Hamburger, daß Gödeke Michelsen soeben hinter einem Geschwader von Bremern herfuhr, das nach Spanien wollte. So setzten die Hamburger alle Segel zur Verfolgung. Tatsächlich holten sie die Seeräuber ein, rammten ihre Schiffe und sprangen mit blanken Schwertern an Bord der Piratenboote. Im Triumph brachte die *Bunte Kuh von Flandern* Gödeke Michelsen und seine Seeräuber nach Hamburg, wo sie sogleich hingerichtet wurden.

Aber Klaus Störtebeker war abermals entronnen.

Eines späten Abends ruderte Meister Gerd, der sittsam gewordene Fischer, an der Unterelbe in eine abgelegene Bucht. Da sah er den *Seedrachen* Störtebekers nahe dem Ufer, halb vom Gebüsch verborgen, vor Anker liegen.

„Hallo, Freunde!" rief er die Bordwachen an. „Ist es einem armen Fischer erlaubt, im Windschatten eueres schönen Schiffes festzumachen? Ich will nur mein Abendessen kochen!"

Brummend erlaubten ihm die Wachen auf Störtebekers Schiff, seinen Fischerkahn an die Ankertrosse des *Seedrachens* zu binden.

Meister Gerd kannte alle Schliche der Piraten. Statt sein Abendessen zu kochen, schmolz er auf seinem kleinen Ofen Blei und goß es in die Ösen, in denen sich das schwere Steuerruder des *Seedrachen* drehte.

Dann verließ er eilig die Bucht und verschwand im Nebel.

Noch in der selben Nacht fuhr Meister Gerd die Elbe nach Hamburg hinauf. Dort meldete er dem hohen Rat und Bürgermeister Simon, wo sie Störtebeker finden konnten. Sogleich rüstete man vier Fredekoggen. Die *Bunte Kuh von*

Flandern setzte Segel und steuerte langsam aus dem Hafenbecken in den offenen Strom. An Bord wimmelte es von Bewaffneten, und überall machte man Schwerter, Speere, Bolzen und Schleudern bereit.
Überraschend erschienen die Hamburger vor der Bucht, in der Störtebeker über Nacht festgemacht hatte. Schnell gab der Pirat Alarm. Er versuchte, Hals über Kopf vor der Übermacht zu fliehen und setzte alle Segel. Doch das Steuerruder saß fest und ließ sich nicht bewegen. Der *Seedrache* fuhr wild im Kreis.
Nun fielen die Hamburger von allen Seiten über ihn her. Sie erstürmten das Seeräuberschiff und nahmen nach schrecklichem Kampf alle Überlebenden gefangen. Klaus Störtebeker führten sie mit mehr als zwanzig seiner wildesten Genossen im Triumph elbaufwärts nach Hamburg.
In der Hansestadt läuteten alle Glocken, das Volk lief zuhauf, und eilig trat das Hochgericht zusammen. Das Urteil stand fest, es konnte nur auf Tod lauten. Da Störtebeker und seine Männer jedoch in tapferem Kampfe überwältigt worden waren, gewährte man ihnen die Gnade, durch das Schwert zu sterben, nicht am Galgen. Bürgermeister Simon, als der Vorsitzer der Richter, brach den Stab über die Räuber, und das bedeutete, daß nichts mehr sie vor der Hinrichtung bewahren konnte.
Um das hohe Gerüst auf dem Marktplatz ballten sich Tausende. Mit Geschrei wurden die gefesselten Räuber empfangen. Der Henker und seine Knechte standen schon in scharlachroten Kapuzen auf dem Schafott.
Da sprach Herr Simon: „Wohlan, Klaus Störtebeker, du und deine Gefährten, ihr habt euer Leben verwirkt. Aber nach altem Brauch soll euch ein letzter Wunsch frei sein."
Klaus Störtebeker richtet sich hoch auf. Sein roter Vollbart scheint sich zu sträuben, und seine hellblauen Augen funkelten, als er in die Runde blickte. Er antwortete, daß er als Hauptmann zuerst geköpft werden wolle. Jeder seiner Männer aber, an dem er *nach* der Enthauptung vorüberschreiten würde, solle frei sein.
Der Rat sah sich verlegen an. Dann begannen einige Herren zu lachen und nickten. Bürgermeister Simon meinte, der seltsame Wunsch könne gut gewährt werden, und hob zum Zeichen seiner Zustimmung die Rechte. Der Henker ließ Störtebeker vor den Block hinknien, schwang sein breites Richtschwert und hieb ihm mit einem Streich den Kopf ab.
Da gellte ein vielstimmiger Schrei über den Platz: Der kopflose Rumpf des Piraten richtete sich schwankend auf, stützte sich und stand plötzlich neben dem Schafott. Mit schwerem, tastendem Schritt begann Klaus Störtebekers Leib, an der Reihe seiner wartenden Genossen vorüberzutaumeln.
Ehe man es sich versah, war er an dreien, an vieren, an einem halben Dutzend der alten Likendeeler-Gefährten vorbei. Doch als er zum siebten kam, faßte sich der Henker ein Herz und warf dem kopflosen Schreckgespenst einen Knüppel zwischen die Beine.
Schwer fiel der Körper zu Boden. Und der entsetzte Rat befahl, die sechs Genossen Störtebekers von den Banden zu befreien und sie ihres Wegs ziehen zu lassen.

Um 1440 | Nürnberger Handelsfahrt nach Venedig



Es war gegen Ende März, als der reiche Patrizier und Kaufmann, Herr Sebaldus Tucher zu Nürnberg, am Markt bei St. Marien seinen getreuen Roland Foest zu sich rief. Der große Mann mußte sich beugen, als er durch den geschnitzten Türstock in die getäfelte Stube trat. Durch die durchsichtig geschabten Kalbsfelle, welche als Fenster dienten, fiel nur mattes Licht auf die schweren Truhen und Schränke. Aber Roland Foest sah, daß der weißbärtige Herr im hohen Lehnstuhl saß und daß ein blondlockiger Jungmann neben ihm stand. Er hatte diesen Jüngling schon gesehen; es war der Sohn und Erbe des Tucher, Herr Lorenz. Bisher war er zur Lateinschule gegangen und hatte dann die Hohe Schule zu Prag besucht. Kürzlich war er zurückgekehrt, um im Geschäft des Vaters mitzuwirken.

„Das ist mein Sohn Laurenzi", begann der alte Herr. „Es ist sein und mein Wille, daß er bei Euerer nächsten Venedigerfahrt mitgeht. Er soll etwas von der Welt kennenlernen, und Ihr, Meister Foest, werdet auf ihn aufpassen. Der Weg ist gefährlich, und die Zeiten sind schlimm."

„Da habt Ihr recht, gnädiger Herr", erwiderte der Kauffahrer. „Man vernimmt nichts Gutes von den Raubrittern in Franken ..."

„Keine Sorge, Foest! Ich will Euch genug Spießknechte mitgeben, daß Ihr mir den Sohn und die kostbare Ware unbeschadet zu den Welschen und wieder zurück bringt.

Damit war die Angelegenheit abgeschlossen. Roland Foest, der sich seit Jahr und Tag sein Brot als Anführer der Tucherschen Wagenzüge nach Venedig verdiente, beaufsichtigte im Lagerhaus das Beladen der zehn Planwagen. Der junge Junker Lorenz half ihm dabei, indem er die Warenlisten kontrollierte.

Man verlud Barchent und flandrisches Tuch, russisches Pelz- und Lederwerk, das aus Leipzig herübergekommen war. Kisten voller „Nürnberger Tand":

Spielwaren, kleinen Messerchen, Puppen, prunkvollen Rüstungen und allerhand mechanischem Werkzeug, folgten. Eine besondere Ladung bildeten feine Meßinstrumente, wie sie die Sterngucker und andere Gelehrte benutzten. All diese Ballen und Kisten deckte man sorglich mit Stroh und Planen zu, um sie vor Nässe oder Schnee zu schützen.

Am Morgen der Abreise stellten sich die Fuhrknechte mit den schweren flandrischen Pferden ein, schirrten sie in Zweier- und Vierergespannen an und reihten sie auf der Langen Gasse hintereinander. Roland Foest erschien in Brustharnisch, Sturmhaube und Waffen. Ihm folgten zwölf grimmig aussehende Spießknechte, die sich längs der Wagenreihe verteilten. Von der Tordurchfahrt des Tucherschen Hauses kam auf einem feurigen Renner und ritterlich gewappnet der junge Herr Lorenz angesprengt. Er winkte zu den Fenstern des Patrizierhauses hinauf, wo Mutter und Schwestern ihm Lebwohl zuriefen.

Auch Angehörige der Fuhrleute und Waffenknechte waren gekommen. Einige riefen: „Kommt gut wieder!" oder „Paßt auf die Buschklepper auf!"

Die Wagen setzten sich auf ein Zeichen Meister Roland Foests in Bewegung. Die Peitschen knallten, die Rosse stemmten sich mit den Hufen ins Kopfsteinpflaster der Straße, und schwer knarrten die Räder.

So bewegte sich der Warenzug auf die dunklen Torgewölbe zu. Die Stadtknechte schwangen die schweren eisenbeschlagenen Torflügel auf, und bald dröhnten die Bohlen der Zugbrücke über dem tiefen Stadtgraben.

Noch oft blickten die Nürnberger zurück auf ihre schöne Stadt. Breit lag sie da mit spitzen Türmen und Giebeln, mit Erkern, Fachwerk und Kirchenschiffen im wuchtigen Kranz ihrer Wälle, Mauern und Gräben, umringt von schweren Rundtürmen und hoch überragt von der ehemals kaiserlichen und nun städtischen Burg.

„Habt Ihr keine Angst vor den Raubgesellen, Meister Foest?" fragte der Junker, den es ein wenig nach Kampf gelüstete. Aber der grauhaarige Kaufmannsdiener schüttelte das Haupt.

„Nein, Herr Lorenz. Zwar wissen die Waldenfelser oder der Oberschelm, der Epelein von Gailingen, längst durch ihre Spione Bescheid von unserer Ausfahrt. Sie haben durch landstreichendes Gesindel bereits erfahren, was auf unseren Wagen liegt – aber sie wissen auch, daß wir gerüstet sind. Zudem lohnt es sich für sie viel mehr, wenn sie uns bei der Rückkehr zu fassen kriegen."

Die Fahrt ging tatsächlich glatt vonstatten. Sie kamen durch mehrere Döfer, die der Stadt Nürnberg zinspflichtig waren. In einem kleinen Ort machte man Halt. Hier lernte Junker Lorenz die erst „Rottanstalt" kennen: eine Art Rasthaus mit großen Stallungen, wo man die Pferde wechselte. Meist war der Pferdewechsel mit Übernachtung verbunden, weil man viele der Gäule erst von den Feldern holen mußte, wo sie bei der Frühjahrsbestellung arbeiteten.

In ummauerten Städtchen, die der Warenzug passierte, gab es das sogenannte Stapelrecht. Alle Nürnberger Waren mußten im „Ballenhaus" abgeladen und zum Verkauf gestellt werden. Weil die Nürnberger aber „venezianische" Preise verlangten, kam kein Geschäft zustande.

Einige leer zurückkehrende Wagen nahmen Waren aus dem Ballenhaus nach Nürnberg mit. Dafür wurden die Nürnberger Waren auf neue Wagen verladen.

Auch Fuhrleute und Rosse wechselte man.
So gelangten die Kauffahrer über die Donau, wo sie auf der Donauwörther Reichsbrücke Brückenzoll zu bezahlen hatten. Mancherorts verlangten die Grundherren sogar „Maut" oder Zoll für die Straßen, obschon die meisten Wege staubig und voller Schlaglöcher waren.
In der reichen und volkreichen Handelsstadt Augsburg schlossen sich dem Zug des Roland Foest zwei Wagen kleinerer Augsburger Kaufleute an, die ebenfalls nach Venedig gingen.
Junker Lorenz erblickte zum erstenmal die Alpen. Er erlebte, wie am Fuß der steilen Pässe — zuerst am Fernpaß und später zu Füßen des Brenner — die Rottanstalten größer wurden, wie Bauern und Schmiede mit den schweren Vorspannpferden erschienen und ihre Dienste gegen gutes Geld anboten. Da mindestens die Hälfte der Planwagen „Gabelfuhrwerke" waren, spannte man lange Reihen von Rossen hintereinander. Denn wegen der Enge der Straßen ging immer nur ein Pferd unter dem Joch.
Meister Foest zählte die Silberpfennige in dem Säckel nach, den ihm Herr Sebald Tucher mitgegeben hat. An jedem Stapelplatz mußte er anderthalb Kreuzer Lagergeld pro Wagen bezahlen. Dazu waren die Brücken- und Mautgelder, der Lohn für Rottmeister, Wechsel- und Vorspannpferde gekommen. Ein wahres Glück, daß man all diese Unkosten auf die Waren schlagen konnte.
Nach sechs Wochen erreichten sie endlich Italien. Eine Woche später, als die Alpenberge schon im blauen Dunst verschwunden waren, sah Junker Lorenz zum erstenmal das Meer.
„Hier, in dem Küstenort Mestre, müssen wir ins Ballenhaus gehen!" sagte Meister Foest. „Seht hinüber über die Lagune, Junker! Dort drüben, mit goldenen Kuppeln, ragenden Glockentürmen und Marmorpalästen, hingestreut auf Inseln und auch direkt ins Meer gebaut: das ist Venedig! Zwei- bis dreihunderttausend Menschen leben dort. Auf dem Meer fahren an die dreitausend Galeeren mit mehr als dreitausend Seeleuten für Venedig. Die adeligen Kaufherren dieser Stadt sind reicher als Kaiser und Könige. Man sagt, daß der römische Kaiser jährlich an die zwanzigtausend Goldgulden einnimmt. Die Venezianer aber scheffeln Jahr für Jahr zweihundert Millionen Golddukaten. Und merkt Euch eines, Junker Lorenz: in Venedig muß man sich still, bescheiden und sehr gesittet aufführen, sonst fliegt man zuerst in den Kerker und dann für immer hinaus. Die Herren sind sehr empfindlich gegenüber Fremden."
Anderntags legten große Barken am Ballenhaus zu Mestre an. Roland Foest übergab die Ballen und Kisten, deren Empfang ihm auf einer Liste bestätigt wurde. Zusammen mit Junker Lorenz bestieg er eine Gondel und fuhr nach der goldenen Stadt im Meer hinüber.
Wie staunte der junge Deutsche, als er auf dem Großen Kanal zwischen der Kette prachtvoller Paläste, Kirchen und schloßartiger Patrizierhäuser durchgerudert wurde. Alles stand im Wasser. Als sich eine steinerne Brücke über den Wasserarm wölbte, näherte sich die Gondel einem burgartigen, schönbemalten Gebäude: der Niederlassung der deutschen Kaufleute.
„In den Gewölben dieser Fondaco", erklärte Meister Foest, „liegen unter-

dessen wohlbehalten alle unsere Ballen und Kisten! Jetzt aber müssen wir zuerst Handelsvollmachten, Bargeld und Warenliste vorzeigen. Ich sehe schon den Venezianer an der Treppe stehen, der uns als Vertrauensmann betreut!"

Niemals hatte Junker Lorenz von einem seltsameren Handelsbrauch vernommen, als er ihn nun erlebte. Nachdem sich Meister Foest ausgewiesen und die Ankunft seiner Waren überprüft hatte, führte er den Junker durch die Lagerhallen der Fondaco. Er fand dort alle Waren und Erzeugnisse eingelagert, die der Norden hervorbrachte: von der Panzerrüstung bis zum bayrischen Metfaß, vom kölnischen Tuch bis zum russischen Roggen. Unendliche Ballen, Kisten, Geräte, Produkte stapelten sich hier. Dann aber führte Meister Foest den Sohn seines Herrn in die Trinkstube der Fondaco, wo schon wieder der italienische Vertrauensmann wartete.

„Zieht ein Los", sagte er zu Meister Foest. Der nahm einen gefalteten Zettel aus dem Topf und entrollte ihn. Darauf stand der Name eines venezianischen Handelshauses. Dieses war nun der Geschäftspartner der Deutschen. Sogleich erschien ein deutschsprechender Vertreter dieses Hauses und ließ sich die Einkaufsliste der Nürnberger erklären.

Was wollten sie in Aufrechnung gegen ihre Waren mitnehmen?

Der Norden brauchte vor allem Gewürze: Ingwer, Safran, Rosinen, Pfeffer, Kümmel, Rhabarber, Zucker, Öle und auch Färbemittel wie Indigo. Begehrt waren auch orientalische Stoffe wie Damast und Musselin, Goldfäden, Brokat, Seide, Sammet, Glaswaren, Edelmetall und allerlei Seltsamkeiten aus den heißen Ländern.

„Ich sage es Euch gleich", warnte der Italiener, „die Preise sind gewaltig gestiegen. Seit die Türken immer weiter nach Westen vordringen und das griechische Meer von Seeräubern wimmelt, gelangen nur noch wenige Gewürze und Orientwaren zu uns."

Trotzdem kam der Handel zustande. Die Italiener kauften die mitgebrachten Nürnberger Waren und erfüllten die Wünsche der Deutschen, die den Unterschied bar bezahlten.

Gern wäre Junker Lorenz am Abend in die wunderbare Stadt gegangen oder gefahren. Aber Meister Foest sagte ihm, das sei für Fremde nicht ratsam. Die Venediger seien sehr eifersüchtig auf ihren Handel und bewachten alle Fremden auf Schritt und Tritt, damit sie nicht etwa direkte Verbindung mit Kaufleuten aus dem Orient oder aus Italien aufnähmen.

So verbrachte Junker Lorenz seine Abende in der Trinkstube der deutschen Fondaco. Schließlich wurde Meister Foest gemeldet, daß alles geregelt sei, und die Waren bereits auf dem Wege nach Mestre, zum Festland, seien. Er bezahlte pro Nacht und Person 24 Schillinge Schlaf- und Kostgeld — ein wahnsinnig hoher Preis! Dann legte die Gondel an, die Meister Foest und seinen Schützling wieder durch den Kanal führte. Noch einmal sah Junker Lorenz wie auf einer Bühne Paläste, wundersame Kirchen, die Kuppeln des Markusdomes und das weiße Marmorwerk des Dogenpalastes vorüberziehen. Die Gondel überquerte die tote Flachsee und legte in Mestre an.

Dort waren die Fuhrleute bereits dabei, die gekauften Warenballen und die Kisten mit allen Kostbarkeiten zu verstauen.

Bald ratterten die Wagenräder wieder über steinige Wege. Die Alpen stiegen höher. Täler öffneten sich und die Straße lief an schäumenden Wildbächen entlang.
Fünf Wochen später waren auch die Berge überwunden. Über Augsburg erreichte man die Donau und fuhr ins Fränkische ein. Und dort erst begann das letzte Abenteuer der Kauffahrer.

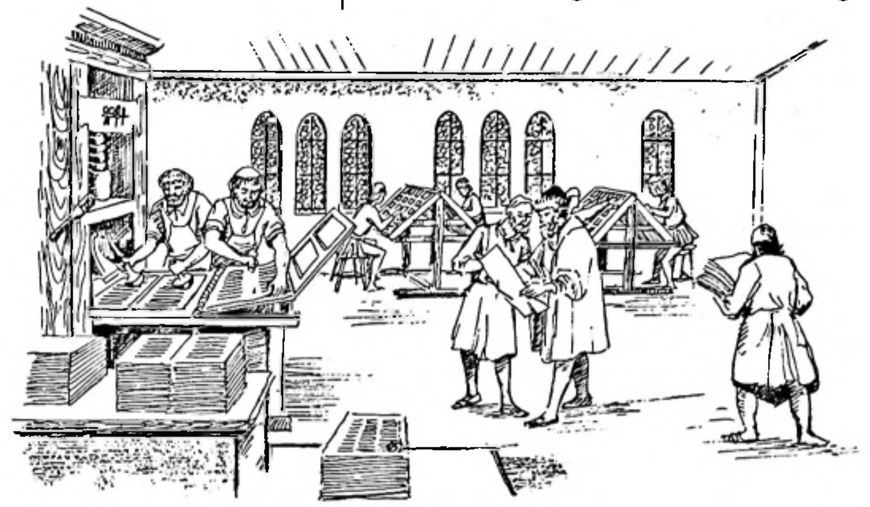
Um 1440 | Eine Raubrittergeschichte

Den Rittersleuten im Fränkischen ging es nicht besonders gut. Die Felder der Juradörfer waren karg, die wenigen Dörfer und Bauernhöfe, die zu einem Schloß gehörten, hatten selber kaum genug zum Leben — wie sollten sie da noch mit ihren Abgaben die Ritterfamilie ernähren? Viele der kriegerischen Herren, die nichts anderes gelernt hatten, als zu kämpfen, zu jagen und ein ritterliches Leben zu führen, wandten sich darum einem Broterwerb zu, den die Bürger nicht eben für ehrenhaft hielten: sie wurden zu Straßenräubern und nahmen sich mit Gewalt, was sie anders nicht bekommen konnten.
Eines Tages im Mai trafen sich die ritterlichen Strauchdiebe Hans und Fritz von Waldenfels mit dem ärgsten aller Schelme, dem Ritter Epelein von Gailingen. Sie hatten einige berittene und schwerbewaffnete Knechte mitgebracht, von denen jeder in Raub, Totschlag und Raufen erprobt war. Auf einem kleinen „Burgstall", einer Nebenburg, die dem Hans von Waldenfels auf dem Jura gehörte, saßen sie zechend beisammen.
„Gute Botschaft", sagte der Fritz. „Mir hat es ein Kesselflicker zugetragen, der vom Altmühltal herkam: der Roland Foest hat vor drei Tagen in Treuchtlingen gestapelt. Er führt einen schweren Wagenzug mit zehn Fuhren köstlicher Venedigerware . . ."
Und wieviel Spieße führt er?" fragte Epelein.
„Der Zigeuner meint, es seien mehr als ein Dutzend. Man müßte die Pfeffersäcke fassen, wenn sie die steile und vielfach gewundene Bergstraße zum Rezattal hinabrollen."
„Dort weiß ich einen trefflichen Hinterhalt!" rief der Hans.
„Und wieviele Reiter bringen wir auf?" wollte Epelein wissen. Seine Spießgesellen überschlugen rasch die Zahl ihrer Knechte und meinten, ein Dutzend sei dabei.
„Ich will auch fünf Spieße bringen, meinte Epelein. „Gut, also, lehren wir die Spießbürger laufen."
So wurde es beschlossen, und als der weit auseinandergezogene Wagenzug des Roland Foest mit angezogenen Bremsscheiten unter Zuruf und Gefluche der Fuhrknechte die Steige zur Rezat hinabkroch, brach es mit Hussa und Heißa tobend aus dem Busch.

Laut schallte die Stimme des Meister Foest. Die Nürnberger Spießknechte liefen zuhauf und stellten sich schützend vor Wagen und Pferde. Schwerter klirrten aufeinander, Spieße suchten ihre Opfer. Junker Lorenz warf sich kühn gegen die Buschklepper.
Aber das alles war nur ein Ablenkungsmanöver gewesen. Während sich am Ende des Wagenzuges ein Gefecht entwickelte, hatte Epelein von Gailingen die beiden vordersten Planwagen von dem Zug getrennt. Die Fuhrleute lagen blutend im Graben. Knechte des Epelein saßen auf dem Kutschbock und hieben auf die scheuenden Rosse ein. Wie die wilde Jagd brausten die beiden vordersten Wagen bergab und verschwanden in wirbelnden Staubwolken.
An eine Verfolgung war nicht zu denken. Man durfte froh sein, mit heiler Haut entronnen zu sein.
So rollte der Wagenzug der Tucher ein paar Tage später nur mit acht Wagen durch die Stadttore und einige der Begleiter hatten blutige Verbände um die Köpfe.
Die Empörung der Nürnberger Bürger war grenzenlos. Die Raubzüge der ritterlichen Strauchdiebe fanden kein Ende. Jedes Jahr nahm ihre Frechheit zu. Der Schaden für die Nürnberger Kaufmannszüge war groß.
Herr Sebald Tucher lief zum Rat und verlangte, daß etwas geschehen müsse. In den beiden verlorenen Wagen waren Goldbarren, Brokatballen, Seide und vor allem köstliche Gewürze gewesen, die immer seltener wurden.
Da schickte der Rat von Nürnberg Botschaft an die verbündeten Städte nach Rothenburg, Windsheim, Kronach und Schwabach und bat die dortige Bürgerschaft um Beisteuer zu einem Feldzug. Auch die großen Nürnberger Kaufhäuser, die Hirschvogel, Behaim, Tucher und Pirckheimer, stellten Geld, Waffenknechte, Pferde und Wagen zur Verfügung. Die Stadt wollte Söldner und sechzig Pferde abstellen. Ihre Zünfte würden mit Belagerungsgerät, Werkzeug, Leiterwagen und allerlei Gerät teilnehmen. Sogar die Klöster schickten Knechte und Mönche. Es fanden sich ein Wundarzt, ein Trompeter, ein Hufschmied, einige Köche und mehrere Mägde, die bereit waren, dem Kriegszug zu folgen.
Als man sicher war, eine ansehnliche Streitmacht zusammenzubringen, sandte der Rat von Nürnberg Herolde vor die Burgen der Räuber. Dort stießen sie ins Horn, entrollten einen „Absagebrief", in dem der Nürnberger Rat die Fehde ansagte. Diesen Brief mit der Kriegserklärung verlasen sie laut und hefteten ihn dann an das Burgtor.
In den folgenden Wochen rückte die Nürnberger Streitmacht in die fränkischen Berge hinaus. Man schlug ein Feldlager vor den Burgen der Waldenfelser auf und berannte die Felsennester mit Leitern und Sturmböcken. Sogar ein Feuerrohr wurde mit viel Mühe in Stellung gebracht und gab unter Donner und Blitz einige ziemlich wirkungslose Schüsse ab. Es stellte sich heraus, daß die Waldenfelser Brüder die Burgen verlassen hatten. Man konnte sie leicht einnehmen. In den Kellern fand man zuerst eine Menge geraubter Güter, dann aber in einem tiefen Verließ auch etliche Gerippe. Dort unten hatten unglückliche Gefangene in lichtloser, feuchter Enge ihr Leben geendet.
Schon wollten die Nürnberger nach Zerstörung und Niederbrennen der Raub-

nester in ihre Stadt zurückkehren, als ihnen beim Angriff auf Burg Gailingen zufällig Epelein in die Hände fiel.
Jetzt hielten sie sich nicht länger mit Belagerung und Sturmangriff auf, sondern führten den gefangenen Räuber im Triumph in ihre Stadt.
Ganz Nürnberg jubelte, als Epelein von Gailingen, der gefürchtetste aller Strauchdiebe und Raubritter, eingebracht wurde. Begleitet von vielen Stadtknechten führte man den riesigen Burschen zur Burg hinauf und sperrte ihn dort in ein finsteres Kerkerloch.
Das Stadtgericht trat zusammen. Ihm gehörte auch Herr Sebaldus Tucher an. Das Urteil war leicht zu finden, da Meister Foest und Junker Lorenz als Zeugen aussagten und Ritter Epelein somit unzweifelhaft der Wegelagerei überführt war.
Am nächsten Tage schon sollte die Hinrichtung auf dem Burghof sein. Am liebsten wäre ganz Nürnberg Zeuge des Ereignisses gewesen. Da aber der äußere Hof auf der Bastion eng war, lud das Hochgericht nur einige Dutzend der vornehmsten Bürger als Zuschauer ein. Alles war vorbereitet, das Gerüst mit dem Galgen aufgebaut, der Henker mit seinen Knechten wartete im roten Gewand und der Kapuze auf dem Kopf, und die Ratsherren saßen vergnügt auf ihren gepolsterten Sitzen neben dem Gerüst.
Dem Brauch entsprechend, fragte man Epelein von Gailingen nach seinem letzten Wunsch.
„Ihr Bürger", sagte der Ritter, der durchaus nicht ängstlich schien, „habt mich auf meinem guten Pferd gefangen. Dieses Tier liebe ich sehr. Gewährt mir die Gunst, daß ich es noch einmal reite, bevor ich sterben muß."
Die Herren vom Rat berieten nur kurz. Der Platz war an zwei Seiten von finsteren Burggebäuden umgeben und von Stadtknechten gesperrt. An den beiden anderen Seiten aber fielen die Mauern steil zum Wassergraben ab. Der war sehr tief und mehr als vier Meter breit.
„Gut", sagte Herr Sebald Tucher, „diese Gnade sollt Ihr haben, Epelein!"
Man holte also das starke graue Pferd des Ritters. Das Tier wieherte freudig, als es seinen Herrn sah. Da man Epelein bereits der Fesseln entledigt hatte, klopfte er seinem Grauen freundschaftlich auf den Hals. Dann sprach er leise mit ihm. und das Pferd schien zustimmend zu nicken.
Jetzt schwang sich der Ritter in den Sattel, zog die Zügel an und begann im Kreise zu traben. Alle bemerkten, wie sicher und stark er im Sattel saß und das Pferd ausgreifen ließ.
Doch, was war das? Der verurteilte Strauchdieb ritt immer schneller, gab dem Pferd die Sporen und raste wie die wilde Jagd um den Burgplatz. Erschreckt sprangen die Stadtknechte beiseite, die Ratsherren schrien.
Mit wildem Anlauf flogen Reiter und Roß auf die niedrige Mauer zu — ein Sprung, und das Unglaubliche war geschehen! Epelein von Gailingen hatte Mauer, Graben und jenseitige Begrenzungsmauer übersprungen. Die Herren, die eilends an die Mauerbrüstung rannten, sahen, wie sich das graue Pferd schwer aufrichtete, der Ritter fröhlich aus dem Sattel winkte und in die Freiheit sprengte.
„Die Nürnberger hängen keinen", rief er vergnügt, „sie hätten ihn denn!"

1452 | Der Vertrag mit Gutenberg



Der Schnee fällt in dünnen Stäubchen vom grauen Winterhimmel. Auf dem Rhein greift das Eis weit ins Flußbett hinaus. Die schwere alte Mainzer Brücke und die an den höheren Flußrand geduckten Giebelhäuser tragen starre Frostkappen.

Zwei Männer in pelzverbrämten Mänteln stapfen durch die ausgetretene Schneespur der Gasse. Der Lange, Hagere trägt den breiten Hut eines Gelehrten. Es ist Dr. Konrad Humery, Rechtsberater und Kanzler des Mainzer Rates. Der Kleine zu seiner Linken spricht wenig. Unter dem gewaltigen Samthut mit Schaube und Ohrentuch blicken listige schwarze Äuglein, lugt eine spitze, rotgefrorene Nase hervor. Das ist alles, was der breite Marderkragen von dem Gesicht des ehrenwerten Goldschmiedes und Ratsherrn Johannes Fust erkennen läßt.

Dr. Humery ereifert sich sehr.

„Meister Fust", sagt er, „Ihr werft Euer Geld für einen Schwindler hinaus und gebt damit ein übles Beispiel für die Bürgerschaft unserer frommen Stadt Mainz! Der Zinsfuß, zu dem Ihr diesem hergelaufenen Burschen achthundert gute Goldgulden geborgt habt, widerspricht allem Herkommen. Ich muß gestehen, daß niemand unter den Mainzer Geldleuten Euer Verhalten begreift. Ausgerechnet so einem Zauberkünstler und Gaukler werft Ihr Euer gutes Geld für ein Vergeltsgott hin! Meint Ihr es wiederzubekommen? Nein, sage ich Euch! Dieser Johann Gensfleisch von Sorgenloch ist ein ewiger Plänemacher, der von einem Sorgenloch ins andere gerät."

Johannes Fust reibt sich die kalte Nase. Die eisige Luft steigt von seinen Lippen auf, als er erwidert: „Mögen ihn auch die Leute Gensfleisch von Sorgenloch nennen, so ist doch sein hoffnungsfroher Name Johannes Gutenberg. Und an den halte ich mich."

„Gutenberg", spöttelte der Doktor. „Ihr wißt wohl nicht, Herr Kollege, was sich in diesen traurigen Zeiten an Jahrmarktsschreiern herumtreibt? Erinnert Euch Euer Schützling nicht stark an die bekannten Goldmacher, Quacksalber und Schwarzkünstler? Auch ihm fehlt immer noch eine ‚Kleinigkeit' zum endgültigen Erfolg. Fordert nicht auch dieser Gutenberg immer neue Darlehen und geheimnist er nicht seit Jahren ohne Ergebnis?"

„Und ich sage, daß er ein Goldvogel ist", beharrte Meister Fust.

Sie biegen in die Dominikanergasse ein und nähern sich rasch ihrem Ziel. Der Meister bleibt stehen, seine knochige Hand faßt den Doktor am Mantelzipfel. Er flüstert.

„Wenn ich bitten darf, Doktor: kein weiteres Wort des Mißtrauens gegen meinen Goldvogel!"

Meister Johann Fust steuert in ein schmales Gewölbe zwischen den Giebelhäusern und betritt, gefolgt von dem ärgerlich schnaubenden Doktor, die Werkstatt des Johannes Gutenberg, der auch Gensfleisch von Sorgenloch heißt.

Die Herren werfen die Mäntel ab, die ein diensteifriger Lehrbub aufnimmt. Sie sehen sich in dem niedrigen, von geschwärzten Steinwänden umschlossenen Gewölbe um. Da gibt es große Kästen mit vielen Fächern, seltsame Pressen, die an Winzerkeltern erinnern. Gesellen fahren unglaublich rasch mit großen, runden Stempelpolstern über die Spiegelbilder von Holzschnitten. In einer Ecke der Werkstatt glüht ein Holzkohlenfeuer unterm Blasebalg. Dort ist der dicke Peter Schöffer aus Gensheim dabei, auf dem flackernden Herd Blei zu gießen. Es zischt und raucht.

„Hier sind wir, Meister Gutenberg!" ruft Johann Fust in den Werkstattlärm. „Wollt Ihr dem Herrn Kanzler ein wenig von Euerer Schwarzen Kunst erklären? Der gelehrte Herr ist nämlich sehr ungläubig."

Die Augen Gutenbergs und Humerys begegnen sich. Hochgewachsen steht der fünfundfünfzigjährige Meister hinter dem eisenbeschlagenen Tisch. Unter der runden Kappe quillt eine Fülle brauner Locken hervor, die vom ersten leichten Grau durchzogen sind. Der gewaltige Bart umrahmt ein offenes Gesicht.

„Warum so mißtrauisch, Doktor?" fragt Gutenberg. „Meine Erfindung dürfte das Geld schon wieder einbringen, das man hineinsteckt. Darauf kommt es Euch und dem Rat der Stadt doch vor allem an."

„Versteht uns recht, Meister. Wir sind eben Leute, die rechnen gelernt haben."

„Dokter Humery, Ihr seid ein gelehrter Mann und wißt, wie hoch die Preise sind, die Liebhaber für schöne Bücher bezahlen? Adel, Geistliche und vornehme Bürger, ja sogar die armen Dorfschulmeister, sammeln Bücher. Wer ein gutes Buch hat, hält es für seinen höchsten Besitz. In den Straßburger und Mainzer Verlagen sitzen Tag und Nacht Dutzende von Schönschreibern und vervielfältigen in mühseliger Arbeit alte und neue Bücher. Jedes Kloster schätzt seine Bücherschreiber und Buchmaler für die wertvollsten Brüder. Was unsere Zeit braucht wie das Brot, das sind Bücher, Bücher und nochmals Bücher . . ."

„Ihr erzählt mir nichts Neues, Meister!"

Doktor Humery tritt ungeduldig von einem Fuß auf den anderen. Gutenberg geht an einen Tisch im Hintergrund, auf dem einige schwere Folianten liegen.

Er hebt einen auf und streicht liebevoll über den wundervollen Einband.
„Da seht dieses Buch, Doktor! Es wurde in jahrelanger Mühe von einem klösterlichen Schreiber zu Windsheim bei Zwolle geschrieben und von den Benediktinern gebunden. Was sagt Ihr zur Handschrift?"
„Sehr hübsch", sagt der Doktor, nachdem er einige Zeit in dem Buch geblättert hat. „Wennschon mir scheint, am Anfang sei die Schrift gleichmäßiger und runder. Weiter hinten unterlaufen Fehler, die Schrift wird eckiger, unruhiger und lässiger . . ."
„Gut beobachtet, Doktor! Auf Seite 40 hat nämlich der Schreiber gewechselt. Der alte Pater Geert ist gestorben und der junge Dachs, der das Werk fortgesetzt hat, verstand sein Handwerk nicht so gut. Das Buch ist demnach recht ungleichmäßig, fehlerhaft und minder."
„Ja, ja", erwidert Doktor Humery ein wenig von oben herab. „Kritisieren ist leicht. Bessermachen schon schwieriger. Man hat bisher im Buchhandel wenig von einem Meister Gutenberg vernommen . . ."
Der große Mann im Schurzfell lächelt.
„Nun, Herr Kanzler, was würdet Ihr sagen, wenn dieser unbekannte Meister Gutenberg aus Mainz das ganze Büchergeschäft über den Haufen würfe? Wenn er das Geheimmittel besäße, eine ganz gleichmäßige Schrift ohne Feder und Pinsel aufs Papier zu setzen, und wenn er es so schnell könnte, daß am Ende eines Jahres nicht *ein* Buch, sondern ein Dutzend, ja vielleicht ein paar hundert Bände fertig dalägen? Wenn dieser Gutenberg also die Bücher wohlfeil, gut und für jedermann erschwinglich machen würde?"
Doktor Humery blickt den Meister prüfend aus den Augenwinkeln an. Dann nickt er unschlüssig und meint, die Verheißung sei nicht übel, wie es aber mit der Ausführung stehe.
Wieder nimmt Gutenberg ein Buch auf, diesmal ein kleines zerlesenes Heftchen. „Da, seht die Grammatik des Altus Donatus, nach welcher die Buben in den Klosterschulen Latein lernen! Sie ist aus lauter ganz geschnittenen Holztafeln gedruckt. Darin steckt meine Erfindung schon zur Hälfte."
Doktor Humery blickt Gutenberg fragend an.
„Ach, Meister! Was wollt Ihr mit solch einem Schulheftchen! Es mag ja sein, daß fleißige Mönche ein paar Seiten in Spiegelschrift ins weiche Lindenholz schneiden und dann die Blätter abziehen. Aber versucht doch so etwas mit der Heiligen Schrift! Da würdet Ihr hundert Jahre alt werden und Euer Buch käme teurer als jede Handschrift!"
Johannes Gutenberg greift in einen der gefächerten Kästen und entnimmt ihm eine Handvoll kleiner, bleierner Stäbchen. Am Ende jedes Stäbchens ist ein winziger Stempel eingeschnitten: ein Schriftzeichen in Spiegelansicht. Als Gutenberg es schwärzt und aufs Papier drückt, kommt ein großes E zum Vorschein.
„Ich will Euch den Grundgedanken meiner Erfindung erklären", sagt er. „Ich habe die Bibel in ihre 25 Grundzeichen — die Buchstaben —, große und kleine und einige Satzzeichen, zerlegt. Aus dieser Handvoll Zeichen läßt sich jedes Buch der Welt zusammensetzen."

„Aber Ihr werdet tausendmal tausend E oder A brauchen! Das läuft demnach aufs gleiche hinaus!" ruft der Doktor, der immer noch nicht begreift.
„Das ist einfach", antwortet Gutenberg ohne Zögern. „Habe ich einmal die Gußform für ein schönes E geschaffen, so kann ich in der Stunde wohl hundert oder mehr Buchstaben in Blei gießen. Die reihen unsere Setzer dann im Handhaken zur Zeile, die Drucker schwärzen sie und die Presse sorgt für gleichmäßigen Abdruck."
Jetzt holt Doktor Humery seine Brille aus dem Futteral, setzt sie auf und starrt nachdenklich in das Gewimmel winziger Stempel, die in alphabetischer Ordnung in den Kästchen liegen. Er hat nicht alles verstanden, hat aber doch das Gefühl, daß hier etwas Großartiges und Neues entsteht.
„Meister Fust", sagt er zu seinem Begleiter, der triumphierend dabeisteht, „ich beglückwünsche Euch! Soweit ich sehe, habt Ihr niemals vorher Euer Geld besser angelegt. Der Vertrag mit diesem Tausendsassa ist pures Gold wert."
Der Vertrag ist tatsächlich bares Geld. Meister Fust macht ein Vermögen damit. Geschickt legt er den Erfinder herein. Als dieser jeden Pfennig in die Werkzeuge und Buchstaben zum Druck seiner 42zeiligen Bibel gesteckt hat, fordert Meister Fust das ganze Darlehen zurück.
Natürlich kann Gutenberg in diesem Augenblick nicht bezahlen. So übernimmt Fust Werkstatt, Buchstabenkästen, Bibelsatz und Erfindung. Sogar der falsche Peter Schöffer verrät seinen Herrn Gutenberg und gibt sich dazu her, die neue Fustsche Werkstatt zu leiten. Andere Buchdruckergesellen gehen auf Wanderschaft und tragen die Schwarze Kunst in fremde Städte. Bald entstehen Druckereien in Nürnberg, Augsburg, Venedig, Paris und London. Die Druck-Erzeugnisse werden billiger, mehr junge Leute als bisher können studieren. Bald kommen auch Flugblätter und Zeitungen auf. Das Volk erfährt nun mehr von den Weltereignissen als zuvor.
Vor allem aber verhindert die Buchdruckerkunst, daß große Gedanken und Dichtungen, Erfindungen und Entdeckungen der Menschheit verlorengehen. Was erst einmal gedruckt und in Tausenden von Stücken in die Welt verstreut ist, muß fortdauern.
Johannes Gutenberg freilich scheint zunächst ruiniert.
Da aber bietet ihm Dr. Konrad Humery ein Darlehen an. Mit Hilfe seines neuen Freundes richtet er in Mainz eine größere Werkstatt ein, die alsbald die wunderschöne Bibel mit 36 Zeilen hervorbringt.
Das gedruckte Buch tritt seinen Siegeszug durch die Welt an.

1453 | Die Türken erobern Konstantinopel

Es ist der vierzigste Tag der Belagerung. Man schreibt den 29. Mai 1453. In der alten Kaiserstadt Konstantinopel herrschen Verzweiflung und Furcht. Der Todeskampf des Oströmischen Reiches gegen die von Osten vordringenden Türken scheint sich mit dem Sturm auf die Hauptstadt Byzanz-Konstantinopel dem Ende zuzuneigen. In den Jahrzehnten vorher haben die wilden Eroberer diese mächtige Großstadt wie Aasgeier umkreist. Sie haben ganz Kleinasien, dann sogar Griechenland und Makedonien und einige Balkanländer besetzt. Konstantinopel ist seit einiger Zeit nur noch eine Insel im türkischen Völkermeer. Aber es ist zugleich der unerstürmte Eckturm des christlichen Abendlandes, das Tor nach Europa.

Jetzt aber hat der türkische Sultan Mehemmed seine ganze Macht zusammengerafft. Seit Wochen belagert er die Marmorstadt von der See und vom Land her. Verzweifelt leisten die Belagerten Widerstand. Sie zerstören bei Ausfällen immer wieder die Wurfmaschinen der Türken, füllen die Laufgräben und schlagen die Angriffe von hohen Mauernzinnen und Türmen zurück. Aber die stärkste Hoffnung der Griechenchristen von Konstantinopel hat getrogen: all ihre dringenden Hilferufe an das christliche Abendland sind ungehört geblieben. Europa ist tief verfeindet und uneinig. Es sieht tatenlos zu, wie Konstantinopel zerschlagen wird.

Dieser 29. Mai ist ein stiller Tag mit wolkenlosem Himmel. Die Sonne ist golden strahlend aus den azurblauen Fluten des Meeres gestiegen. Nach all dem Donner und Tosen der Kämpfe wirkt die Ruhe beängstigend. Kein Schuß zerreißt die lastende Lautlosigkeit, kein Kampfgeschrei weht über die Vorstädte. Die Spannung hat ihren Höhepunkt erreicht. An den Vortagen haben die Türken ununterbrochen die Theodosianische Mauer, besonders aber das Romanostor, beschossen. An vielen Stellen liegt die Mauer in Schutt. Die Verteidiger stehen nur noch auf Erdwällen.

Jetzt aber schweigen die Kanonen, die Laufgräben sind mit Weidengeflecht überdeckt. Alles deutet auf den unmittelbaren Ausbruch des Hauptangriffes hin. In der goldenen Stadt hat sich Kaiser Konstantin Paläologus am frühen Morgen in seine Staatsgewänder kleiden lassen. Er trägt den violett-purpurnen Umhang, die Krone und die juwelenbesetzten Brokatschuhe. Gefolgt von Ministern, Prinzen, Räten, Bischöfen und Generalen begibt er sich durch eine Marmorgalerie vom Erzpalast zur Riesenkirche Hagia Sofia.

Das ungeheuere Gewölbe der Kathedrale ist von betenden Menschen erfüllt. Bis auf die Plätze und Straßen hinaus wogt die erregte Menge. Lautes Schluchzen, entflammter Glaubenseifer, rasende Schreie mischen sich in den feierlichen Gesang der Choräle. Zu Häupten der Zehntausende wölbt sich die gewaltige Kuppel der Hagia Sofia, die man oft mit dem Himmelsgewölbe verglichen hat: goldlichtüberflutet, vom Geheimnis der Mosaiken erfüllt.

Ein byzantinischer Dichter hat gesungen:

„Die Kuppel umschließen mit Gold überzogene Steine,
deren leuchtender Strahl, wie im Blitz sich umher ergießend,
unerträglich dem menschlichen Auge, blendend herabströmt . . .“

Wuchtig streben die Pfeiler nach oben. Licht bricht aus den Rundbogenfenstern der Höhe und übergießt Wände, Säulen, Galerien, Kuppeln und Altäre mit einem unwirklichen Schein.

Tief neigt sich der Kaiser in seiner Loge, die über dem Hauptaltar, den Blicken des Volkes entzogen, im Dämmerlicht der bunten Bilder schwebt. Auch er betet zum Lenker der Schicksale um die Bewahrung dieser Stadt.

Ein halbes Jahrtausend vor Christus hat es hier an den Meerengen zwischen Ägäis und Schwarzem Meer einen griechischen Handelshafen mit Namen Byzanz gegeben. Völker und Mächte haben um diese wichtige Durchfahrt gerungen. Die Einfallswege von Asien nach Europa wurden hier bewacht, Handel und Wandel blühten in Byzanz. Hier endeten vor grauen Zeiten die Karawanenpfade des Ostens: die Seidenstraße strebte zum großen Markt Europas. An diesem uralten Orte hatte Kaiser Konstantin die neue Hauptstadt des Römerreiches erbauen lassen. Aus Byzanz war „Konstantino-polis“, die „Stadt des Konstantin“, geworden.

Immer wieder ist die Riesenstadt das wichtigste Bollwerk gegen wilde Völker und Eroberer aus Nord, Süd und Ost gewesen. Vor ihren Festungsmauern sind die Stürme der Hunnen, der Goten, der Slawen und der Araber gescheitert. Wenn Gott es wollte, würden auch die Türken durch Konstantinopel aufgehalten werden.

Doch dieser Angriff ist gefährlicher als alles zuvor. Verräterische Venezianer und Ungarn haben den Türken große Kanonen gegossen und ihnen gezeigt, wie man damit schießt.

Während der Kaiser und sein Volk vor den weihrauchumhüllten Altären liegen, dringt es wie anschwellender Donner von Westen heran. Das zunächst leise Grollen wird dann zu einem einzigen Brausen und Rollen und setzt sich fort im Aufschrei der Zehntausenden, die in der Hagia Sofia knien. Der Sturm hat begonnen!

„Vater, nicht mein Wille, sondern der Deine geschehe!“ flüstert Kaiser Konstantin Paläologus, als er sich von dem samtenen Betstuhl erhebt. Er wendet sich an sein bleiches Gefolge.

„Ich begebe mich nun auf die Wehrgänge“, sagt er. „Der Platz des Kaisers der Griechen ist von nun an bis zum Ende an der Seite der Truppen.“

Im türkischen Heer rufen die Vorbeter den Soldaten den Ausspruch des Propheten Mohammed zu, der da lautet: „Sie werden Konstantinopel erobern! Glücklich wird das Heer sein, das solches vollbringt!“

Vor dem Romanostor haben die Türken unter Vorspann von fünfzig Paar Zugochsen ein Riesengeschütz in Stellung gebracht. Dieses gewaltige erzene Rohr feuert nun dreimal gegen die schon wankenden Türme. Als sich der Staub verzieht, erkennt man, daß Romanostor und Flankentürme nur noch ein qualmender Berg von Schutt und Staub sind.

Fiebernd warten die Garderegimenter der Janitscharen hinter den Sturmschirmen aus Weidengeflecht. Ihr Hauptmann, der Agha, hebt das grüne Banner aus Chinaseide. Der Roßschweif weht, Hörner und Pauken vollführen einen entsetzlichen Lärm.

In endlosen Reihen stürmen die Janitscharen vorwärts: geschwungene Krummsäbel, blitzende Faustrohre, scharfe Bambuslanzen, runde Schilde und ein Meer von weißen Pluderhosen, roten Jacken, stählernen Helmen ... Über diesem entfesselten Orkan gellt der Schrei: La Illaha Illa Ilahu ... Es gibt keinen Gott außer Allah!

Schon im ersten Ansturm geht das „Kyrie eleison" der Griechen unter. Die Woge der Türken bricht über das Romanostor in die Vorstadt Kosmidion ein. Durch die breite Mauerlücke galoppieren kurdische Reiter, schlitzäugige Tartaren auf zottigen, schellenbehangenen Pferdchen. Der Kampf wogt von Gasse zu Gasse, von Haus zu Haus. Rasende Weiber kämpfen. Kinder werfen Ziegel von den Dächern. Mönche ringen Brust an Brust mit Janitscharen. Feuer flammt aus den Fachwerkbauten und Strohdächern der Vorstadt. Tosend nähert sich die Schlacht den inneren Mauern Konstantins, die als letzter Wall die Innenstadt schützen.

Weil die Griechen eine Übergabe abgelehnt haben, hat Sultan Mehemmed seinen wilden Horden Gewalt und Plünderung freigegeben. Die Prediger der Mohammedaner haben die Raserei der Soldaten aufs äußerste gesteigert. Sie stürzen sich nun entfesselt auf die Stadt.

Vor den alten Befestigungen Konstantins im Innern der Stadt scheint der Kampf noch einmal zum Stehen zu kommen. Aber der heisere Schrei der rasenden Derwische und Scheichs reißt die Eroberer zu solcher Wut hin, daß ihnen abermals der Durchbruch gelingt.

Ein Janitschar, der des Griechischen mächtig ist, findet den neuen Schlachtruf: „Eis tän polin — Hinein in die Stadt!"

Seine türkischen Kameraden machen aus diesem Schrei „Is tan bul".

Unter diesem Kampfgeschrei brechen die Türken in Konstantinopel ein.

Gleichzeitig landen jetzt, vom Goldenen Horn kommend, zweihundert mit afrikanischen Piraten und maurischen Seeräubern besetzte Flachboote. Sie fallen der brennenden Stadt in die Seite.

Kaiser Konstantin Paläologus wirft sich an der Spitze seiner Palastwache an der steinernen Wasserleitung des Valens den Janitscharen entgegen. Er fällt nach tapferer Gegenwehr im Straßenkampf. Die Meute ergießt sich in das Zentrum mit seinen Palästen, goldenen Kirchen und Klöstern, den wundervollen Bibliotheken, Hochschulen und Kaufhäusern. Gewalt, Mord und Plünderung toben in der verlorenen Kaiserstadt.

Als die Sonne im Mittagspunkt steht, rufen die Hörner der Türken zum Sammeln. Die Kämpfe flauen ab, der Sieg der Eroberer ist errungen.

Jetzt zieht Sultan Mehemmed festlich in die unterworfene Stadt ein. Er reitet, begleitet von Paschas, Beis und Aghas, umringt von Häuptlingen und Generalen, durch die mit Leichen bedeckten Straßen. Da und dort stehen noch die

Häuserwände in Flammen oder schwelen die Trümmer. Weithin klingt der Schlachtruf der Janitscharen: „Is tan bul!"
„So soll diese Stadt künftig heißen!" befiehlt der Sultan. „Ihr Name sei nicht mehr Konstantinopel, sondern Istanbul. Sie wird die Hauptstadt meines Reiches sein."
Zur Mittagsstunde reitet der neue Herr der Kaiserstadt mit seinem Anhang hoch zu Roß in die Kirche Hagia Sofia ein. Am Altar, vor dem am Morgen noch der letzte Griechenherrscher gebetet hat, steigt der Sultan aus dem Sattel, um Allah zu danken.
Ergriffen vom Wandel des Schicksals, ergriffen von der Größe des Augenblicks, in dem eine zweitausendjährige Geschichte endet und ein neues Blatt aufgeschlagen wird, verweilt der Türke an dem christlichen Altar, über dem noch das ewige Licht brennt.

1486 | Der erste Globus von Martin Behaim



Die Palastkirche von Schloß Belem bei Lissabon war von den jubelnden Chören der Mönche erfüllt. Blumengirlanden rankten sich um das reichgeschnitzte Chorgestühl, in dem sich Herren und Damen des höchsten Adels reihten: eine Wolke von Seide, Sammet und Brokat. Weit bauschten sich die kostbaren Kleider der Hofdamen, die Ärmel der Männer und Frauen waren gepufft und mit buntem Seidenzeug unterlegt. Goldketten, Sterne von Edelstein, Diademe und Goldnetze funkelten im Haar.
Am Hochaltar schwangen Pagen die Weihrauchfässer, so daß blauer duftender Weihrauch zu den bunt bemalten Gewölben aufstieg.
Jetzt zog der Erzbischof, begleitet von seinen Geistlichen, in feierlichem Ornat zu den erhöhten Stühlen. König Johann II. erhob sich von seinem Thron unter dem purpurfarbenen Baldachin und trat, geleitet von zwei Herzögen, näher zum Altar.
Der König trug ein großes Prunkschwert mit blanker Klinge. Die Chöre verstummten, und alle Blicke richteten sich auf den einsamen, jungen Mann, der auf den Stufen des Hochaltars kniete.
Dieser Jüngling war der siebenundzwanzigjährige Martin Behaim, ein Bürgerssohn aus der fernen deutschen Stadt Nürnberg.
König Johann blieb vor Martin Behaim mit erhobenem Schwert stehen.
„Edel sollst du sein für alle Zeit", sprach er, „ein Schützer der Witwen und Waisen, ein Vorkämpfer der Religion und ein getreuer Diener deines Königs."

Dreimal berührte König Johann mit dem blanken Schwert die Schulter Martin Behaims.
„Nimm diese Schläge, Martin, und dann keine mehr!"
Mit freudiger Stimme rief der König: „Erhebt Euch, edler Ritter Martin von Behaim!"
Dann führte er selber den Geadelten zu einem Stuhl im Chor zurück. Die Chöre jubelten, der Weihrauch stieg auf, und der Hochadel Portugals nickte freundlich zu dem Deutschen hin.
Dieser fühlte sich wie im Traum. Unwirklich erschien ihm, was ringsum geschah. Und doch war es Wirklichkeit, hatte sich alles aufs Wunderbarste erfüllt. Martin Behaim schloß die Augen. Er ließ sein wunderbares Leben vorüberziehen, das ihn bis zu dieser Stunde geführt hatte.
Martin war 1459 als das älteste von sieben Kindern des Tuchhändlers und Kaufmanns Behaim in einem stattlichen Hause am Nürnberger Hauptmarkt, gleich gegenüber der Liebfrauenkirche, geboren worden. Zwar wurde der Vater in den Stadtrat von Nürnberg gewählt, aber er blieb doch nur ein mittlerer Kaufherr zwischen all den mächtigen Herren Tucher, Hirschvogel und Imhof. Auch außerhalb Nürnbergs gab es viel berühmtere Kaufherrnfamilien: in Augsburg waren die Fugger und die Welser dabei, groß zu werden; in Ravensburg blühte das Haus Muntprat. Die Behaims aber hatten ihren Namen bekommen, weil sie aus „Böheim oder Böhmen" eingewandert waren. Ihr Besitz war mäßig. Kein Mensch hätte damals gedacht, daß einer der Ihren vom König des Landes Portugal zum Ritter geschlagen würde. Am wenigsten hätte man Martin einen solchen Aufstieg vorhergesagt.
Denn Martin Behaim ging nur sehr ungern in die Kaufmannslehre seines Vaters. Viel lieber hätte er eine Gelehrtenschule besucht und statt Französisch die Sprache der Kirche und der Wissenschaft erlernt: das Lateinische.
Zu Anfang der siebziger Jahre, als Martin zwischen zwölf und fünfzehn Jahre zählte, bot sich ihm unverhofft die Gelegenheit, etwas Besonderes zu lernen. Ein berühmter Gelehrter, ein Rechenkünstler namens Johannes Müller, war nach Nürnberg gekommen und hielt gegen geringes Entgelt Vorträge vor der Bürgerjugend. Dieser gescheite Mann war natürlich Lateiner. Da schickte es sich schlecht, daß man einfach Hans Müller hieß. So hatte er sich nach seinem Geburtsort in Franken „Regiomontanus" genannt. Das klang schon besser und vor allem sehr gelehrt.
Bei dem Professor, dessen Vorträge Martin fleißig besuchte, erfuhr er Dinge, von denen er bisher keine Ahnung gehabt hatte.
Regiomontanus zeigte seinen Schülern, wie man mit mechanischen Instrumenten die Sternhöhe — also den Abstand eines Fixsternes oder der Sonne vom Horizont — messen konnte. Dazu benützte er den sogenannten Jakobsstab: ein Lineal, auf dem ein Querstab verschoben wurde. Hielt man das Lineal ans Auge und zielte über den verschiebbaren Stab auf den Rand des Sternes, so konnte man ein Maß am Lineal ablesen.
Regiomontanus bewies seinen Zuhörern, daß die Sonne oder ein Fixstern an jedem Tag des Jahres, ja zu einer bestimmten Stunde an jedem Ort auf der Erd-

oberfläche eine ganz bestimmte Höhe haben mußte, da der Erdball eine streng festgelegte Bahn beschrieb.
Hochgelehrt wie Regiomontanus war, hatte er alle Sternhöhen für jeden Tag der folgenden zehn Jahre ausgerechnet und in einem Tabellenbuch niedergeschrieben. Dieses Werk nannte er „Ephemeriden".
Im selben Jahre, in dem Martin Behaim sechzehn Jahre geworden war, starb sein Vater. Der Junge mußte aus dem Haus. Ein Oheim verschaffte ihm eine kaufmännische Lehrstelle zu Mecheln in Flandern. Einige Zeit später, als Martin schon zwanzig Jahre zählte und als selbständiger Handelsvertreter in der großen Hafenstadt Antwerpen tätig war, lernte er dort den berühmten flandrisch-portugiesischen Kaufherrn Jobst Hurter de Macedo kennen. Dieser adelige Herr fuhr häufig zwischen den Seehäfen Antwerpen und Lissabon hin und her. Er fand Gefallen an dem jungen blondlockigen Nürnberger, der sich für so viele Dinge interessierte.
Einmal kamen sie angesichts der vielen Hochseeschiffe im Antwerpener Hafen auf die Seefahrt zu sprechen.
„Seit die Türken das Mittelmeer unsicher machen", sagte Jobst Hurter, „seit Seeräuber und türkische Flotten den Handel mit den Ostländern beinah zum Erliegen bringen, werden Gewürze, Gold und Färbestoffe im Abendland immer teurer. Man kann sie kaum noch bekommen. Wie aber soll das weitergehen? Europa braucht die Waren der heißen Länder: Gewürze und Gold. Deshalb hat man besonders im äußersten Westen unserer Welt, in Frankreich, Portugal und Spanien angefangen, neue Seestraßen zu den Gewürz- und Goldländern zu suchen: Seewege, die nicht von den Türken belagert werden. Die große Frage ist nur: wie sollen sich die Schiffe orientieren, die sich auf die unbekannte Wasserwüste wagen? Wie sollen sie wieder nach Hause finden? Woher sollen sie wissen, wo sie sind, wenn es Nacht wird, wenn Nebel einfällt oder Stürme sie umherwirbeln?"
Seufzend hatte Herr Jobst Hurter von den vielerlei Gefahren der Seefahrt gesprochen. Martin Behaim lauschte ihm aufmerksam. Am liebsten wäre er doch selber zur See gefahren.
Und eines Tages erzählte er seinem vornehmen Freunde von dem Jakobsstab und den Ephemeriden des Regiomontanus.
Herr Jobst Hurter war sofort Feuer und Flamme.
„Das müßt Ihr mir vorführen, junger Freund!" rief er und er ruhte nicht, bis Martin einen Jakobsstab angefertigt und ein Ephemeridenbuch aus Nürnberg hatte kommen lassen. Bald begriff Herr Hurter, welche Bedeutung diese Entdeckung für die Schiffahrt haben mußte.
„Bei meiner nächsten Reise nach Lissabon nehme ich Euch mit, mein lieber Martin", beschloß Herr Hurter.
In Lissabon lernte Martin Behaim die Familie Hurter-Macedo näher kennen. Es gab dort eine hübsche, neunzehnjährige Tochter namens Johanna, mit der Martin sich sehr bald verlobte.
Der reiche und adelige Herr Jobst mußte sich nun für seinen künftigen Schwiegersohn doppelt einsetzen. Er tat es auch und brachte ihn in den hochangesehe-

nen „Rat der Mathematiker": eine königliche Gesellschaft, zu der nur Leute zugelassen wurden, die sich besonders um die Seefahrt verdient gemacht hatten. Und Seefahrt war in Portugal alles.

Martin Behaim und sein Jakobsstab waren bald berühmt. Sogar der König empfing den jungen Deutschen huldvoll.

Die Portugiesen suchten immer fieberhafter nach neuen Seewegen. Denn kaum ein anderes Volk spürte den zunehmenden Mangel an Gewürzen und Gold so stark. Es lag eben am weitesten von Venedig und den anderen Handelsstädten des Mittelmeeres entfernt.

Um diese Zeit weilte auch ein Seefahrer namens Christoph Columbus in Lissabon und versuchte, seine Pläne zu verkaufen. Er wollte direkt nach Westen, in den unendlichen Ozean hinaussegeln, weil er glaubte, so die Gewürz- und Goldländer Indien, China und Japan erreichen zu können. Portugiesische Könige hatten schon viele Schiffe ins Meer ausgeschickt, um den Seeweg nach Indien zu finden.

Als der berühmte Kapitän Diego Cão nun ausfahren sollte, um entlang der afrikanischen Küste weiterzusuchen, bestimmte der König, daß ihn der Deutsche mit dem Jakobsstab begleiten solle.

Über ein Jahr segelte Martin Behaim mit dem Schiff des Diego Cao an der afrikanischen Küste entlang. Sie kamen weiter südwärts als je ein Schiff vor ihnen.

Da Martin Behaim stets die Sternhöhe maß und in den Ephemeriden nachlas, wo sich das Schiff soeben befand, konnte er auch eine einigermaßen brauchbare Karte zeichnen. Diego Cão und Behaim setzten an vielen Punkten der Küste Steinsäulen, damit alle Welt wußte, daß die Portugiesen schon dagewesen waren. So umrundeten sie glücklich das sturmgepeitschte Kap Blanco, kamen zu den grünen Inseln von Kap Verde und fanden die Pfeffer-, Elfenbein-, Gold- und Sklavenküste. Eines Nachts sahen sie den Kamerunberg rauchen und Feuer speien. Mächtige Urwaldströme mündeten ins Meer, und weit im Süden tat sich endlich eine hellblaue Bucht auf, in der Walfische spielten und die sie deshalb „Walfisch-Bay" nannten.

Hätte man geahnt, wie nahe man der Südspitze Afrikas schon war, man wäre sicher noch weitergesegelt. Doch nun meuterten die ängstlichen Matrosen, und man mußte nach Portugal heimkehren.

Lissabon läutete alle Glocken. Die Schiffe im Strom hatten Flaggen gesetzt, und der königliche Hofstaat holte die Seereisenden am Hafen ab. Feierlich führte man die Entdecker nach Schloß Belem.

Nun ergossen sich große Ehren und Geschenke über sie. Weil Diego Cão gerechterweise gesagt hatte, daß er nur dank dem Jakobsstab von Behaim habe so weit fahren können, umarmte der König den Deutschen.

So war es dazu gekommen, daß Martin Behaim zum Ritter geschlagen und in die Reihen des portugiesischen Adels aufgenommen wurde.

Schon ein Jahr später durchlief eine frohe Kunde Portugal und Europa. Ein anderer Seefahrer namens Bartholomäo Diaz habe die Südspitze Afrikas und damit die freie Fahrt nach Indien entdeckt. Weil ihn am Kap schwere Stürme aufgehalten hatten, nannte Diaz diesen Tafelberg im Süden Kap der Unwetter.

Doch König Johann änderte dies. „Nein", sagte er, „jetzt, da wir wissen, wie man nach Indien segeln kann, wollen wir den Ort umtaufen. Er wird ‚Kap der guten Hoffnung' heißen!"
Martin Behaim hatte inzwischen Johanna Hurter de Macedo geheiratet. Der König ernannte ihn zum Statthalter der Inseln der Seligen. 1492 reiste er noch einmal in seine Heimatstadt Nürnberg. Er war jetzt ein hoher, geadelter und reicher Herr, den alle mit größter Achtung empfingen. Den Aufenthalt in Nürnberg mit seinen vielen geschickten Handwerkern, Mechanikern, Buchdruckern und Künstlern nutzte Martin Behaim, die Karte der Welt auf eine Kugel zu übertragen: er schuf den ersten Globus.

1492 | Land im Westen!



Um die Jahreswende 1491/92 war es endlich soweit, daß die spanischen Könige den letzten und abschließenden Sieg gegen die Mauren von Granada errungen hatten. Am 1. Januar 1492 zogen König Ferdinand und Königin Isabella im Triumph durch die geöffneten Tore des Schlosses Alhambra. Alle Fürsten und hohen Geistlichen Spaniens folgten dem Königspaar; berühmte Krieger, Professoren und Adelige waren herbeigeströmt, den Ehrentag mitzufeiern. Im Prunksaal des Schlosses verteilten die Könige Geschenke und Gnadenerweise.
Da kniete auch ein klobiger, braungebrannter Seemann aus Genua namens Christoph Columbus. Er trug die schwarze Hoftracht und zog vornehm den steifen Hut, als er sich vor dem Thron der Königin beugte.
Jetzt erinnerte sich Isabella und lächelte.
Das war doch dieser verrückte Italiener, der unbedingt über das offene Weltmeer segeln wollte. Er lag dem Hof seit Jahren in den Ohren, man möge ihm die Westfahrt nach Indien ermöglichen.
Gut denn: es war ja der Siegestag!

„Schreib er, Schreiber!" befahl Isabella. „Man soll unserem Freunde Christoph Columbus das Transportschiff *Santa Maria* überlassen und ihm bei der Ausrüstung helfen. Er mag mit diesem Schiff nach India oder gar ins Land Zipangu fahren!"
Endlich hatte Columbus ein Schiff bekommen. Hocherfreut eilte er in die Hafenstadt Palos, wo er einen alten, aber noch seetüchtigen Frachter mit dem Namen *Santa Maria* vorfand. Zwei Seekapitäne, die Brüder Pinzon, boten ihm an, sich mit ihren winzigen Schifflein an der geplanten Ausfahrt zu beteiligen. Diese Schiffe hießen *Pinta* (die Bemalte) und *Nina* (die Kleine), keines war größer als ein etwas dickerer Kahn. Das Meer würde mit ihnen spielen wie mit Nußschalen.
Trotzdem gingen Columbus und die Pinzons daran, die Schiffe herzurichten und auszurüsten. Als aber bekannt wurde, wohin die Reise gehen sollte, fanden sich nur wenige Matrosen, die mitfahren wollten. Die Behörden halfen aus, indem sie die Insassen der Gefängnisse auf die Schiffe bringen ließen.
Am Abend des 2. August 1492 begaben sich Columbus und seine Schiffsoffiziere vom Hafen Palos aus zu dem nahen Kloster La Rabida. Sie beichteten, nahmen das Abendmahl und hörten die Messe. Feierlich wie bei einem Leichenbegräbnis begleiteten die Mönche die Kapitäne und Maate an die Küste zurück.
Es war früher Morgen, Nebelbänke brodelten über der weiten Wasserfläche, und die Schiffslaternen brannten bleich wie Totenlichter. Die Bürger von Palos hatten sich am Kai versammelt, um zu sehen, wie diese verlorene Schar ins wüste Weltmeer hinaussegelte. Gewiß kam keiner von ihnen wieder. Aus der Zuschauermenge ertönte leises Weinen. Schließlich waren auch Angehörige der Matrosen zum Abschied gekommen. Nun war alles eingeschifft. Christoph Columbus stand in seinem schwarzen Mantel auf der Kommandobrücke der *Santa Maria* und hob die Hand.
Die Taue wurden losgemacht. Prior Juan Perez segnete ein letztes Mal die auslaufenden Schiffe. Der Wind blähte die entrollten Segel. Fast lautlos entfernten sich die drei Segler, und die neblige Dämmerung nahm sie auf. Sie verschwanden flußabwärts, wo hinter der Barre von Saltes das offene Meer begann.
Mit dem Antritt der Fahrt hatte Columbus Anspruch auf Rang und Titel eines Admirals. Die Reise ging zunächst glatt vonstatten, aber am vierten Tage der Fahrt brach das Steuerruder der *Pinta*. Man war gezwungen, die Kanarischen Inseln anzulaufen, um das Schiff zu reparieren. Fast einen Monat lang lag die kleine Flotte des Columbus in den Häfen der Inseln. Die Schiffszimmerleute besserten das Steuerruder der *Pinta* aus, die Matrosen ergänzten die Vorräte der Schiffe und holten Frischwasser für die Tonnen. Columbus hatte beschlossen, ein Tagebuch zu führen, um alle Vorfälle der Reise genau festzuhalten und sie später der Königin berichten zu können.
Am 6. September war es endlich soweit, daß man wieder in See stechen konnte. Hinter den Schiffen versank der grüne Berg der Insel Gomera, der letzten Landstation Europas, im Meer. Vor ihnen dehnte sich grenzenlos das Meer.
Es war ein ungeheuerliches Unternehmen, diese Fahrt ins Blaue, dieses Hinausstoßen in eine unendliche Wassereinöde, die nie zuvor ein Mensch durchquert

hatte. Zwar besaß Columbus eine Karte, die ein Florentiner nach seiner Phantasie gezeichnet hatte, er hatte auch den Kompaß an Bord und war persönlich überzeugt, daß die Erde eine Kugel sei. Und wenn man auf einer Kugel immer westwärts fuhr, mußte man endlich auf Land stoßen. Dieses Land hatten die Europäer bislang nur im Osten geglaubt: Indien, China und Japan. Doch der Meerpfad nach Westen mußte zum selben Ziel führen.

Die Matrosen jedoch waren voller Aberglauben und Furcht. Unter ihnen gingen Gerüchte über den Vogel Greif, über das scheußliche „Lebermeer", den schrecklichen Magnetberg, über Seeschlangen und Meerungeheuer um. Sie zitterten vor der uferlosen Nacht, vor dem Rauschen der Wogen und dem gefahrdrohenden Heulen des Sturmes. Die Schiffe waren voller Unruhe .Kaum waren *Santa Maria, Pinta* und *Nina* ein paar Tage westwärts gesegelt, flüsterten die Angsthasen von Umkehr und Aufgeben.

Am 11. September trieb der Hauptmast eines untergegangenen Schiffes vorüber: ein schlimmes Vorzeichen! Am 15. schnitt ein feuriger Meteor eine flammende Narbe in den Himmel, und die Furchtsamen schlugen das Kreuz. Da beschloß Christoph Columbus, ein doppeltes Logbuch zu führen.

Im ersten Logbuch wurde täglich die zurückgelegte Strecke eingetragen. Hatten die Schiffe aber hundert Meilen zurückgelegt, notierte Columbus diese Strecke nur in seinem Geheimbuch. Auf der Brücke, wo das eigentliche Logbuch auslag und wo es jedermann lesen konnte, schrieb er sechzig oder siebzig Meilen ein.

Die Sorgen des Admirals waren größer, als die Mannschaft ahnte.

Der Kompaß benahm sich seltsam. Er wich ständig nach Nordwest ab, und man durfte sich nicht mehr auf ihn verlassen. Zur Positionsbestimmung blieb nur der Jakobsstab des Martin Behaim.

Dann waren die Seeleute plötzlich wieder guter Dinge. Auf der *Nina* hatte man einen Tropikvogel gesichtet und dann sogar eine Seeschwalbe, die niemals weiter als hundert Meilen aufs Meer hinausfliegt. Am 16. September trieben Grasbüschel vorbei. Die Matrosen glaubten schon Land zu sehen.

Leider stellte sich heraus, daß man den Südrand des Sargassomeeres berührte, eine gewaltige Tangwiese im Ozean. Gleich wußten die abergläubischen Seeleute wieder von festgefahrenen Schiffen zu erzählen, die das Seegras für ewig festhielt. Seit der königliche Zahlmeister, der auf der *Santa Maria* mitfuhr, bekanntgegeben hatte, der Mann, der zuerst Land im Westen sichte, werde von der Krone mit hundert Goldstücken und einem Adelstitel belohnt, drängten sich beinah Tag und Nacht die Matrosen in den Rahen und Mastkörben.

Gegen Ende September zog die *Pinta* unter Alonso Martin Pinzon plötzlich und ohne Befehl westwärts davon. Erst einen Tag später bekam sie Columbus wieder in Sicht. Kapitän Pinzon meldete kleinlaut, er sei einem großen Vogelschwarm gefolgt: er habe gedacht, Land müsse ganz nahe sein. Obschon die Furcht der Besatzungen immer größer wurde, mehrten sich doch auch die Anzeichen, daß tatsächlich Land näherkam.

Am 21. September hatte man einen Walfisch gesehen. Pelikane umkreisten die Schiffe, und Landschwalben ließen sich erschöpft auf den Masten nieder. Eines Abends entdeckten die Leute der *Nina* unter großem Jubelgeschrei einen großen

Ast mit seltsamen Blüten im Wasser. Aber dann legte sich der Wind, die Segel wurden schlaff, und die drei Schiffe lagen beinah bewegungslos auf dem blauen Spiegel der See.
Die Lage begann kritisch zu werden. Verzweifelt lagen die Matrosen auf dem glühendheißen Deck, wo sich der Teer aus den Fugen löste.
Was würde geschehen, wenn wochenlang kein Wind kam, wenn sie ein jäh nachfolgender Sturm in noch entferntere Gegenden des Ozeans verschlug? Columbus befahl, weil gerade Sonntag war, der Schiffsgeistliche der *Santa Maria* solle einen feierlichen Gottesdienst halten und in seiner Predigt den Kleinmütigen ins Gewissen reden.
Aber er fand selber keine Ruhe. Am Abend, wenn sich der tropische Sternenbogen hoch über dem Meere wölbte, stand er einsam in seinem Mantel auf der Brücke und lauschte dem Gesang der Schiffsjungen beim Anzünden der Buglaterne.

Die Wache steht auf Posten,
Der Sand fließt aus der Sanduhr;
Wir haben gute Reise,
Doch steht's in Gottes Hand nur!

Das Wunder geschah. Am 23. September kam endlich wieder Wind auf. Die Schiffe setzten in frischer Fahrt ihren Westkurs fort.
Anfangs Oktober wurden die Landzeichen häufiger. Man sichtete Schilf und treibende Baumstämme. Die *Pinta* fischte einen Ast auf, dem man deutlich ansah, daß er mit eisernen Werkzeugen bearbeitet worden war.
Von nun an ließ Columbus nachts Treibanker auswerfen, um nicht während der Dunkelheit unversehens auf Klippen zu laufen. Er konnte nicht mehr schlafen. Weit über 750 Meilen haben sich seine Schiffe von ihrem letzten Stützpunkt entfernt.
Blitzte da nicht ein rötliches Licht am westlichen Horizont auf? Aufgeregt rief Columbus seine Offiziere zu sich. Doch so sehr sie auch spähten: das Licht erschien nicht wieder.
Grau und dämmrig stieg der Morgen herauf. Langsam röteten sich die Dunstbänke im Osten. Und da ertönte vom hohen Mastkorb der *Pinta* herab weithin hörbar der entzückte Ruf des Matrosen Rodrigo de Triana: „Land! Land in Sicht!"
Mit dem steigenden Sonnenball entdeckten es auch alle anderen. Weit drüben im Westen lag wie eine blaue Bank der Umriß einer Insel auf dem Meer.
Man lichtete die Anker und lief vorsichtig auf die unbekannte Küste zu. Es war der 12. Oktober 1492.
Ein weißer Sandstrand mit hügelig ansteigenden Wäldern wuchs aus dem Ozean. Nackte braune Gestalten liefen auferegt hin und her. Da Columbus und seine Leute meinten, sie hätten auf Westkurs I n d i e n entdeckt, sprachen sie nun vom Land „Westindien" und von den „Indianern".
Die Schiffe setzten Boote aus. Columbus in der neuen Uniform und Prunkrüstung eines Großadmirals und Vizekönigs der westlichen Welt sprang als

erster an den Strand. Dort richtete er die Fahne Spaniens auf, während der Schiffsgeistliche das erste Kreuz aufstellte. Feierlich ergriff „Don Christoph" Besitz von diesem und allen anderen Ländern, die der dunkle Schoß des Westens bisher verborgen hatte. Der königliche Zahlmeister fertigte darüber ein Dokument an.

Der Schiffsgeistliche dachte an Taufe und Bekehrung der armen Heiden, die Schar der Matrosen und Soldaten hinter den Offizieren träumte von ungeahnten Reichtümern: von Gold und Gewürzen, Sklaven und riesigen Ländereien.

Das Zeitalter der Kolonien und der leidenden Indios hatte begonnen.

III. Neuzeit

1521 | Luther vor dem Reichstag zu Worms



Neun Zehntel von Deutschland", so schrieb der päpstliche Gesandte Aleander, „schreien *Luther!* Und das übrige Zehntel schreit: Tod dem römischen Hof!" Die Welt war in gärender Unruhe. Martin Luther hatte durch seine 97 Thesen nur ausgesprochen, was fast jedermann dachte. Nun aber sollte über alle Fragen religiöser und politischer Art vor dem Reichstag zu Worms und vor dem Stuhl des Kaisers verhandelt werden.
Rings um die bischöfliche Pfalz, in der die kaiserliche Kanzlei Quartier genommen hat, wogt das Volk wie eine aufgewühlte Flut. Die Stimmung ist erregt, die hohe Spannung der letzten Jahre drängt zum Ausbruch. Es bedarf nur noch des zündenden Funkens. Ganz Deutschland wartet auf den Führer im Streit.
Wenn die Kardinäle über die Straßen schreiten, erheben sich drohende Fäuste „wider die roten Hütlein". Kardinal-Gesandter Aleander meldet nach Rom, daß „hier die entfesselte Bestie rast". Die Unruhigen im Lande: Bauernführer und Ritter, Landsknechte und Schüler, Studenten und Professoren, sind nach Worms geströmt, den großen Augenblick zu erleben. Sie wollen sehen, wie die zornige Lohe aus dem Herzen der Nation aufschlägt oder ein großer Mann das erlösende Wort spricht. Das mag der junge Kaiser sein — oder auch dieser Mönch aus Wittenberg, Dr. Martin Luther. Nur muß ein Ende gemacht werden mit der unerträglichen Mißordnung.
Gegen Mittag des 16. April 1521 rollt der Wagen Luthers durch die Tore von Worms. Hornrufe verkünden seine Ankunft, und viele Tausende säumen die Straßen. Der Reichsherold Kaspar Sturm kann dem Reisewagen kaum mehr

Bahn brechen. Schließlich muß Doktor Luther den Wagen verlassen, man bringt ihn über Mauern und Gärten in sein Quartier. Aber auch dort bestürmen ihn bald die Besucher.
Der Feldhauptmann des Kaisers, der Landsknechtsführer Georg von Frundsberg, dem das offene Gesicht des Wittenbergers gefallen hat, betritt das Zimmer Luthers. Er legt ihm die schwere Hand auf die Schulter.
„Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberst auch in der allerernstesten Schlachtordnung nicht getan haben."
Frundsberg schnauft schwer, dann erscheint ein Lächeln auf seinem Gesicht und er fährt fort:
„Bist du aber der rechten Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre nur fort in Gottes Namen und sei getrost. Gott wird dich nicht verlassen. Mut, Mönchlein, Mut!"
Die ersten Verhandlungen finden hinter verschlossenen Türen statt. Doktor von Eck, ein kurtrierischer Jurist, versucht dem Doktor Luther goldene Brükken zu bauen. Er soll widerrufen. Alle Parteien blicken mit höchster Spannung auf den Fortgang des Handels.
Es ist klar: der neue Kaiser kann nicht zulassen, daß ein einfacher Mönch so schwere Angriffe gegen Papst und Kirchenfürsten richtet. Wenn die Kirche erschüttert wird, steht auch das Reich nicht mehr fest.
Viele Stimmen fordern die Reform des kirchlichen und des politischen Lebens.
Der Mönch Eberlin von Günzburg, ein Mitleidiger und Fürsprecher des Bauernvolkes, hat dem Reichstag einen Plan vorgelegt, wie man dem „armen Karsthans" sein Menschenrecht wiedergeben könne. Auch Eberlin glaubt an den jungen Kaiser, auch ihm ist, wie den meisten Menschen im Reich, der kaum zwanzigjährige Karl V. wie ein Hoffnungsstern über den brausenden Nebeln der Wirrnis aufgegangen. Man erwartet vom Kaiser, daß er die Hohen erniedrigt und die Niedrigen erhöht, daß er das Christentum aus Geldgeschäft, Prunk und Macht wieder zurückführt zur Schlichtheit des Anfangs.
Aber der Plan Eberlins, genannt „Fünfzehn Bundesgenossen", verschwindet lautlos in einem der dicken Aktenbündel in der kaiserlichen Kanzlei. Was die Beamten erst in Händen haben, ist so gut wie tot.
Noch aber ist über Doktor Luthers Sache nicht entschieden. Auf ihn setzen Bauern, Bürger, Ritter und sogar einige Fürsten ihre Zuversicht. Man jubelt, als bekannt wird, daß Luther der Versuchung durch Dr. von Eck standgehalten und nicht widerrufen hat. Jetzt muß er vor den Reichstag.
Gefaßt, ohne ein Zeichen von Furcht, betritt der Mönch den Saal, in dem die Reichsstände: Kurfürsten, Kardinäle, Erzbischöfe und Reichsritter, die kaiserlichen Räte und die geheiligte Majestät über das Schicksal von Millionen entscheiden.
Was weiß der Bauernsohn aus Thüringen vom „burgundischen Hofzeremoniell", jener strengen Anstandsregel und Form, nach der sich Höflinge bewegen? Freimütig und unbefangen tritt er vor den Kaiser der Welt. In Gegenwart Karls V. grüßt er rechts und links Freunde und Bekannte im Saal durch lauten Zuruf. Dem Volk auf den Galerien gefällt diese Unbefangenheit, und auch die deut-

schen Ritter schmunzeln. Der Kaiser aber neigt sich leicht zum Kanzler Gattinara und sagt vernehmlich: „Der Bauernjunge dort soll mich gewiß nicht zum Ketzer machen!"

Kardinal Aleander beginnt das Verhör mit großer Geistesschärfe.

Der feierliche Kreis der Reichsstände, das ferne Brausen der vor dem Saal gestauten Massen, die Gegenwart des Kaisers und die ungeheuere Spannung der Stunde drücken nun doch auf das Herz des Mönchs. Seine anfängliche Sorglosigkeit schwindet.

Er spürt, daß er dabei ist, einen welterschütternden Sturm zu entfesseln. Die Verantwortung macht es ihm schwer, Entscheidungen zu treffen. Als ihn der Kardinal plötzlich fragt, ob er nicht doch widerrufen wolle, erbittet sich Luther mit leiser Stimme Bedenkzeit bis morgen. Das Volk geleitet den Erschöpften zu seiner Herberge. Dort flüchtet er aus seinen Nöten ins Gebet.

Am nächsten Tag steht er erneut in dem glanzvollen Saal. Er hat nun seine Sicherheit wieder und wagt es, dem kaiserlichen Jüngling auf dem Throne warnend zuzurufen, er möge „nicht den Beginn seiner Herrschaft durch Ungerechtigkeit beflecken, weil Gott auch Kaiser stürzen" könne.

Die spanischen Räte murren, empört zischen die italienischen Kardinäle. Die Fäuste der deutschen Kirchenfürsten ballen sich zornig, und dunkle Blitze schießen aus den Augen des Kaisers.

Wie respektlos dieser kleine thüringische Mönch ist!

Man wird nicht mehr mit diesem Irrgläubigen verhandeln, man muß ihm befehlen. Aber der Mönch bleibt unbeugsam. Er gibt nichts von dem preis, was er nach langem inneren Ringen für die Wahrheit hält.

Er hebt laut seine klare Stimme:

„Wenn ich nicht durch die Zeugnisse der Heiligen Schrift überwunden werde, so bin ich gerechtfertigt. Mein Gewissen ist gefangen durch Gottes Wort. Widerrufen kann ich nicht, weil ich nicht gegen mein Gewissen handeln will. Denn gegen die eigene Überzeugung zu sprechen, widerspricht allen Gesetzen Gottes. Gott helfe mir, Amen!"

Als der Mönch aus Wittenberg diese Worte ausgesprochen hat, ist es eine Weile still im Saal. Dann brechen Entrüstungsrufe der hohen Herren hervor, der kaiserliche Hofstaat erhebt sich und verläßt die Versammlung. Auf den Galerien und vor dem Palast aber, wo sich das einfache Volk staut, bricht lauter Jubel aus.

Im Triumphzug bringt man Dr. Martin Luther in seine Herberge zurück.

Auch in den folgenden acht Tagen gibt Luther keinen Schritt nach. Sein Quartier ist eine Woche lang das Ziel einflußreicher Fürsten und Geistlicher. Man macht ihm den Vorschlag, nur ganz wenig von seinen Ansichten zurückzunehmen. Er bleibt hart.

Ohne ein Zugeständnis gemacht zu haben, verläßt er nach einer Woche Worms und fährt in seine Heimat zurück. Unterwegs, in den Thüringer Waldbergen, wird seine Kutsche von maskierten Reitern überfallen. Dr. Martin Luther ist für die Welt verschwunden.

Erst nach einiger Zeit erfährt man, daß ihn sein eigener Landesfürst, Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, aus Sorge um Luthers Sicherheit auf die Wartburg hat entführen lassen. Er ist nicht verhaftet, sondern versteckt worden.
Auf Schloß Wartburg sitzt er als „Junker Jörg" verkleidet. Er nützt die Zeit der Stille und Sicherheit, um die Bibel in die deutsche Sprache zu übersetzen.
Im weiten Land flammen unterdessen Bauernaufstand, Ritterkrieg und der allgemeine Aufruhr der Reformation auf. Das Volk wartet, daß Martin Luther wiederkomme und seine Stimme erhebe.

1525 | Spießrutenlaufen von Weinsberg

Das ganze Bauernvolk vom Bodensee bis zur Mosel, vom Schwarzwald bis zum Thüringer Wald ist in Aufruhr.
Am 4. April haben sich der Neckartaler und der Odenwälder Haufe nach der Erstürmung des Klosters Schönthal vereint. Sie bilden jetzt den „Hellen Haufen". Die Führer sind der Viehhändler Georg Metzler und der Bauernwirt Jäcklein Rohrbach, zwei wilde und rohe Gesellen.
Schon während der ersten Tage des großen Marsches kommt es da und dort zu wüsten Ausschreitungen. In den Klöstern sind die ersten Ziele der Bauernrebellen Weinkeller und Vorratshaus. Es wird unmäßig gesoffen, geplündert, Gewalttat verübt. Mönche, Nonnen, Bürger kleiner Orte und Ritterfamilien fliehen, wenn sie können. Denn dieser Haufe kann Angst einjagen.
Mit geradegehämmerten Sensen, Dreschflegeln, Äxten und Mistgabeln, aber auch mit Feuergewehr, altertümlicher Lederkanone und erbeutetem Harnisch ausgerüstet, in phantastischem Aufzug, mit Federbuschen am Filzhut und gebundenen Bauernschuhen wälzen sie sich zu Roß, zu Fuß oder auf Ochsenkarren die Straßen entlang. Das verderbteste Gesindel aus Stadt und Land schließt sich an und folgt wie Aasvögelschwärme mit Weibern und Kindern dem Zug der Aufständischen.
Der württembergische Amtmann von Neckarsulm, Graf Ludwig von Helfenstein, hat in allen Dörfern seines Amtsbereiches durch Amtsboten ausschellen lassen: er werde alle Dörfer und Höfe niederbrennen, in denen Aufrührer wohnen. Mit Weib und Kind wolle er die rebellischen Bauern aus dem Land treiben.
Der Helfensteiner ist ein hochvermögender Herr. Seine Gemahlin ist eine leibliche Tochter des verstorbenen Kaisers Maximilian. Doch das nützt ihm in dieser Stunde nichts. Der Helle Haufe erhält immer mehr Zulauf und fällt nun in den Amtsbereich des Grafen ein.
Da wirft sich der Helfensteiner mit achtzig Bewaffneten in die feste Stadt Weinsberg. An Heilbronn vorbei, das mit den Bauern im Bund steht, wälzt sich der Marschzug gegen Weinsberg.

Aus den Löwensteiner Bergen windet sich die Sulm dem Neckartal zu. Die runden Höhen sind mit Mischwald bedeckt, auf den Hängen breiten sich Obstgärten und Weinberge. Überall liegen kleine Fachwerkdörfer und Einzelgehöfte, hinter denen die Steinterrassen der Weingärten emporsteigen.
Auf einem Kegelberg liegt, von Mauer und Turm geschützt, die Burg Weibertreu. Zu ihren Füßen duckt sich hinter Wall und Graben das kleine Städtchen Weinsberg. Mit Getöse und drohendem Brausen ist das Bauernheer die Straße heraufgezogen. Es hat sich im Tal und auf den umliegenden Höhenrücken gelagert, um den Angriff auf Stadt und Burg zu eröffnen. Gewaltige Unruhe rumort durch das Bauernlager. Aufreizende Gerüchte gehen um: der Helfensteiner habe Grausamkeiten gegen arme Bauersleute begangen. Als am Abend des 15. April die ersten Lagerfeuer auf den Höhen flammen, tritt der rothaarige Jäcklein Rohrbach in die Mitte der Bauern. Er springt auf ein umgestürztes Weinfaß und hält eine Rede.
„Bei Gott", schreit er, „das schwör ich heute und will's halten, daß alles totgeschlagen werden soll, was Sporen trägt und Ritter heißt!"
Trunkener Lärm aus den Bauernhaufen antwortet ihm. Mit glühenden Augen und wilden Gebärden rechnen sich die Landleute vor, was sie unter der Fronherrschaft von Graf, Kloster und Ritter erduldet haben.
Die einen mußten in den Nächten, nach zwölf Stunden harter Arbeit, am Schloßweiher sitzen und mit Gerten die Frösche zur Ruhe mahnen, weil die Frau Gräfin wegen des Quakens nicht schlafen konnte. Anderswo wurden arme Bauernjungen wegen Diebstahl von Feldfrüchten zum Handabhacken, Bauernweiber wegen böser Rede über den Herrn zum Zungenausreißen und andere wegen Kleinigkeiten zu Auspeitschen, Augenausstechen oder Kerker verurteilt. Während Unwetter die karge Getreideernte der Bauern vernichtete, mußten sie Schneckenhäuser sammeln. Die launische Rittersfrau wünschte das. Ihr war es gleichgültig, ob die Bauernkinder im Winter aus Mangel an Brot Baumrinde und Wurzeln aßen.
Jetzt sind die Bauern ausgezogen, um Freiheit, Gerechtigkeit oder einen neuen Glauben zu gewinnen. Leute wie der gelehrte Bauernkanzler Wendel Hipler oder der kluge Ritter und Bauernfreund Florian Geyer wollen mit dem Bauernheer eine bessere Welt bauen.
Doch die wilden Haufen hören viel mehr auf Hetzer und gewalttätige Dummköpfe wie den rothaarigen Jäcklein Rohrbach. Sie verwechseln Freiheit mit Saufen, Plündern, Rauben und Rache.
Die Nacht zum 16. April ist die Osternacht. Auf den Mauerumgängen der Burg Weibertreu stehen die vierzehn adeligen Freunde des Grafen Helfenstein und starren auf die zahllosen Lagerfeuer der Bauern, die sich über Höhen und Täler erstrecken. Der Schritt der gewappneten Posten klirrt leise auf den Wehrgängen.
Man erkennt die flackernden Pechpfannen der Wächter auf den Torwerken der Stadt unten, die schwankenden Windlichter der Bürger, die ruhlos durch die Gassen streifen.
Morgen werden die Osterglocken Auferstehung läuten.

Als der Ostertag gekommen ist, verläßt Graf Helfenstein mit seinen Freunden die Burg, um sich mit seiner Familie zum Kirchgang in die Pfarrkirche zu begeben. Im geschnitzten Chorgestühl haben die Vornehmen ihre Plätze. Das Kirchenschiff ist voller Bürger.
Da reißt während des Hochamts ein Helfensteiner Knecht das Portal auf und schreit: „Verrat! Die Bauern sind in der Burg!"
Landsknechthaufen aus dem Bauernheer haben den Kirchgang der Herren benützt, um im Handstreich die Burg Weibertreu zu nehmen. Zugleich beginnt das Bauernvolk den Gewaltsturm auf die Mauern der Stadt.
Gegen Mittag rasselt das Kalbfell. Bauernkolonnen bringen Ochsengespanne heran. Diese schleppen erbeutete Kanonen durch die Weinberge. Andere Haufen schieben „Pavesen" vor sich her: große, aus Balken und Weidengeflecht gefertigte Schutzschilde, hinter denen die Sturmtruppen gegen die Mauern vorrücken.
Der Lärm des Kampfes tost wie eine Brandung, die Kanonen donnern. Strohdächer lodern auf und dunkle Qualmwolken wälzen sich in den Gassen.
Weinsberg ist nicht länger zu halten. Schon öffnen mutlos gewordene Bürgersleute von sich aus die Tore. Im Sturmschritt rücken die Bauern in die Straßen ein. Hinter ihnen wälzt sich der Troß: Landfahrer und Knechtsvolk. Wildes Gebrüll fordert Rache und Gericht über die Herren.
Graf Ludwig von Helfenstein übergibt sich und die Seinen samt allem Gefolge der Gnade der Bauernführer.
Am 17. April entscheidet sich alles auf der Plane zu Weinsberg.
Wendel Hipler, der gelehrte Bauernkanzler, ist in Heilbronn. Florian Geyer, der ritterliche Freund der Bauern, ist unglücklicherweise ebenfalls abwesend. So sind Jäcklein Rohrbach und Georg Metzler die Herren von Stadt und Burg Weinsberg.
Der rasche Sieg und der Wein aus den Kellern der Burg hat den Bauern die Köpfe verwirrt. Der rote Jäcklein bildet unterm Beifallsgebrüll der Bauern ein „Hochgericht" und bricht als dessen Vorsitzer im Rittersaal des Schlosses den Stab über alle gefangenen Herren.
Die Gräfin Helfenstein und ihr vierjähriger Sohn, die dem schrecklichen Schauspiel zusehen müssen, werfen sich vor dem Richtertisch zu Boden. Sie bitten um das Leben des Grafen. Aber eben dies ist der höchste Triumph für den Bauernwirt von Böckingen. Er streicht seinen fuchsroten Bart und schielt aus den Augenwinkeln nach der Masse der Zuschauer. Ob sie wohl alle sehen, wie eine Kaiserstochter vor dem Jäcklein Rohrbach kniet? Er läßt die Gräfin eine Weile knien und sagt dann:
„Wir kämpfen für Gerechtigkeit und wahres Evangelium! Das gute Volk ist streng gegen jedermann, der widersteht. Dein Mann muß sterben!"
Der Graf bietet dreißigtausend Gulden Lösegeld. Die Augen der Blutrichter glänzen gierig. Doch Jäcklein Rohrbach antwortet: „Und wenn du zwei Tonnen Goldes brächtest, so sollst du doch sterben, weil wir das so wollen!"
Unter wüsten Beschimpfungen werden Graf Helfenstein und seine Freunde aus dem Saal gestoßen und auf die Wiese vor der Burg gebracht. Sie müssen durch

ein Spalier erbarmungsloser Gesichter gehen. Über ihnen hängt eine Wolke von Flüchen. Jahrzehntelang haben die Unterdrückten ihren Zorn aufgespeichert. In dieser Stunde ballt sich ihre Rache für alles zusammen, was an Unrecht geschehen ist. Sie denken an die barbarischen Strafen, an den Hohn gegen das alte Volksrecht, die willkürliche Erhöhung des Zinses, die übertriebene Fronarbeit auf den Herrenäckern und beim Burgenbau. Sie wollen endlich Gleichheit aller Menschen und jene Freiheit, die im Evangelium beschrieben ist.
Und so glauben viele recht zu tun, indem sie die Herren stürzen.
Andere freilich, wie Jäcklein Rohrbach oder Georg Metzler, die nur an Rache, Bluttat, Gewalt und Plünderung denken, wünschen ihre Macht zu zeigen.
Umsonst werfen sich Frauen und Kinder der Verurteilten nochmals auf den Weg. Schon reihen sich auf der Plane die halbbetrunkenen Bauern zur Spießgasse. In langer Kette stehen sie da, mit Sense, Spieß, Prügel, Mistgabel und Hacke. Durch diese stachelige Gasse wird der letzte Weg der Herren führen. Trommler und Pfeifer beginnen zu spielen.
Ein Sackpfeifer tritt vor die Herren, denen man nun die Fesseln abnimmt. Dann tänzelt der Dudelsackpfeifer vor dem Grafen und seinen Freunden her. Bauernfäuste stoßen die Herren in die Todesgasse. Das tödliche Gewoge schlägt über ihnen zusammen.
Die Frauen der Gerichteten werden ihres Schmuckes beraubt, auf Ackerwagen geworfen und nach Heilbronn geführt.

1552 | Die Flucht des Kaisers

Im April war noch einmal Schnee gefallen, Nordkette und Patscherkofl liegen unter weißen Decken. Jetzt im Mai hat Tauwetter im Tal mit Regengüssen und Föhnwinden eingesetzt. Die Gipfel vermag man nicht zu erkennen, weil schneevermischtes Wolkentreiben alles verhüllt.
Seit November 1551 weilt die kaiserliche Majestät, Karl V., der Herrscher, „in dessen Reich die Sonne nicht untergeht“, in den Mauern der getreuen Tiroler Stadt Innsbruck. König Ferdinand, der österreichische Bruder des Kaisers, ist damals mit seiner Familie gleich nach Schloß Hasegg bei Hall umgezogen und hat die Hofburg freigemacht. Der Rat der Stadt erließ einen Aufruf an die Bürgerschaft:
„... daß sich männiglich mit Zimmern und Betten für Quartierung gefaßt mache. Die Durchfahrten der Stadttore sind durch Entfernung von Fässern, abgestellten Wagen freizumachen, die Straßen vom Unrat zu säubern. Auch soll Wasser auf die Dachböden getragen werden; wegen Feuersgefahr und den Kühen müssen die spitzen Hörner abgeschnitten werden, damit kein Höfling des Kaisers zu Schaden komme ...“
Das gaben Ausrufer mit Glockengeschelle bekannt. Die Hausbesitzer haben Pech zugeteilt bekommen, um die Häuser am Weg zur Hofburg zu beleuchten.

Und dann hat der Kaiser Einzug gehalten.
Seine Majestät war zwar erst knapp über fünfzig, doch machte er den Eindruck eines alten, verfallenen Mannes.
Auch jetzt sitzt er gebeugt und bleich in seinem hohen Ohrensessel. Das Zimmer ist durch schwere Vorhänge verdunkelt. Karl trägt den schwarzen spanischen Anzug mit dem schlichten weißen Kragen und dem Samtbarett wie auf dem Gemälde, das der große Venezianer Tizian vor ein paar Jahren von ihm auf dem Reichstag zu Augsburg geschaffen hat. Soeben hat sich sein Leibbarbier van der Ee entfernt; der Kaiser hat sich den stark ergrauten, beinah schon weißen Backen- und Kinnbart schwarz färben lassen.
Es genügt, wenn ihn seine Umgebung von der Gicht gekrümmt am Stock humpeln sieht, wenn die scharfen Augen der Höflinge die bleiche Gesichtsfarbe, das gefurchte Antlitz, die glanzlos gewordenen Augen und das immer häufiger schmerzerfüllte Zucken seiner schmalen Lippen erkennen.
Wieder hat Karl V. quälende Anfälle seines Blasenleidens. Die Gicht — eine Folge der falschen Ernährung und des endlosen Geflügelessens — hat seine Gelenke verformt. Jede Bewegung wird zur Qual.
Am liebsten sitzt der Kaiser ganz allein in einem halbdunklen Zimmer und hängt seinen Gedanken nach. Doch wann schon läßt ihn die Welt, die er regieren soll, in Ruhe?
Es pocht, und der Kammerherr, der die Türe von außen öffnet, meldet den Kanzler Granvella zur Audienz.
Seufzend empfängt Karl den getreuen Berater. Natürlich hat Granvella wieder einen ganzen Sack voll böser Nachrichten.
„Eilige Botschaft von der Statthalterin Maria aus Brüssel, Euer Majestät! Es ist Tatsache geworden: Fürst Moritz von Sachsen, Euer Reichsfeldherr, hat Verrat begangen. In Brüssel hat man sichere Kunde, daß er gemeinsam mit anderen protestantischen Fürsten ein geheimes Bündnis mit König Heinrich II. von Frankreich geschlossen hat. Die Reichsverräter haben den Franzosen die Städte Metz, Toul, Verdun und Cambrai versprochen und erhalten dafür drei Monate lang 240 000, dann jeden folgenden Monat 60 000 Taler, um Krieg gegen Euere Majestät zu führen. Eine andere Botschaft aus Augsburg, die eben eingetroffen ist, besagt, daß Moritz von Sachsen mit 30 000 Mann von dort in Richtung Süden aufgebrochen ist!"
„Sie verraten und verkaufen mich, Gravella! Sie zerstören das Reich aus lauter Selbstsucht. Was sollen wir denn tun: ohne Geld, ohne Truppen, ohne Freunde, wie wir hier sind? Wird die Welt das Schauspiel erleben, daß der Kaiser des Reichs vor seinen Untertanen flieht?"
Vieles hat der Kanzler noch zu berichten. Meldungen kommen aus allen Richtungen. Auch die geistlichen Kurfürsten von Trier, Köln und Mainz haben Warnungen gesandt. Die protestantischen Reichsfürsten aber, Brandenburg, Sachsen und Hessen voran, scheinen sich neuerdings zusammengeschlossen zu haben, um dem Kaiser zu widerstehen. Moritz von Sachsen, den der Kaiser zum Kurfürsten erhoben und mit dem Rang eines Reichsfeldherrn geehrt hat, war ausgeschickt, das widerspenstige Magdeburg zu belagern. Er aber hat sich heimlich mit den

Protestanten vereinigt, die Magdeburger Truppen in seinen Sold genommen, Verrat nach allen Seiten getrieben und ist nun dabei, gegen seinen Herrn, den Kaiser, vorzugehen.
„Gehen Sie, Granvella!" befiehlt Karl V. müde. „Beraten Sie sich mit den Herren meines Stabes, was zu tun sei. Wir sitzen hier wie in einer Mausefalle. Jetzt aber lassen Sie mich bitte allein!"
Kaum hat sich die Türe hinter dem Kanzler geschlossen, als sich des Kaisers matte Züge neuerdings schmerzlich verzerren. Ein leises Stöhnen entringt sich seinen Lippen.
Als er vor einem Menschenalter den Thron bestieg, der ihn zum Herrn über die Länder von Spanien bis Ungarn, von der Nordsee bis Sizilien, ja, dank den Kolonien von Amerika bis Indien und von Afrika bis zu den Philippinen gemacht hatte, war er ein strahlender Jüngling. Könige und Fürsten neideten ihm den Glanz seiner Krone, die über dem Erdkreis leuchtete!
Was aber war diese Herrschaft wirklich gewesen? Martyrium, Ohnmacht und unendliche Enttäuschung.
Im Reich gab es Aufstände der Ritter, der Bauern, Unruhe der Bürger, Widersetzlichkeit der Fürsten. Der Schrei nach Reformation der Kirche spaltete die Völker. In Deutschland standen sich die Anhänger Luthers, die gegen die Beschlüsse des zweiten Reichstages von Speyer „protestiert" hatten (1529), und die Katholiken in feindlichen Lagern gegenüber. Von Westen her drohten die Franzosen, von Osten näherte sich die türkische Gefahr.
In diesem Schaukelspiel von Macht und Ohnmacht verzehrte der Kaiser sein Dasein: siegte er gegen die Franzosen, so kam der Türke; hatte er die Protestanten am Boden, wurde der Papst übermütig; erzwang er Friede und Ordnung, vereinten sich Franzosen, Protestanten und Türken. Zu Pferd, im ungefederten Reisewagen oder in der Sänfte eilte der Kaiser der Welt von Spanien nach Brüssel, von den Niederlanden nach Italien, von dort nach Thüringen und wieder zurück zu einem Reichstag: ruhelos, heimatlos, immer gehetzt und immer verraten.
Vor zwei Jahren zu Augsburg schien endlich eine Art Friede und eine kaiserliche Ordnung erzielt. Erschöpft, krank und gealtert war der Kaiser in den Erholungs- und Urlaubsort Innsbruck gereist.
Und nun kam dies: der neue Verrat, die Verschwörung des Reichsfeldherrn gegen Kaiser und Reich . . .
Es pocht abermals hart. Der Kammerherr reißt die Tür auf. Kanzler Granvella, der Leibkammerdiener Adrien und der Rat, Herr von Rosenberg, stürzen ins Kabinett.
„Majestät!" ruft der Kanzler ganz unhöfisch. „Höchste Eile ist geboten! Soeben erhalten wir Meldung, daß Moritz von Sachsen die Tiroler Truppen am Paß von Reutte überrannt hat und mit seinen Söldnerscharen ins Inntal einbricht."
Der Kaiser hat noch nicht geantwortet, als ein spanischer Oberst seiner Leibwache hereinstürmt und eine Meldung schwenkt. Er sinkt in die Knie und stammelt: „Kaiserliche Majestät! Nachricht von den getreuen Bayern! Truppen-

teile des Moritz von Sachsen haben Stadt und Feste Kufstein erstürmt und dringen innaufwärts vor!"

Die Falle schnappt also zu. Der kaiserliche Hofstaat sitzt gefangen in Innsbruck.

„Wie ist das Wetter?" fragt Karl. Kanzler Granvella reißt mit einem Ruck die Vorhänge zur Seite. Man sieht, daß ein Gemisch von nassem Schnee und peitschendem Regen von einem niedrig hängenden Himmel wirbelt. Alles ist grau in grau.

„Wir müssen sofort weg von hier", flüstert der Kaiser. „Bereiten Sie unseren Aufbruch vor, Granvella! Es bleibt nichts anderes übrig, als die Flucht in das Hochgebirge, zum Brenner, nach Kärnten hinab oder gar nach Italien."

Die hohen Beamten und Offiziere salutieren. Aufgeregtes Getrampel füllt die Gemächer und Gänge der Hofburg. Überall drängt man zum Aufbruch, es wird gepackt. Auf den Höfen rasseln Kutschen, klappern die Hufe zahlreicher Rosse, tönen die fremdländischen Rufe der Soldaten, der Diener und Fuhrleute.

Der Kaiser sitzt einsam in seinem Kabinett.

„Das also heißt es, Herr der Welt zu sein!" denkt er. Schmerzen durchwühlen ihn, er atmet schwer. Jetzt muß er hinaus in zugiger Sänfte, eingehüllt in Pelze und dennoch frierend, hinaus in das Regenwetter, den Schnee, auf die unzugänglichen Paßwege der Berge.

Ein Oberst der niederländischen Leibgarde tritt ein, beugt sein Knie und meldet.

„Majestät: Glück im Unglück! Wir erfahren soeben, daß die Landsknechte des Moritz von Sachsen vor der Ehrenberger Klause gemeutert haben. Das Regiment Reiffenberg verweigert den Weitermarsch wegen Soldrückständen. Das gibt uns die Zeit, die wir brauchen, zum Brenner zu entkommen."

Karl nickt nur leise. Er ist innerlich wie erfroren. Denn nun fällt ihm ein, daß ihm erst vor drei Tagen sein eigener Bruder, König Ferdinand, zugeschworen hat, es werde nie zum Verrat kommen. Innsbruck sei völlig sicher. Auch Bruder Ferdinand war also den Verrätern sehr nahe. Und der spanische Feldherr, Herzog von Alba – hat er ihn ohne Grund vor Wochen um eines Urlaubs willen verlassen?

Wohin der Kaiser auch blickt: Verrat, Falschheit, Lüge! Er ist sehr müde, er will nicht mehr regieren. Er möchte nur noch seinen Frieden ...

Am 19. Mai abends gegen 9 Uhr bricht der kaiserliche Hofstaat unter strömendem Regen zum Brennerpaß auf. Fackeln lohen im beginnenden Schneetreiben. Reiter sitzen durchnäßt und frierend in den Sätteln. Der Kaiser hat die Sänfte bestiegen, Kammerdiener Adrien hüllt ihn in Decken und Pelze. Dann schwankt das kleine, von Pferden getragene Kabinett rüttelnd bergauf.

Schatten tauchen aus der Nacht auf und verschwinden. Fackeln brennen, und Hufgeklapper mengt sich mit dem Knarren der Wagenräder. Fünfhundert Reiter der niederländischen Garde schützen den Kaiser. Als der seltsam gespenstische Zug die Höhe des Berges Isel erreicht hat, sieht man weit drüben im oberen Inntal, wo die Ehrenberger Klause sein muß, Feuer lodern. Dort brennen Gehöfte oder Burgen.

Moritz von Sachsens Truppen marschieren gegen Innsbruck.

Karl V. wird mit knapper Not seinen Häschern entrinnen.

1571 | Cervantes kämpft bei Lepanto



Aus dem heimatlichen Spanien war der junge Dichter und Ritter Miguel y Saavedra de Cervantes nach Rom gekommen. Pilger aus aller Welt hatten sich hier versammelt. Paläste ragten wie Gebirge. Zwischen Kirchen und Kastellen standen noch immer die Ruinen jenes stumm gewordenen Rom: die Trümmer der Foren, Theater und Triumphbögen.

Aber welche Menschen lernte Miguel in den Palästen kennen! Man jagte Profit, Geld, Ehren und Einfluß nach, kämpfte um Macht und Ansehen und vergaß völlig die Gefahr der Zeit.

Nicht nur die Spaltung der Reformation ging mitten durch das Abendland, nicht nur Uneinigkeit, das Kampfgeschrei der Konfessionen und der Nationen erfüllte den Umkreis, alles überschattend stieg im Osten die Türkengefahr immer höher.

Schon 1529 — noch zu Zeiten Kaiser Karls V. — waren türkische Massenarmeen donauaufwärts bis Wien vorgedrungen. Jetzt aber hatten die Eroberer gelernt, zur See zu fahren. Sie griffen die Reste der venezianischen und genuesischen Besitzungen im östlichen Mittelmeer an, und ihre Geschwader erschienen bereits in der Adria, an den Küsten Italiens und Südfrankreichs.

Ungeheuerliche Berichte hatte Miguel in diesen Tagen vernommen.

Die Flotte des Sultans hatte das befestigte Zypern, eine alte Kolonie der Venezianer, angegriffen. Als sie die Stadt Nicosia einnahmen, hatten die Türken ein

Schiff mit den schönsten Christenmädchen vollgeladen und sie für den Sklavenmarkt bestimmt. Eine edle Venezianerin aber bewahrte sich und ihre Gefährtinnen vor dem schmählichen Schicksal. Sie entriß einem Posten die Fackel, stürmte in die Pulverkammer des Kriegsschiffes und sprengte es mit Mann und Maus in die Luft.

Vor Famagusta lag der Admiral der Türken, Ali-Kaputan-Pascha, und bestürmte die Seefestung. Da ihm der Venezianer Bragadin heldenhaften Widerstand leistete, war Ali-Pascha sehr wütend. Bei der endlichen Einnahme von Famagusta ließ er den braven Bragadin nach türkischer Sitte schinden: er ließ ihn von Ärzten bei lebendigem Leib aus der Haut schälen. Diese Haut Bragadins wehte nun unter der Admiralsflagge am Hauptmast.

Unter Greueln und Entsetzen näherte sich die Türkengefahr dem Westen.

Der Papst hatte zum „Gebetssturm" aufgerufen. Tag und Nacht lagen die frommen Leute der christlichen Länder auf den Knien und füllten die Kirchen mit ihren dringlichen Gebeten. Auch Miguel weilte viel in den römischen Kirchen, um Gott zu bestürmen.

Manchmal fragte er sich, was das „christliche Abendland" zu seiner Verteidigung tue. Er hatte in Rom einen spanischen Hauptmann namens Diego die Urbino getroffen, der immer die neuesten Nachrichten wußte.

Dieser Hauptmann versicherte ihm, das Abendland sei trotz Reformation und nationaler Selbstsucht immer noch nicht tot.

Der mächtigste der christlichen Könige, Philipp II. von Spanien, hatte das entscheidende Wort gesprochen. Am 20. März 1571 hatte er mit den Vertretern von Venedig, Papst und Genua zu Messina das Abwehrbündnis gegen die Türken unterzeichnet. Die Flotten begännen sich schon zu versammeln. Kriegsvolk aus allen Ländern ströme auf die Galeeren. Der Papst habe einen neuen Kreuzzug verkündet.

Hauptmann Diego war in Messina gewesen, als die hundertvierzig Schlachtschiffe Venedigs unter Generalkapitän Venier in den Hafen einliefen. Kaum hatten sie unter dem Jubel der Bevölkerung festgemacht, als schon die spanischen Geschwader sichtbar wurden, die Admiral Andrea Doria anführte. Die päpstlichen Schiffe kommandierte Fürst Colonna. Eine kleine Abteilung der spanischen Flotte mit dem Führer des Feldzuges an Bord lag im Hafen von Ostia und vor Neapel. Mit diesen Schiffen war Hauptmann Diego de Urbino nach Rom gekommen.

Der Flottenchef war übrigens der Halbbruder des spanischen Königs, Don Juan d'Austria: ein Sohn Kaiser Karls V. und der schönen Regensburgerin Barbara Blomberg.

Als Miguel all dies vernommen hatte, riß ihn sein jugendliches Ungestüm mit. Konnte er abseits stehen, wenn die Blüte des Abendlandes ausrückte, die grausamen Türken zu schlagen? Durfte er sich mit dem Gebetssturm begnügen, der sich vielleicht für alte Weiber schickte — nicht aber für fechtgewandte Ritter?

So bat er seinen spanischen Freund, Hauptmann Diego de Urbino, ihn als einfachen Soldaten anzunehmen. Der schlug gern ein und brachte Miguel nach Ostia zu seinem Schiff, der *Marquesa*.

Die *Marquesa* war eine Rudergaleere venezianischer Bauart. Sie führte aufgebockt zu Füßen des Vorder- und Hinterkastells fünfundzwanzig Kanonen. Das langgestreckte, nur zwei Mannslängen über dem Wasserspiegel liegende Mitteldeck war von gewaltigen Rudern beherrscht. Je zwei Mann saßen an einem Riemen, insgesamt über zweihundertfünfzig Ruderer. Die Kampfbesatzung des Schiffes drängte sich vor allem auf dem erhöhten Vorderkastell: einer viereckigen, nicht überdachten Tribüne mit einer Schanzverkleidung über dem riesigen, eisenbeschlagenen Rammsporn. Dieser zugespitzte Balken vor dem Schiffskiel und gerade über der Wasserlinie diente dazu, dem Feind ein Leck zu schlagen.

Die mit runden, laubenartigen Bögen und Sonnensegeln überdachte „Back" war den Offizieren, Kapitän und Steuermann, sowie dem Steuerhäuschen vorbehalten.

Als die *Marquesa* inmitten des Geschwaders aus dem Hafen zu Ostia auslief, wehte ein steifer Nordostwind, so daß der Kapitän die Ruder hochnehmen und die Segel setzen ließ. Die kunstvoll gerefften Rahen waren beinah so lang wie das ganze Schiff. Wenn sie ihre Segel entrollten, lag ein gelbroter Schatten auf dem Verdeck. Die aufgemalten Bilder San Jagos und San Diegos leuchteten in der Sonne.

Anderntags liefen die Schiffe Messina an.

Der Sommer ging dahin, Seuchen brachen aus, die schwarzen Rümpfe der Galeeren hatten einen dicken Belag von Entenmuscheln angesetzt, das Wasser in den Hafenbecken war faulig und trüb.

Keine Entscheidung, keine Einigung im Kriegsrat.

Dabei wurden die Hilferufe aus dem Osten immer dringlicher. Die türkische Flotte plünderte ungehindert die griechischen Küstenstädte und Inseln. Ja, sie lief vor der Nase der Christenflotte in die Adria ein, brandschatzte Städte in Dalmatien und bedrohte sogar Venedig.

Endlich kehrte Hauptmann Diego zur *Marquesa* zurück, schlug Miguel auf die Schulter und meldete: „Morgen früh geht's los! Don Juan hat das Auslaufen der Flotte befohlen."

Um die zehnte Vormittagsstunde des 7. Oktober erschienen die im weiten Halbkreis aufgefahrenen Geschwader der Christenheit vor der Bucht von Lepanto, am Eingang des Golfes von Korinth. Wie zu einer Landschlacht hatten sich die Geschwader in verschiedene Treffen und Abteilungen geordnet und nahmen nun direkt Kurs auf den Feind.

Ali-Kaputan-Pascha hatte sich aus der Adria in den Golf von Korinth zurückgezogen und versuchte jetzt auszubrechen. In dichter Frontlinie fuhren die Türkenschiffe den christlichen entgegen. Vom Hauptmast des Admiralsschiffes wehte unter dem grünen Banner mit dem Halbmond die Haut Bragadins. Fast gleichzeitig begannen die Schiffe zu feuern. Die Kanonen spien Feuer, Blitz und Rauch. Schwere Eisenkugeln — manche davon glühend gemacht — zischten durch Segel, zersplitterten Mast- und Takelwerk oder schlugen krachend in die hölzernen Rümpfe der Galeeren. Langsam kamen sich die Flotten näher. Der Kampf wurde erbitterter.

Um diese Stunde schüttelten Miguel rasende Fieberschauer. Die Krankheit hatte ihn gleich vielen Kameraden in Messina angefallen. Aber nur der Tod könnte ihn daran hindern, bei dieser Schlacht mitzukämpfen. So stand er mitten unter seinen Kameraden. Das Schanzdeck glühte vor Hitze. Taumelig umkrampfte Miguel den Griff seines Degens.

Miguel richtete den Blick starr auf die näherrauschenden Schatten der Türkenschiffe, auf die roten und gelben Segel, die Masten mit schwarzen Roßschweifen, aus deren Mastkörben Türken und Afrikaner Körbe mit Schlangen, glühendes Blei oder Pfeile warfen. Blitzend, feuerspeiend brausten die Schiffe aufeinander zu. Krachend bohrte sich dort drüben eine Venezianergaleere in die Flanke eines Türken. Unter Geschrei, Tosen, Klirren sprangen die Degenfechter auf das Verdeck des Gegners. Flammen züngelten in den Segeln, Rauch qualmte über der blauen Flut.

Jetzt begann der Kampf auch für die *Marquesa*. Enterbrücken sausten donnernd herab, quirlend stürzte fremdes Volk auf das Deck des Spaniers. Krummsäbel und Pistolenfeuer durchzuckten die Wand schwarzen Qualms. Aus dem mit Schiffstrümmern bedeckten Meer hoben sich ineinander verklammert die Leiber derer, die noch sinkend den Gegner zu vernichten trachteten.

Die spanischen Degenfechter waren nun am Feind. Miguel de Cervantes focht, drang vor, verlor alles Gefühl für Zeit und Raum.

Er sah noch, wie von einem benachbarten Türkenschiff ein Kanonenschuß aufblitzte, er hörte noch das unheilverkündende Sausen des Geschoßes, dann waren Feuer und Lärm um ihn. Er stürzte, und alles wurde dunkel.

Mit zerfetzter Brust und zerschmettertem Arm trugen ihn Kameraden mit vielen anderen Opfern von Deck.

Als er die Augen aus tiefer Bewußtlosigkeit aufschlug, lag er im Hospital der Barmherzigen Brüder zu Messina. Seine erste Frage galt der Schlacht.

„Wie steht es bei Lepanto?“ flüsterte er.

Der Mönch hob die Augen zum Himmel und rief verzückt:

„Sieg! Señor! Ein großer Sieg! Die Türkenflotte ist gänzlich vernichtet, Ali-Kaputan-Pascha gefallen, sein Flaggschiff erbeutet. Das Abendland kann endlich wieder aufatmen, da Gott es wunderbar aus den Händen der Ungläubigen errettet hat.“

Da seufzte Miguel tief. Jetzt schien es ihm nicht mehr so wichtig, daß er fortan als Einarmiger durchs Leben gehen mußte.

1572

Die Bartholomäusnacht oder Pariser Bluthochzeit

Die Augustnacht war mild und warm. Lange hatten die Festlichkeiten in den Sälen und Gärten des Louvre zu Paris gedauert. Obschon die Wächter von den Türmen und an den Toren längst das Zeichen zum Verwahren von Feuer, Licht und Haustüren gegeben hatten, trieb sich noch viel Volk auf den Gassen umher. Doch die zahlreichen Scharwachen und Streifen sahen darüber weg. Schließlich war nicht alle Jahre die Hochzeit einer königlichen Prinzessin mit einem kleinen König. Mochte sich also das Volk länger vergnügen als sonst.

Chevalier Charles de Luc und sein Sohn, der Junker Jean de Luc, beide aus der im fernen Westen liegenden Grafschaft Guyenne, trabten vom Louvre zu ihrer Herberge.

Die Hufe der Pferde klapperten auf dem Kopfsteinpflaster. Manchmal stolperte auch ein Pferd über die ansehnlichen Misthaufen oder über ein Läuferschwein, das sich zur Nachtruhe breit in die Gosse gelegt hatte. Dunkle Gestalten huschten um die Ecken. Nur spärlich war da und dort eine Kienfackel im eisernen Ring zur Beleuchtung angebracht.

„Verdammte Ketzerbande!" rief irgend jemand aus dem Schatten. Und ehe es sich die beiden Herren versahen, klatschte eine Portion Straßenschmutz gegen die Satteldecke eines Pferdes. Der junge Herr Jean wollte sein Pferd herumreißen, aber der Vater fiel ihm in die Zügel.

„Hat keinen Zweck", riet er. „Das Gesindel hält nicht stand. Die sind längst in einem gut katholischen Hauseingang verschwunden!"

„Ehrlich gestanden, Papa", antwortete der Junker, mir wird Paris langsam unheimlich. Diese Feindseligkeiten! Dieser offene Haß gegen uns Hugenotten! Wenn ich diese finsteren Blicke sehe, das dumpfe Gemurmel der Bürger und solche Beschimpfungen höre, dann denke ich, es wäre besser, wenn alles vorüber wäre, und wir den Heimritt angetreten hätten.

„Mach dir keine Sorgen, Jean!" erwiderte der Chevalier. „Das sind nur die Nachwirkungen eines jahrzehntelangen Bürgerkrieges zwischen Katholiken und Hugenotten. Paris ist eine katholische Stadt. Natürlich mögen sie uns nicht und nennen uns Ketzer! Aber diese Hochzeit der Königskinder, deretwegen wir und viele andere Hugenotten nach Paris gekommen sind, wird alles ausgleichen. Die Versöhnung ist da: Margarethe von Valois, die Schwester des Königs, heiratet unseren Heinrich von Navarra-Bourbon: die Katholikin den Hugenotten. Damit werden endlich friedliche Zustände einkehren, wir werden nebeneinander leben können."

„Aha", spottete Junker Jean. „Und weil wir uns so sehr nahe gekommen sind, hat vor zwei Tagen ein katholischer Parteigänger unseren Anführer, Admiral Coligny, hinterrücks niederzuschießen versucht! Ein Glück, daß Coligny nur am Arm verwundet wurde! Ich sage dir, Papa, dieses Paris ist ein Pulverfaß, und ich glaube, die Lunte glimmt bereits, es in die Luft zu jagen!"

„Nur keine Angst, mein Sohn! Morgen ist Sonntag, der 24. August. Der Hof feiert die Messe in Notre Dame und hernach wird man im großen Louvresaal tanzen. Ich hoffe, daß du dir eine fromme Katholikin zum Reigen holst!"
Schweigend trabten die beiden durch die pechschwarzen Gassen.
Um die selbe Stunde zog sich Heinrich von Navarra-Bourbon, der als Herr des Zaunkönigreichs von Navarra auch den Königstitel führt, in sein Gemach zurück. Dort erwartete ihn sein alter Freund und Berater, Graf Sully, dessen Stammschloß an der Loire lag.
Heinrich hatte ähnliche Bedenken wie Junker Jean.
„Sully", sagte er, „es scheint sich eine Verschwörung anzubahnen! Ich glaube nicht an die plötzliche Freundlichkeit der katholischen Partei. Die Herzoge von Guise waren mir heute zu vergnügt! Es machte den Eindruck, als freuten sie sich auf ein Ereignis, das noch bevorsteht. Und der König, dieser halbverrückte Karl IX., hat mich heute zweimal umarmt und gefragt, ob es wahr sei, daß ich ein abscheulicher Hugenott bin! Als ich bejahte, bedauerte er mich tief."
„Seien wir vorsichtig, Sire! Ich vertraue weder den Guisen noch der Charakterstärke des Königs. Der Anschlag auf Admiral Coligny ist ein böses Vorzeichen."
„Was sollen wir tun? Es weilen an die zehntausend Hugenotten in Paris. Aber sie sind weit verstreut in privaten Quartieren."
„Wir vermögen nichts, Sire, als zu warten und auf Gott zu vertrauen."
In den Gassen der Stadt will in dieser Nacht das Leben nicht abebben. Die heimkehrenden Hugenotten halten das für eine Auswirkung der Hochzeitsfeierlichkeiten. Endlich haben Chevalier de Luc und sein Sohn ihr Quartier erreicht. An der Ecke der engen Gasse lodert eine Fackel im eisernen Halter. Dadurch fällt etwas rötlicher Schein in die enge Schlucht der Fachwerkhäuser, die sich so weit gegeneinander neigen, daß sich beinah die Giebel berühren.
Herr Charles schwingt sich aus dem Sattel. Da bemerkt er an dem Türbalken seines Quartierhauses ein weißes Kreuz.
„Was soll das?" fragt er den diensteifrig herbeieilenden Pariser Bäcker, der sein Gastgeber ist. „Feiert ihr Heilig-Drei-König im Sommer?"
„Aber nein, gnädiger Herr!" antwortet dieser. „Solche Kreuze malen wir Pariser dem heiligen Batholomäus zu Ehren, dessen Tag ja in wenigen Stunden anbricht!"
„Seltsam", meint Junker Jean. „Ihr und der Meister Barbier dort drüben scheint die einzigen in dieser Gasse zu sein, die den heiligen Bartholomäus feiern. Nirgendwo sonst sehe ich Kreidekreuze."
Der Bäcker brummt nur undeutlich. Plötzlich fällt Junker Jean siedendheiß ein, daß nur beim Bäcker und beim Barbier Hugenotten einquartiert sind. Alle anderen Häuser der Gasse werden von frommen Katholiken bewohnt.
Sollen die Kreuze vielleicht Zeichen dafür sein, wo man die „Ketzer" zu finden hat? Trotz dieser Bedenken lassen sich Vater und Sohn von der Müdigkeit überwältigen und legen sich bald schlafen. Sie sinken in traumlosen Schlummer.
Es mag etwa Mitternacht sein, als sie durch das dumpfe Dröhnen der Kirchenglocken aus dem Schlaf gerissen werden. Erschreckt fahren Vater und Sohn aus den Kissen hoch.

Auf den Straßen lärmen Schritte, man vernimmt Waffengeklirr und die Rufe vieler Männer. Immer gellender und dringender ertönen die Glocken in der Augustnacht.
Mit fliegenden Händen kleiden sich Chevalier de Luc und Junker Jean an. Sie machen kein Licht und ziehen die Degen aus den Scheiden.
Von der Gasse hört man eine schrille Weiberstimme: „Tod den Ketzern."
Die Türe zu ihrer Kammer wird aufgerissen. Totenbleich steht der Bäcker vor ihnen, dahinter die Bäckerin und die beiden Töchter.
„Ach, Gute Herren!" flüstert der Pariser. „Wir wollen Sie gern im Keller verstecken und den Mördern sagen, Ihr seid schon aus dem Haus gelaufen. Denn hört: heute nacht sollen alle Hugenotten, die in Paris sind, eines schauerlichen Todes sterben. Ihr könnt nicht entrinnen."
„Nichts da!" ruft Chevalier de Luc. „Wir stehen, wo unsere Freunde und Glaubensgenossen stehen. Keiner wird sich feige verbergen."
Damit stürzt er, gefolgt von seinem totenblassen Sohn, mit blankem Degen die Treppe hinab und hinaus auf die Gasse.
Überall kommen Trupps von Pariser Bürgern mit Windlichtern, lothringischschen Garden der Guisen und Soldaten des Königs aus den Straßen. Sie tragen als Kennzeichen weiße Rosen oder Schleifen an Hüten und Ärmeln. Wo ein Haus mit Kreide gekennzeichnet ist, dringen sie ein, reißen die Hugenotten aus den Betten und bringen sie gnadenlos um.
Andere, die gleich den Herrn de Luc bewaffnet auf die Gasse stürmen, sehen sich Dutzenden von Schwertern und Pistolen gegenüber und werden rasch erledigt. Blut rinnt in die Gosse, Leichen liegen ausgeplündert auf den Straßen. Aus den Fenstern wirft der Pöbel die Gemordeten herab.
Näher am Louvreschloß gibt es leidenschaftlichere Gefechte. Von einem Balkon des Schlosses aus feuert der halb wahnsinnige König Karl in die Menge. Viele Hugenotten haben sich zum Louvre, in den Schutz des gastgebenden Königshauses, geflüchtet. Aber sie sehen nur den verrückten König, wie ihm seine Büchsenspanner geladene Gewehre zureichen und wie er Schuß um Schuß gegen die Hugenotten — seine Gäste von gestern — abgibt.
Das Gemetzel dehnt sich rasch über die große Stadt aus. Man ruft sich erfreut zu, daß der alte Admiral Coligny bereits ermordet sei und die Verschwörer alle Führer der Hugenotten getötet hätten.
Im Louvre selbst laufen die Herzoge von Guise, die Führer der katholischen Partei, mit ihren Bewaffneten zu den Zimmern des höchsten aller Hugenotten: zu König Heinrich von Navarra-Bourbon.
In seiner Not verbirgt sich Heinrich unter dem Bett seiner Gattin Margarethe. Graf von Sully springt in den Kleiderschrank der königlichen Braut.
Erst als die Königinmutter, Katharina von Medici, erscheint und die wüsten Eindringlinge aus den königlichen Gemächern weist, ist die Gefahr für den jungvermählten König vorüber.
In dieser Nacht zum St. Bartholomäustag wurden im ganzen Lande an die zwanzigtausend Hugenotten ermordet. Ein neuer, schrecklicher Bürgerkrieg überzog das zerrissene Frankreich. Erst siebzehn Jahre später, nachdem alle Schuldigen

an der „Pariser Bluthochzeit" selber ermordet oder gestorben waren, konnte Heinrich als der Vierte seines Namens den Thron von Frankreich besteigen.
Noch immer war er Hugenott. Sein Heer belagerte das katholische Paris. Da sagte Heinrich IV. zu Sully, der sein Erster Minister geworden war: „Paris ist eine Messe wert!"
Er wurde Katholik und beendete damit die Leidenszeit seines Volkes.

1618 | Der Prager Fenstersturz



In der Mitte des 17. Jahrhunderts schrieb Blaise Pascal in seinen *Gedanken:*
„Die Narrheit der Menschen ist unsterblich! Sie finden immer einen triftigen Grund, sich umzubringen. Im alten Rom gab es die Zirkus-Partei, und die Menschen erschlugen sich, weil ein Pferd der ‚blauen' anstatt der ‚grünen' Partei gewann. In unserer Zeit" (so sagte Pascal 1645) „gibt es die religiösen Parteien. Die Leute sind sich nicht einig, in welcher Form sie die Kommunion nehmen sollen. Und was tun sie? Sie erschlagen sich massenweise.
Vielleicht wird eine Zeit kommen, in der sich die Menschen in politische Parteien zerstreiten und einander wegen verschiedener politischer oder wirtschaftlicher Meinungen die Köpfe einschlagen."
Zu Anfang des 17. Jahrhunderts waren die Zustände im Abendland tatsächlich recht übel geworden. Die Reformation und die katholische Gegenreformation bekämpften sich leidenschaftlich. Überall war man sich wegen Glaubenssachen uneins geworden. Besonders in Deutschland, das in zahlreiche Fürstentümer und Herrschaften zerrissen war, standen sich die protestantische *Union* und die katholische *Liga* wie zwei Kriegslager gegenüber. Auch das Königreich Böhmen glich einem Pulverfaß.
Hier kam noch hinzu, daß die Mehrzahl der Bevölkerung tschechisch war, während die Deutschen regierten. Böhmen war Besitz der Kaiser geworden und wurde von Wien aus verwaltet.

Schon aus Wut gegen die Deutschen und den katholischen Kaiser neigten die meisten Böhmen zum protestantischen Glauben. Doch aus der Wiener Hofburg kamen strenge Anordnungen.
Den Prager Studenten und Bürgern befahl man, sich an der Fronleichnamsprozession zu beteiligen. Gleichzeitig untersagte man kleinen böhmischen Städten den Bau von protestantischen Kirchen. Der Zorn der Tschechen kannte keine Grenzen.
„Wenzel", sagte die Frau Ratsschreiber Fabritius zu ihrem Mann, einem zwirnsdünnen Männchen, „wenn du klug sein möchtest, melde dich heute krank. Es ist dicke Luft, und sicherlich gibt es noch vor dem Aveläuten ein Unwetter."
Nun hätte Herr Wenzel Fabritius gar keinen weiten Weg zur Prager Burg gehabt. Er wohnte im Goldmachergäßchen, einer windschiefen und engbrüstigen Häuserzeile am Prager Burggraben, dicht unter der Höhe des Berges. Es war ein Katzensprung hinüber zum wuchtigen Hradschin mit dem mächtigen Karlsdom. Wenn also ein Unwetter komme, meinte der Ratsschreiber, so sei er bald im Trockenen.
„Du bist ein Dummkopf, Fabritius!" erwiderte die Frau. „Ich meine ein anderes Ungewitter, keines mit Regen und Hagel, obwohl es auch bei diesem anderen Wetter auf deinen törichten Kopf hageln kann."
Dann fuhr sie listig lächelnd fort: „Hast du nicht gehört, daß der ganze böhmische Hochadel in der Stadt unten versammelt ist? Daß sich der wilde Graf Thurn und der hitzige Kinsky im Haus des protestantischen Lobkowitz getroffen haben? Was nun, wenn diese Herren zur Burg heraufkommen, um mit euch kaiserlichen Beamten hart zu reden?"
Aber der Schreiber Fabritius hatte zu viel Pflichtgefühl, um den Rat seiner Frau zu befolgen. Entschlossen marschiert er an jenem sonnigen Märztag zur Burg hinüber, wo die kaiserlichen Räte Martinitz und Slavata schon auf ihn warteten. Nur der hochgestellte Herr Statthalter Popel von Lobkowitz — der katholische Lobkowitz — war nirgendwo zu bemerken. Sollte der klüger gewesen sein?
Unterdessen geht es im Stadthaus des Wilhelm von Lobkowitz in der Stadt unten sehr laut zu.
Ein ganzer Schwarm aufgebrachter Grafen, Barone und böhmischer Gutsbesitzer ist dort eingefallen. In langen Reihen stehen die gesattelten und reich geschirrten Rosse an die Stangen gebunden. Aus dem Palast schallen Flüche und Beschwörungen. Man hört die grollende Stimme des Grafen Thurn und das Gezeter des Baron Smirnitzky. Schon sammeln sich Fußgänger neugierig vor dem Stadthaus.
„Die großen Herren sind bös auf den Kaiser", flüstert der Bäcker Prohaska dem Schuster Swoboda auf tschechisch zu. „Grad recht geschähe es den Räten oben im Hradschin, wenn ihnen unsere Adeligen das Fell gerben."
„Ich wär gleich dabei", gibt der Schuster zurück, „alle Deutschen und Katholiken aus Prag hinauszufegen!"
„Ja, wenn nur die Soldaten des Kaisers nicht wären!" seufzte der hinzukommende Tuchhändler Woparschil.
Da stürzen Graf Thurn, Graf Colonna von Fels, Graf Kinsky und Baron Smirnitzky, gefolgt von einem Dutzend anderer Herren mit hochroten Köpfen, aus

dem Palais Lobkowitz. Sie werfen sich zornig durcheinanderschreiend auf die Rücken der Pferde. Die Knechte hatten kaum Zeit, die Zügel von den Stangen zu lösen. Eine wilde Jagd donnert die Gasse hinab und zur Karlsbrücke hinüber.
Überall fliegen die Fenster auf, die Leute auf den Straßen bleiben stehen und sehen den galoppierenden Herren nach. Erst am ansteigenden Burgberg werden die Herren langsamer und reiten im Schritt.
Kaum aber haben sie die gewundene Bergstraße hinter sich und den Burgbezirk erreicht, als sie abermals ihren Pferden die Sporen geben und wie ein Ungewitter in den Hof der Burg brausen.
Wachtposten rennen zuhauf, Pferdeknechte haschen nach den Zügeln.
Wer wagt es schon, so vornehme Herren wie den Grafen Thurn und den Grafen Kinsky aufzuhalten? Ehe man es sich versieht, sind die Böhmen im Schloß und poltern die Treppen hinauf.
Die Vertreter des Kaisers sind um diese Stunde bereits in einem Saal versammelt. Sowie man den Lärm im Treppenhaus hört und die eilenden Schritte, das Geklirr der Degengehänge und der Sporen näherkommen, entschuldigen sich einige Herren mit dringenden Geschäften. Auch der kleine, bleiche Schreiberling Fabritius murmelt, er müsse frischen Streusand holen.
Doch hält ihn Rat Slavata im letzten Augenblick am Ärmel fest.
Die Türen des Beratungszimmers fliegen krachend auf. Herein stürmen die böhmischen Grafen. Ihre Gesichter sind vom reichlichen Morgentrunk gerötet — vielleicht auch vom Zorn.
Jedenfalls faßt Graf Thurn sogleich den kaiserlichen Rat Martinitz am weiten Gelehrtentalar und schüttelt ihn.
„Jetzt sagt, verdammter Federfuchser! Wer hat diese kaiserlichen Schandbefehle abgefaßt? Ihr vielleicht?"
Martinitz wird totenbleich. Er stammelt etwas von des Kaisers Gerechtigkeit und seiner Macht, will aber offenbar rasch ins Nebenzimmer entweichen. Andere Böhmen haben den erschreckten Rat Slavata umringt, schütteln und zausen ihn. Sie überfallen ihn mit vielen Fragen, auf die er keine Antwort weiß.
Herr Slavata tut das Verkehrte. Er wendet sich zur Flucht und will die Ausgangstüre erreichen. Da ergreifen ihn starke Fäuste. Ehe er es sich versieht, wird er emporgehoben. Einige andere Rebellen reißen die Fenster auf und im nächsten Augenblick fliegt der kaiserliche Rat Slavata durchs offene Fenster der Prager Burg.
Kaum ist das geschehen, folgt Rat Martinitz nach. Der stößt einen entsetzlichen Schrei aus und flattert mit seinem schwarzen Mantelkleid wie eine Fledermaus aus dem Fenster.
Der Schreiber Fabritius hat sich schlotternd in eine Ecke gedrückt. Er sieht schaudernd den blauen Himmel und die entsetzliche Tiefe unter den Fenstern, sieht die hochgeschätzten Räte hinausfliegen und wird nun selber von adeligen Fäusten aufgegriffen, emporgehoben und zum Fenster geschleppt.
Der Abgrund starrt schrecklich herauf. Aber es helfen weder Bitten noch Flehen, weder Schreie noch Tränen: auch Wenzel Fabritius muß den bösen Weg antreten.

Schüsse fallen: die wütenden Herren feuern sogar mit Pistolen hinterher.
Und doch ist der Ausgang der Gewalttat nur halb so schlimm. Obschon die drei Herren aus einer Höhe von vierzig Ellen herabstürzen, fängt sie zum Glück ein Misthaufen weich auf und sie flüchten unverletzt in das Haus des Popel von Lobkowitz. Der Statthalter schickt noch in dieser Stunde einen Eilkurier mit einem genauen Bericht an den Kaiser nach Wien.
Jetzt kommt auch den böhmischen Herren ins Bewußtsein, was sie getan haben. Sie kratzen sich die Köpfe.
„Was tun? Der Kaiser wird böse sein. Ein Strafgericht steht zu erwarten."
Weil aber das böhmische Volk voller Jubel über die Tat auf die Seite der Herren tritt, kommt ihnen eine andere Idee. Sie schicken Botschaft an den protestantischen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, der zugleich das Oberhaupt der protestantischen *Union* ist.
„Wie wäre es, Herr Friedrich? Willst du nicht König von Böhmen sein?"
Ist der Protestant aber erst König von Böhmen, so muß er das Land auch gegen den Kaiser verteidigen.
Der Kaiser, der eben ein wenig knapp bei Kasse ist und nur wenig Truppen besitzt, wendet sich an Herzog Max I. von Bayern. Der hat Geld und Soldaten und ist außerdem das Haupt der katholischen *Liga*. Die Bayern treten auf die Seite des Kaisers.
Da gibt es nur noch eine Lösung: Krieg.
Und der Krieg, den Narrheit und Leichtsinn entfesseln, dauert dreißig schreckliche Jahre . . .

1632 | Die Schweden in München

Dreizehn Jahre lang war der Krieg recht gut für die katholische Sache gelaufen. Das bayrische Heer unter seinem Feldherrn Tilly hatte die Truppen der Aufrührer laufen gelehrt und war weit nach Norddeutschland und zum Rhein hinüber marschiert.
Dann war überraschend der protestantische König Gustav Adolf mit einer Armee gelandet und hatte sich in den Krieg eingemischt. Zum erstenmal wurde der alte Tilly bei Breitenfeld furchtbar geschlagen. Mit Mühe retteten ihn seine Reiter aus dem Zusammenbruch des katholischen Heeres.
Ein halbes Jahr später verteidigte Tilly mit einem neuen bayrischen Heer die Tore des eigenen Landes an Lech und Donau. Aber Gustav Adolf wagte am 15. April 1632 überraschend den Flußübergang, und Tilly wurde bei einem Gegenangriff tödlich verwundet.
Mit abgerissenem Bein, sterbend schon, brachten treue Bayern den „Muttergottes-General" in die Festung Ingolstadt. Vergeblich bestürmten die Schweden diese Stadt. Sie gaben schließlich die Belagerung auf und wandten sich gegen das schutzlose München.

Der bayrische Kurfürst Maximilian und sein Hof sind geflohen. Der Rat der Stadt muß in den saueren Apfel beißen und dem Sieger untertänig entgegenfahren.
Als sich die Herren am Morgen des 15. Mai Freising nähern, sehen sie schon von weitem die langen Staubfahnen über den Straßen wehen. Finnische Reiter bringen die Münchner Ratsabordnung zum König in das Gasthaus zum Hirschen.
Gustav Adolf ist ein mittelgroßer Herr mit vollem, rotwangigem Gesicht, schütteren blonden Locken und blondem Spitzbart. Er trägt ein schlichtes blaues Wams mit Lederkoller, darüber eine goldfarbene Schärpe. In seiner Begleitung befinden sich der grimmige Herzog Bernhard von Weimar und der Todfeind der Bayern: der Pfalzgraf, ehemaliger Kurfürst und „Winterkönig" von Böhmen, Herr Friedrich.
Doch der Schwedenkönig empfängt die Münchner Räte nicht. Mit demütig gezogenen Hüten müssen sie neben der Kutsche der hohen Herren herlaufen und darauf warten, bis man sie anspricht.
Nach vielen Stunden des Marsches inmitten der Staubwolken sehen die völlig erschöpften Münchner Ratsherren hinter den Isarauen die Türme ihrer Stadt emporsteigen. Die Tore und Mauern stehen, deutlich vom Föhn gezeichnet, vor der Alpenkette im Süden.
„Ah", sagt Gustav Adolf, „dieses München scheint der goldene Sattel zu sein, der auf der elenden Schindmähre Bayern liegt! Also, steigen wir in den Sattel".
In der Gegend von Garching wird am Abend des 15. Mai Lager aufgeschlagen.
Am Morgen des 16. Mai 1632 schrecken die Münchner aus unruhigem Schlaf, als der Wächter auf dem Petersturm Alarm bläst. Die ganze Nacht über hat der Turmwastl die Feuer der Schweden auf den Isarhöhen und in der Fröttmaninger Heide beobachtet. Jetzt nähern sich bewaffnete Reiter von dem Dorfe Schwabing her.
Die schwedischen Reiter werden von der Torwache eingelassen und traben durch menschenleere Gassen zum Rathaus. Sie bringen die Übergabebedingungen. Gustav Adolf hat Milde walten lassen und von einer Niederbrennung Münchens abgesehen. Aber dafür soll die Stadt die schier unerschwingliche Summe von dreihunderttausend Reichstalern bezahlen.
Wenn man bedenkt, daß München um diese Zeit nur 24 000 Einwohner hat und daß die gesamten Steuereinnahmen von Schweden im Jahr zweihunderttausend Taler betragen, erkennt man, welch wahnwitzige Forderung diese Summe darstellt. Aber wenigstens wird die Stadt nicht zerstört.
Am nächsten Tag soll um 10 Uhr morgens der Einmarsch der Feinde beginnen. Drei Regimenter zu Fuß und zwei zu Pferd werden in die Stadt kommen. Nur 24 Stunden bleiben zur Vorbereitung. Ein ameisenhaftes Gewühl hebt an. Schwedische Polizeisoldaten kommen an die Isarlände, wo die Tölzer Flößer ihre Holzstapel aufgeschichtet haben. Mit allem verfügbarem Fuhrwerk müssen die Münchner das Holz in die Stadt bringen und große Scheiterhaufen auf dem Rathausplatz, vor den Franziskanern und vor der Residenz aufschichten. Andere fahren hochgebuckelte Fuder Stroh und Heu an. Aus dem Zeughaus werden Pulver, Teer und Werg gebracht und faßweise neben die Holzstöße gerollt.

Dann beziehen grimmig aussehende Schweden Posten. Sie tragen brennende Lunten in Händen und haben Befehl, beim geringsten Anzeichen von Aufruhr Holz, Stroh, Heu und Teer sofort anzuzünden, damit die Stadt niederbrenne.
Wieder folgt eine angstvolle Nacht. Dann steigt der 17. Mai als strahlender Sonnentag herauf. Die Glocken beginnen zu läuten. Der Einzug der Schweden in München beginnt.
Draußen vor den verrammelten Fensterläden rollt Trommelwirbel. Das Trappeln der Rosse kommt näher. Vereinzelt hört man Hornsignale und Kommandorufe in fremder Sprache. In der Küche des Gasthauses Frothamer am Schrannenplatz wird es still. Aber ein vorwitziges Biermädel schiebt doch neugierig den Vorhang von den Butzenscheiben und lugt hinaus. Bald drängen sich auch an anderen Fenstern vor allem Frauen und Mädchen, um die Schweden zu sehen.
Vierspännig rollen die kleinen Lederkanonen vorbei, Fahnen wehen im Wind. Rosse trappeln, und in hübschen blauen Uniformen, mit blitzendem Brustpanzer und Federn auf den spitzen Stahlhelmen sitzen die Reiter in den Sätteln. Fußvolk mit langen Lanzen und schweren Musketen folgt nach. Die Pluderhosen sind bunt unterlegt, die Wämser gebauscht, die Barette voller wehender Federn.
„Pfundskerl san s'", sagt das Biermädel. „Lauter schöne Kerl."
„So was sagt ma net vom Feind", rügt der Frothamer-Wirt. Und scho glei net, wenn s' dreihunderttausend Taler von uns wolln!
Ui!" rufen die Mädchen. „Da kommt da Kini! Der da auf dem Schimmel mit dem blauen Seidengwand."
Die Schweden ziehen vom Isartor her durchs Tal zur Schranne vor dem Rathaus, dann über die Weinstraße und durch die Obere Schwabinger Gasse zur kurfürstlichen Residenz, wo der Schwedenkönig und der Pfalzgraf Quartier nehmen. Trompeter sprengen in Begleitung der Ratsboten durch die Gassen und rufen aus, daß jedermann sofort alle Waffen abzuliefern habe. Nachdem die Schweden die Tore besetzt haben, darf niemand mehr ohne Paßzettel hinaus oder herein.
Zögernd kommen die Münchner Bürger aus ihren Häusern und werfen Piken, Steinschloßgewehre und Säbel zuhauf. Der Goldschmied Ferdinand Czaky vollbringt ein besonderes Heldenstück, indem er noch rasch die Fahne der Bürgerwehr aus dem Zeughaus holt und an seinem Leib verbirgt.
In der Neuhauser Gasse, wo die reichsten Kaufmannshallen sind, haben einige finnische Reiter zu plündern begonnen. Doch die schwedischen Polizeisoldaten sind dazwischengekommen und haben einige der Gewalttäter festgenommen und abgeführt. Am Mittag zimmern sie auf dem Schrannenplatz gleich hinter dem Schandesel einen Galgen.
„Siehgst as", grollt der Metzger Harrer, der mit dem Czaky und dem Pfisterbäck unter den „finsteren Bögen" hervorspäht, „jetzt fanga s' o mit de Hinrichtunga! Da wern d' Leit aufghängt."
Schaug do gescheit hi!" antwortet der Bäck. „Dös san ja die schwedischa Soldatn, de wo s' aufhänga. De sölln, wo plündert ham!"

Nach zwei Tagen ist das Leben und Treiben in München beinah wieder friedlich. Die Soldaten verhökern auf dem Schrannenplatz und am Kornmarkt ihre reiche Kriegsbeute, die sie in Franken und Oberbayern gemacht haben. Da drängen sich nun die Münchner und feilschen um Vieh, Leinwand, Geschirr, silberne und goldene Kelche, Pelze und Bettzeug. Die Münchner Biersieder führen das braune Märzenbier fuderweise auf den Schwabinger und Neuhauser Anger hinaus, wo die Masse der schwedischen Truppen lagert.
In der Neuhauser Gasse promenieren die Frauenzimmer aus den Badhäusern und den Vorstadtschänken Arm in Arm mit den riesigen Schweden, den langen Finnen und den krummbeinigen litauischen Reitern. Die Mädchen verständigen sich mit Gebärden und die Schweden in gebrochenem Deutsch.
Aber nicht alles ist Friede und Versöhnung. Draußen im offenen Land soll es schrecklich zugehen. Schwedische Streifkommandos haben Schloß Schleißheim ausgeplündert, es seiner Gemälde und Kostbarkeiten beraubt und beinahe in eine Ruine verwandelt. Die Begleiter des Schwedenkönigs, vor allem Bernhard von Weimar, der schwedische Hofmarschall von Crailsheim und der Winterkönig Friedrich von der Pfalz lassen in der Residenz und sogar aus den Kirchen die besten Stücke fortschaffen. Inzwischen gehen die Ratsherren bettelnd von Tür zu Tür und flehen die wohlhabenden Bürger an, ihre vergrabenen Geldtöpfe und Truhen hervorzuzaubern, damit die Stadt wenigstens einen Teil der geforderten dreihunderttausend Reichstaler aufbringen kann.
Und schließlich kommen auf solche Weise 104 340 Taler in bar und 40 568 Taler in Edelmetall zusammen.

Um 1635 | # Vom wilden Treiben der Marodebrüder



Der Junge war bei einfachen Bauersleuten im Spessart inmitten der Wälder aufgewachsen. Aber der große Krieg griff auch nach ihm. Eines Tages tauchten plündernde und raubende Soldaten auf und brannten alles nieder. Er entfloh in eine schreckliche Welt.

Weil er am Anfang so wenig vom Treiben der Kriegsvölker und der Banditen weiß, nennen sie den Buben „Simplizius Simplizissimus". Doch bald wird ein Soldatenbub aus ihm und aus dem Soldatenbub selber ein Soldat. Er erlebt ungezählte Abenteuer, entläuft am Ende der Fahne und schlägt sich zu den „Marodebrüdern": ehemalige Soldaten, die entweder krank, verwundet herabgekommen oder versprengt sind und nun auf eigene Faust rauben, plündern und brennen.

Eines Tages streift Simplizius durch den Schwarzwald und trifft einen alten Bekannten aus der Soldatenzeit, Oliver, der unterdessen Räuber geworden ist. Mit diesem Scheusal tut er sich zu gemeinsamem Nutzen zusammen. Sie sind eben in einem zerstörten und verlassenen Dorf in der Rheinebene, als sie von der Turmhöhe aus eine Kutsche die Straße entlangkommen sehen.

Und nun berichtet Christoffel von Grimmelshausen weiter über seinen Simplizius:

Wir stiegen vom Kirchturm und setzten uns in ein Haus an der Straße, das sehr bequem zum Angriff war. Mein Feuerrohr mußte ich auf Vorrat geladen halten. Oliver aber legte mit dem seinen gleich auf einen Reiter und sein Pferd an und schoß sie nieder, ehe sie uns entdeckt hatten. Darauf nahm der andere Reiter Reißaus.

Während ich mit dem gespannten Pistol den Kutscher zu halten und abzusteigen zwang, sprang Oliver auf ihn los und spaltete mit seinem Schwert den Kopf

bis auf die Zähne. Er wollte auch sogleich die Frauenzimmer und die Kinder abschlachten, die in der Kutsche saßen und die bereits mehr wie Leichen als wie Lebende aussahen. Aber das wollte ich ihm keineswegs gestatten, sondern sagte, dann müsse er zuerst mich umbringen.

„Ach", sagte er, „Du närrischer Simplizissimus! Ich habe nie gedacht, daß du dich so närrisch anstellen würdest!"

Schließlich sperrten wir die Gesellschaft in einen verlassenen Keller, daß sie uns nicht zu schnell verraten könnten. Dort hatten sie nichts als Obst und weiße Rüben zu beißen, bis etwa jemand käme und sie erlöste. Danach plünderten wir die Kutsche und ritten mit sieben schönen Pferden in den Wald, wo er am dicksten war.

Als wir sie angebunden hatten und ich mich umschaute, sah ich unweit von uns einen Kerl stockstill an einem Baum stehen und ich gab Oliver ein Zeichen, sich vorzusehen. Aber er antwortete: „Ha, du Narr! Das ist ein Jude, den hab' ich dort angebunden! Aber der Kerl ist längst erfroren und verreckt."

Damit ging er zu ihm hin, klopfte ihm mit der Hand unter das Kinn und sagte: „Na, du Hund! Hast mir viele schöne Dukaten gebracht!"

Und als er ihm so das Kinn bewegte, rollten ihm etliche Dublonen zum Maule heraus, die der arme Schelm bis in seinen Tod gerettet hatte. Oliver griff ihm ins Maul hinein und brachte zwölf Dublonen und einen kostbaren Ring hervor.

„Diese Beute habe ich dir zu danken, Simplizissimus!" sagte er und schenkte mir den Ring, steckte das Geld zu sich und ging, um einen Bauern zu holen. Mir aber befahl er bei den Pferden zu bleiben.

„Paß auch gut auf, daß dich der tote Jude nicht beißt!"

Als er fort war, überlegte ich, wie ich aus diesem gefährlichen Zustande entkommen könnte. Wenn ich mich auf ein Pferd setzte und durchginge, könnte Oliver mich dabei erwischen und niederschießen. Ich argwohnte sowieso, daß er nur meine Zuverlässigkeit erproben wollte und irgendwo im Walde stehe und aufpasse. Liefe ich aber zu Fuß weg, so würden mich sicherlich die Bauern im Schwarzwalde fangen, die damals den Soldaten gerne auf die Haube klopften. Nähme ich aber alle Pferde mit, damit mich Oliver nicht einholen könne, und fingen mich die Weimarschen, so würde ich als überführter Mörder und Bandit aufs Rad gelegt werden. Kurz, ich konnte kein sicheres Mittel zur Flucht ersinnen, zumal ich in dem wilden Urwalde weder Weg noch Steg wußte.

Als ich mich so marterte und doch zu nichts entschließen konnte, kam Oliver mit einem Bauern zurück und führte uns mit den Pferden zu einem Hof, wo wir sie fütterten und umschichtig ein paar Stunden schliefen. Nach Mitternacht ritten wir weiter und kamen gegen Mittag an die Schweizer Grenze, wo Oliver gut bekannt war und uns stattlich im Gasthaus auftragen ließ.

Hier verkauft Oliver nun Pferde und Beute an einen Händler. Die Goldstücke, die er dafür bekommt, bilden dicke Wülste in den Beuteln. Darauf rät ihm Simplizissimus, es wäre doch besser, das Geld in die Kleider einzunähen. Sie gehen beide ein Stück in den Wald und nähen Goldstück für Goldstück in ihre bunten Lumpen ein, so daß sie wie gepanzert vom Golde sind. Grimmelshausen berichtet weiter:

Als ich mich wunderte, daß Oliver keinerlei Silbergeld genommen habe, bekam ich zur Antwort: „Ich habe mehr als tausend Taler in einem hohlen Baume liegen . . . aber ich mache mir nichts aus silbernem Schafsmist!"
Wie nun das Geld eingepackt war, gingen wir zurück in den Gasthof.
Aber als es eine Stunde Tag war, kamen — als wir es am wenigsten dachten — sechs Musketiere samt einem Unteroffizier mit schußfertigem Gewehr ins Haus, stießen unsere Stubentür auf und riefen: „Gebt euch gefangen!"
Oliver — er hatte wie ich jederzeit eine gespannte Muskete neben sich liegen, sein scharfes Schwert an der Seite und saß gerade hinter dem Tisch, während ich hinter der Tür am Ofen stand — antwortete ihnen mit ein paar Kugeln, durch die er sofort zwei niederstreckte. Ich aber erlegte den dritten und verwundete den vierten. Darauf wischte Oliver mit seinem notfesten Schwert, das Haare scheren konnte, vom Leder und hieb den fünften von der Achsel bis zum Bauch hinab, daß ihm die Eingeweide heraus und er selbst darniederfiel. Indessen schlug ich den sechsten mit dem Gewehrkolben auf den Kopf, daß er alle viere von sich streckte.
Einen ähnlichen Streich bekam aber Oliver von dem siebten, und zwar mit solcher Gewalt, daß ihm das Hirn herausspritzte. Aber ich traf den, der das getan hatte, wiederum dermaßen, daß er sogleich seinen Kameraden im Totenreigen Gesellschaft leisten mußte. Als der Verwundete, den ich mit meinem Schuß getroffen hatte, gewahr wurde, was für Püffe es hier gab, und sah, daß ich ihm mit dem umgekehrten Gewehr ans Leder wollte, warf er sein Rohr weg und fing an zu laufen, als jage ihn der Teufel persönlich.
Das ganze Gefecht hatte nicht länger als ein Vaterunser gedauert.
In dieser kurzen Zeit bissen sieben tapfere Soldaten ins Gras.
Als ich somit Meister auf dem Platz geblieben war, beschaute ich den Oliver, ob vielleicht noch lebendiger Atem in ihm sei. Da ich ihn aber ganz entseelt fand, dünkte es mich ungereimt, einem toten Körper soviel Geld zu lassen, das er doch nicht mehr brauchte.
Deshalb zog ich ihm das goldene Fell ab. Das hängte ich mir um den Hals, nahm Olivers gutes Schwert und eine heile Muskete. Dann machte ich mich meines Weges fort und war wieder allein wie zuvor.

Um 1660

Ein Deutscher à-la-mode-Narr kehrt heim



Es geschah etwa ein Dutzend Jahre nach dem Ende des großen Kriegs, daß der Kanzleirat und Dichter Johann Michael Moscherosch die Straße den Pfälzerwald entlangfuhr und in einem kleinen Ort nächtigte. Das Land blutete noch überall aus den Wunden, die ihm die dreißig Jahre Mord und Verwüstung geschlagen hatten.

Viele Weinberge und Felder waren mit Gestrüpp bewachsen. Noch niemand hatte sich gefunden, sie wieder zu bebauen. Da und dort fuhr die Kutsche an wüsten Brandstätten vorbei, in denen kein Mensch mehr wohnte. Nur die alten Ortsnamen erinnerten daran, daß dort einmal zahlreiche Dörfler gehaust hatten. Auch der kleine Platz, an dem die neuaufgebaute Herberge lag, war eine Ansammlung von Brandruinen, verfallenen Gehöften und einigen neu errichteten Fachwerkhäusern. Die ärmliche Kirche hatte noch keinen Turm. Die Glocken hingen in einem offenen Balkengerüst.

Die Straßen waren zwar etwas sicherer geworden als während der Kriegsläufte, aber es erschien dem Herrn Rat doch besser, bei einbrechender Nacht Quartier in der Herberge zu nehmen.

Der Wirt, ein Mann mit dem seltsamen Namen Juan Feistle, war ein bunter Vogel: sichtlich ein ehemaliger Soldat, worauf sein Holzbein hinwies. Doch auch sonst hätte man ihn für einen einstigen „Landstörzer" gehalten. Er trug ein spanisches Wams, das zu seinem spanischen Vornamen paßte, eine französische Pluderhose, dazu den breiten flandrischen Leinenkragen und einen schwedischen Stulpstiefel an dem heilen Bein. Rat Moscherosch dachte gleich an jene zeitgenössische Schrift über die Soldatenvölker, in der geschrieben stand, daß von allen die Deutschen am affigsten seien, weil sie jede fremde Sitte, jede ausländische Modetorheit und alles fremdartige Wesen so begeistert nachahmten.

Der Wirt Juan Feistle war vordem mit den Truppen des Spaniers Spinola marschiert, und schon spielte er den weltbereisten Beinahe-Spanier. Dazu nahm er von allem ein wenig dazu, was er während des Krieges gesehen und gehört hatte.
Seine Sprache war ein tolles Gemisch von Landsknechtsausdrücken und Flüchen: Deutsch war nur die Grundlage, sonst gebrauchte Herr Feistle französische, spanische, italienische und sogar schwedische Worte. Aber darin glich er vielen seiner Landsleute.
Der Rat saß in der winzigen und schlichten Wirtsstube mit dem Ortspfarrer beisammen, und beide beklagten die Zustände im Reich.
„Als unsere Soldaten siegten", sagte der Rat, „da gab es keine, die übermütiger gewesen wären: rechte Prahlhänse und Aufschneider, daß man hätte meinen können, die Deutschen zerrissen die Welt in Fetzen. Aber jetzt, da das arme deutsche Reich Krieg und Sieg verloren hat, wo die Schweden im Norden, die Polen im Osten und die Franzosen im Westen den Preis davongetragen haben, jetzt will keiner mehr ein Deutscher heißen. Jetzt spielen sie sich wie die Affen auf: halbe Franzmänner, zu einem Viertel Schweden und zum anderen Teil Italiener oder Polen. Keiner kann mehr seine Muttersprache, viele kleiden sich wie Ausländer, und alle bewundern maßlos die Sieger!"
„Ja, ja, Herr Rat", seufzte der Pfarrer, „diesmal liegen die deutschen Dinge arg am Boden. Man sagt, der dritte Teil aller Menschen sei tot, die meisten Städte sind zerstört oder heruntergekommen. Auch bei uns wird es Zeit, daß der gnädige Grundherr wieder heimkommt. —"
Da mischte sich der Wirt ins Gespräch.
„Per bacco, Messieurs!" ruft er. „Morgen oder demain, wie der Franzose zu sagen pflegt, wird unser capabler Herr ankommen. Man dekoriert bereits sämtliche maisons."
„Hoffentlich ist der Herr Baron ein vernünftiger und guter Mann geworden", sagt der Pfarrer. So einer, wie sein honetter Vater gewesen ist."
Dann berichtete er dem Rat Moscherosch, daß der für den Ort zuständige Herr Baron Johann von Forst heiße und noch viele Jahre nach dem Krieg in fremden Diensten geblieben sei. Jetzt kehre er endlich in die Heimat zurück. Die Überlebenden und die zahlreichen Jugendlichen, die den Herrn noch gar nicht gesehen hätten, waren voller Neugierde. Man schmückte das Dorf und die Trümmer der Burg.
Anderntags wurde Moscherosch Zeuge des Empfangs.
Am hohen Vormittag, als er eben seine Kutsche anschirren ließ, um nach Mainz weiterzureisen, ertönten Hornstöße und Kindergeschrei am Ortseingang. Ein paar Vorreiter tauchten auf und dahinter eine Reihe von Kutschen. Der Baron kehrte zurück.
Die Pfälzer Bauersleute sperrten Mäuler und Augen auf. Schon diese Vorreiter mit ihren wallenden Federhüten, Spitzenvorstößen und bunten Jacken, den breiten Goldborten an den Satteldecken und dem fremdländischen Getue erregten Aufsehen.
Dann hielt die Kutsche des Barons vor der Herberge.

Ein Herr mit lang herabrollender Lockenperücke unterm seidenen Federhut erhob sich. Man sah den schweren, reich bestickten Samtrock mit den weiten Schößen, Spitzen am Kragen und an den Manschetten. Der Herr trug Seidenhosen, am Knie mit bunten Bändern gebunden. Ein eleganter, zierlicher Degen wippte an seiner Seite, und als er den schönbestrumpften Fuß auf die Kutschtreppe setzte, erkannte man die roten Schuhe mit Silberschnallen. Von den beiden Damen in Seide, Puder und Lockengebirge, die in den Kutschen hinter dem Baron fuhren, ließ sich nur sagen, daß man Ähnliches in der Pfalz nie zuvor gesehen hatte.
Der Baron nahm kaum Notiz von den Vivat-Rufen der Kinder, von dem Begrüßungsgeschrei der Bauern. Er hatte Rat Moscherosch als einen Herrn „vom Stande" erspäht und trat auf ihn zu.
„Voila, Monsieur!" sagte er sehr gekünstelt. „Darf ich mich bekannt machen: mein Name ist Chevalier Jean de Forêt. Ich bin der Grundherr dieser dreckigen Bauerngegend, parbleu!"
Aha, dachte Rat Moscherosch, so hat sich also der deutsche Johann von Forst in einen französischen „Jean de Forêt" und der Baron in einen „Chevalier" verwandelt. Seine Nase zog schnuppernd die Wolke von Parfüm ein, die dem „Chevalier" entströmte.
Nachdem sich Rat Moscherosch als kurfürstlich Mainzischer Hofbeamter von Rang vorgestellt hatte, plauderte der heimgekehrte Baron munter darauf los:
Euer Favor vorausgesetzt, und da ich considerire, daß Ihr Français versteht, würde ich viel aimabler in dieser Kultursprache parlieren. Das Deutsche ist doch nur für Bauern gut."
Aber Rat Moscherosch war einer der Wenigen, die am Alten und am Vaterland festhalten. Ihn ärgerte es immer, wenn er hörte, wie man allenthalben französische oder schwedische, polnische oder italienische Ausdrücke gebrauchte und alles Ausländische überbewertete. À-la-mode-Narren wie der Baron waren ihm zuwider. Sicherlich kam der Herr geradewegs aus Paris. Deshalb antwortete der Rat ein wenig unhöflich mit einigen Versen, die um diese Zeit der Rat Logau in Liegnitz geschrieben hatte:

„Wer nicht Französisch kann,
Ist kein berühmter Mann!
Drum müssen wir verdammen,
Von denen wir entstammen,
Bei denen Herz und Mund
Alleine deutsch gekunnt.

Der „Chevalier" jedoch plauderte, ohne viel hinzuhören, in seinem geckenhaften Gemisch von Französisch, Deutsch und etwas Latein weiter. Mit lauter Stimme, so daß ihn auch die umstehenden Leute verstehen konnten, schwärmte er von Frankreich: wie dort alles besser, klüger, feiner und eleganter sei. Plötzlich fiel sein Blick auf die rauchgeschwärzte Ruine seiner Stammburg, die auf den Ort heruntergrüßte.
„Oh, voilà!" rief er einer der feinen Damen zu, die jetzt aus den Kutschen steigen. „Sieh doch, Aimée! So etwas wollen wir gewiß nicht errectieren und

aufbauen! Mais que voulez Vous, wir müssen standesgemäß etablieren? Man wird sich einen Battisseur aus Frankreich verschreiben müssen, der uns ein Schlößchen baut, wie es die Nobilité de la France hat."

Er dachte nicht daran, den Bauern zu helfen oder das winzige Städtchen aufzubauen, sondern träumte schon vom Schloßbau — natürlich in französischem Stil.

Rat Moscherosch machte, daß er davonkam, und bestieg trotz der Einladung des Barons seinen Reisewagen.

Chevalier Jean de Forêt verabschiedete sich höflich mit weitgeschwungenem Federhut nach der Art französischer Kavaliere.

„Au revoir, Monsieur! Auf Wiedersehen! Schade, daß Sie schon gehen! Menschen von Kultur sind in Deutschland so selten. Und hier auf dem Lande habe ich doch nur Bauerntölpel und grobes Volk zur Gesellschaft!"

Der Wagen fuhr an. Moscherosch erinnerte sich an einen anderen Vers, den Logau vor ein paar Jahren geschrieben hatte:

„Frankreich hat es weit gebracht! Frankreich kann es schaffen!
Daß so manches Land und Volk wird zu seinen Affen!"

Um 1685 | Der Tageslauf des Sonnenkönigs

Mit hellem Bronzeklang schlägt die Turmuhr über dem Hauptbau des „Court royal" — des Königlichen Hofs — im Schlosse zu Versailles die neunte Stunde. Silbern zirpend folgen ihrem Schlage die vielen Kunstuhren aus Gold- und Silberarbeit auf den wunderbar eingelegten und geschweiften Kommoden des Schlosses.

Auch in der großen Spiegelgalerie hört man das neunmalige Klingen. Die Blicke der dort versammelten Gesellschaft gehen zur Spiegelwand, an der entlang kostbare Kommoden und Tische aus Edelholz, Marmor und Bronze stehen. Zwei oder drei edelsteinbesetzte Uhren schlagen fast gleichzeitig die Stunde. Die gedämpften Reden des Hochadels verstummen beinahe.

Ehrfürchtig schaut man zu der weißlackierten, goldgeschmückten Flügeltür, die aus der Spiegelgalerie in das Vorzimmer führt. Es kann nicht mehr lange dauern, dann wird diese Pforte sich öffnen.

Der Herzog von Bary, ein hochgewachsener, eleganter Herr mit der wallenden Riesenperücke und im edelsteinstarrenden, steifen Samtrock, hat sich etwas von der Menge der Wartenden abgesondert. Alle diese Herren sind beinahe gleich gekleidet: starre Röcke voll Goldborten, Ordenssternen und Edelsteinknöpfen, dazu weißseidene Kniehosen mit bunten Bändern, weiße Strümpfe und lackierte Halbschuhe mit roten Absätzen, die ein Zeichen des Adels sind. Die mit Schwanenflaum besetzten breitkrempigen Hüte haben die Herren bereits abgelegt,

aber alle tragen zierliche Degen an der Seite. Die Damen stecken in weitgebauschten Röcken, die wahre Wasserfälle von Rüschen, Fältchen und seidenen Schleifen darstellen. Die Mieder sind dicht mit Edelsteinen und Goldfäden bedeckt. Die Frisuren erreichen ansehnliche Höhen, sind weiß gepudert und in manchem Haaraufbau steckt eine silberne Galeere oder die kostbare Darstellung einer Puppenszene.

Herzog de Bary führt heute seinen siebzehnjährigen Sohn am Hof ein. Zum erstenmal darf Herr Jacques beim Morgenempfang der Majestät dabei sein. Der Fürst zieht seinen Sohn in eine der sechzehn Fensternischen, durch deren riesige Glaswände man auf Park und Terrasse von Versailles sieht.

„Siehst du das grüne Rasenbeet?" fragte er. „Gleich unterhalb der gewaltigen Wasserschalen und Figurenreihen, wo der Rasen einem Teppich gleicht? Man nennt es ‚tapis vert'. Dort fand seinerzeit im Sommer das Tanzspiel statt, bei dem alle Fürsten Frankreichs als Götter und alle adeligen Damen als Göttinnen verkleidet auftraten. Die höchsten Adeligen stellten die Gestirne dar. Unser König Ludwig XIV. aber erschien ganz in Gold mit einem Flammenkranz um das Haupt und spielte die Sonne. Seither nennt ihn das Volk den Sonnenkönig."

„Er ist der Größte im Abendlande, nicht wahr, Vater?"

„Mit einem Wort, Jacques", fährt der Herzog fort. „Ludwig XIV. ist Frankreich! Schau nur hinab in den Park: wie alle Straßen und Wege, die Wasserkanäle und die Baumalleen sternförmig auf uns zulaufen. Weißt du, wo sie sich nach dem Plan des Baumeisters Mansard schneiden, wo der Mittelpunkt dieses Landes ist?

Der Herzog wendet sich vom Fenster zur Spiegelgalerie und sein Sohn folgt ihm. Mit einer Gebärde umfaßt er alle Pracht.

Die gewölbte Decke ist bedeckt von wunderbaren Gemälden, die Macht und Herrlichkeit des französischen Königs darstellen; die Wände sind kostbar getäfelt oder mit teueren Seidentapeten überzogen; alle Möbel sind in den besten Kunstwerkstätten entstanden.

Hier laufen alle Straßen und Gedanken Frankreichs zusammen", sagt der Herzog. „Dort drinnen im Schlafzimmer der Majestät! Denn sie ist das lebendige Herz der Nation."

In diesem Moment öffnet sich die weiß-goldene Lacktür zum Vorzimmer.

Alles drängt dorthin und bildet eine ehrfürchtige Gasse.

An der Türe erscheinen zwei Hofmeister in königlicher Uniform. Sie stoßen die vergoldeten Stäbe aufs Parkett und heischen Ehrfurcht. Sogleich verneigen sich die Herren tief und schwingen grüßend die Federhüte. Die Damen versinken rauschend im Hofknicks.

Aus dem Vorzimmer, das zum Schlafgemach des Königs führt, kommen zwei Edelleute, die ein hohes Amt ausüben. Sie haben das Vorrecht, jeden Morgen auf einem feinen Lacktablett den goldenen Nachttopf des Königs samt Inhalt herauszutragen. Vor diesen „Äußerungen" der Majestät ziehen die Kavaliere die Hüte, knicksen die Damen.

Dann drängt alles in das Vorzimmer. Die Flügeltüren zum königlichen Schlaf-

gemach stehen offen. Das ist ein Zeichen dafür, daß Seine Majestät, König Ludwig XIV., erwacht ist, daß ihm seine Amme den Morgenkuß gegeben und mit ihm die Morgenwäsche vollzogen hat. Das Waschen ist nicht sehr wichtig in Versailles. Der König läßt sich jeden Morgen von seiner Amme mit Schwanenflaum abtupfen. Dazu benützt man etwas Franzbranntwein und später Puder, den man über Hals und Gesicht stäubt.

Auch die menschlichen Bedürfnisse sind so wenig in den Schloßbau eingeplant wie die Bäder. Empfinden Prinzessin Lamballe oder Fürst Bary ein menschliches Rühren, so winken sie einem Diener. Der bringt einen Wandschirm und stellt dahinter einen Nachtstuhl auf — das ist alles.

Herzog von Bary und sein Sohn haben unterdessen einen günstigen Platz unter der Schlafzimmertür erobert. Sie sehen nun, wie der König angekleidet wird.

Zwei Pagen ziehen ihm die Pantoffeln aus und die Halbschuhe an. Das Nachthemd wird beim rechten Ärmel vom Großmeister der Garderobe, beim linken vom ersten Kammerherrn entfernt. Unterdessen hält ein anderer hoher Adeliger das frische Hemd bereit. Dieses Hemd anrühren zu dürfen, stellt eine sehr hohe Ehre dar. Der Vorzug, es darzureichen, gebührt den Söhnen und Enkeln des Königs oder wenigstens den Prinzen. Nachdem die Gesellschaft den König langsam bekleidet hat, wählt Ludwig XIV. aus einem dargereichten Körbchen eine frische Halsbinde. Der Vorstand der Taschentücherabteilung bietet drei seiner „Untergebenen“ auf einem Teller an.

Schließlich klettert der Hoffriseur auf einen Stuhl und hält von oben herabkommend eine gewaltige Lockenperücke über den ziemlich kahlen Kopf der Majestät. Deren Sitz wird vom Großmeister der Garderobe überprüft. Endlich ist das Bild des Königs vollendet, der wartende Hochadel klatscht Beifall und versinkt in tiefster Verneigung. Langsam schreitet der Sonnenkönig aus seinem Schlafgemach.

Im Vorzimmer und in der Spiegelgalerie richtet er einige Worte an besonders bevorzugte Herren und Damen. Diese sind für Tage glücklich und beneidet. Als ihm der Herzog von Bary seinen Sohn vorstellt, lächelt der König und sagt: „Ein stattlicher, junger Herr von guten Aussichten!“

Dieses Wort geht flüsternd von Mund zu Mund. Alle sind sich einig, daß der junge Herzogssohn eine glänzende Laufbahn vor sich haben wird.

Zu einem kleinen, schiefgewachsenen Prinzen aus dem Hause Savoyen, der sich um eine Offiziersstelle in Frankreich bewirbt, sagt der König verächtlich: „Sie sollten besser Pfarrer werden, mein Herr!“

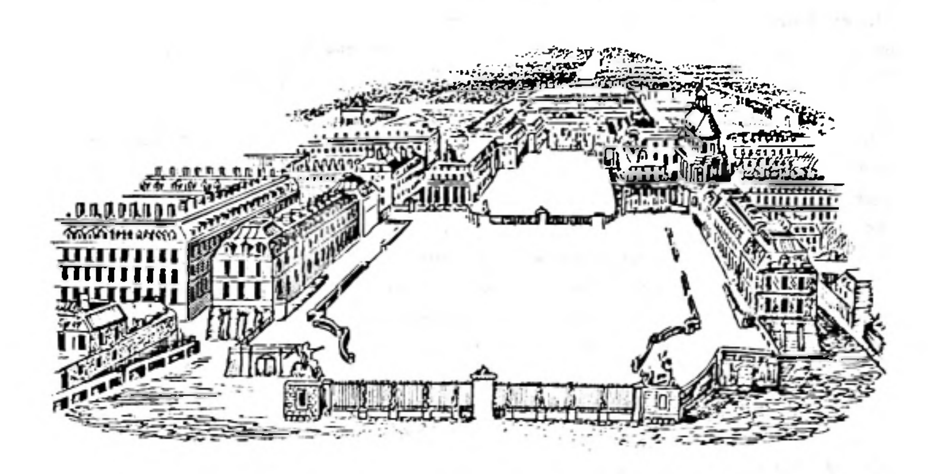
Er läßt den verwachsenen Prinzen stehen. Der ist am französischen Hofe unmöglich geworden und kocht vor Zorn gegen Ludwig XIV. Sein Name ist Prinz Eugen von Savoyen.

Nachdem die Majestät eine Weile mit dem Adel geplaudert und einige Bittsteller angehört hat, begibt sich alles in die Hofkirche. Aber sogar hier ist alles anders als bei gewöhnlichen Christen.

Durch köstliche Zimmerfluchten und Galerien zieht der Hofstaat des Königs in die Hofkirche. Ohne mit der Menge der Bediensteten und niederen Beamten in Berührung zu kommen, betritt Ludwig XIV. die Königsloge.

Die Messe wird vorne am prächtigen Hochaltar gelesen. Aber die Sitzreihen und die Stühle sind so angeordnet, daß sich alles Volk und der Adel gegen die Loge des Königs verneigen und daß *er* der Mittelpunkt ist.
Nach dem Frühstück und dem Empfang einiger Minister befiehlt der König auszufahren. Er will heute eines seiner zahlreichen Schlösser besuchen und zur Jagd nach Marly fahren. Der Herzog von Bary und sein Sohn sind dazu eingeladen.
Vier Trompeter reiten dem Zuge voran, vier weitere folgen. Sie haben durch Hornrufe alles Volk von den Straßen zu scheuchen. Während die goldenen Kutschen, bemalt mit Bildern und geschmückt mit Federbüschen, zwölfspännig im Court royal vorfahren, bilden die rotuniformierten Schweizergarden auf der einen und die weißuniformierten französischen Leibwachen auf der anderen Seite endlose Reihen, die über den riesigen Vorhof und die goldenen Schloßgitter hinaus bis weit in die Straßen von Versailles reichen.
Dann rollen die Kutschen des Hofes an.
Vor den Pferden marschieren hundert Schweizer in Anzügen aus dem vergangenen Jahrhundert: mit Knebelbart, Halskrause, Federbuschhut, buntscheckigem Wams. Dann folgen die Polizeigarden mit vergoldeten Rockschnüren, scharlachroten Aufschlägen und gold- und silberbestickten Uniformen. Hinter den Wagen reiten die Leibgarden mit Degen und Karabinern in roten Hosen, hohen schwarzen Stiefeln und blauen, weiß bestickten Röcken. Jeder einzelne Mann dieses riesigen Gefolges ist adelig: Baron, Graf oder Fürst.
So fährt der Sonnenkönig an einem gewöhnlichen Werktage nach Marly, um zu jagen.
Am Abend werden die endlosen Säle des Schlosses von Zehntausenden Kerzen erstrahlen. An langen Tafeln wird man alle Leckerbissen der Welt servieren, und wenn man nicht tanzt oder Musik hört, trifft sich der Hofstaat in prachtvollen Gewändern im Theater oder im Spielsaal.
„Nun, wie gefällt dir das Leben in Versailles?" fragt der Herzog von Bary seinen Sohn, als man sie spät in der Nacht in ihre Zimmer geleitet.
„Es ist eine Lust zu leben, Papa!" antwortet der junge Mann voller Begeisterung. „All die schönen Damen! Die wundervollen Kleider und das fortgesetzte Vergnügen: Jagd, Feste, Theater, Spiel und Geplauder! Das verdanken wir einzig ihm, der die Sonne Frankreichs ist, unserem Ludwig dem Großen, dem Bezwinger Europas und dem unerschöpflichen Quell französischen Ruhmes!"

Um 1700 | # Versailles vom Volk gesehen



Das ganze Dorf neidete dem kleinen Jean sein Glück!
Der Junge zählte nun zwölf Jahre, seine Eltern waren tot. Die Mutter war Bauernmagd gewesen und an der Schwindsucht gestorben, weil sie ein Leben lang nie genug zu essen bekam. Den Vater, einen Knecht auf dem Gutshof des Herzogs von Bary, hatte man eines Tages zu den Soldaten abgestellt. Er wollte zwar nicht, aber man fragte ihn nicht lange.
Er kam nach der Festung Metz, wurde gedrillt und uniformiert. Krieg war ja immer. Einmal hatten die Räte des Königs nachgerechnet, welche Länder im Rheinland, an der Maas oder Schelde vor Zeiten zur Frankreich gehört hatten. Dort rückten die Truppen gleich ein und besetzten diese Gebiete. Ein andermal meinte der Kriegsminister, es sei gut, wenn zwischen Frankreich und Deutschland eine größere Wüste läge. Die Soldaten marschierten also in die Rheinpfalz, brannten Städte wie Mannheim oder Heidelberg nieder, zerstörten zahlreiche Dörfer und verwüsteten alles nach besten Kräften.
Einige deutsche Bauern und Bürger hatten etwas dagegen und schossen zurück. Dabei fiel der Vater des kleinen Jean.
Trotzdem war Jean offenbar ein Glücksvogel. Denn der Pfarrer, Abbé Pierre, war sein Pate. Der ließ den Waisenknaben im Pfarrhof aufwachsen, lehrte ihn Lesen und Schreiben und behandelte ihn freundlich.
Auf den Dörfern ging es damals nicht gut.
Die Kriege kosteten Geld. Der König wünschte sich auch eine Flotte und gründete Kolonien in Übersee. Darunter durften die Schloßbauten in Versailles und anderswo jedoch nicht leiden. Auch die vielen Feste, der vergnügliche Lebenswandel der adeligen Herren und Damen, der Prunk des Königshofes und die Gehälter der hohen Beamten verlangten Geld. Wer sollte das alles bezahlen?

Der König kümmerte sich nicht viel um solche Nebensachen. Er sagte seinen Ministern nur, wieviel Geld er brauchte, und sie schafften es heran. Aber auch der Finanzminister machte sich nicht allzu schwere Sorgen. Er vermietete die Steuereinnahmen an reiche Leute. Diese trieben das Geld von Bauern und Bürgern mit größter Härte ein. Und da es zugunsten des Königs geschah, standen Polizei und Militär, Gericht, Gefängnis und Galgen den Steuereintreibern stets zur Verfügung.

Auch die adeligen Grundbesitzer brauchten Geld. Der Herzog von Bary lebte jetzt in Versailles. Sollte er etwa hinter anderen Fürsten zurückstehen, sollte er keine Kutschen, Diener, Jäger und Leibköche haben?

Am Ende ging alles an den Bauern und Tagwerkern hinaus.

Es gab Sommer, die trocken waren und nur geringe Ernte brachten. Doch die Steuereintreiber forderten die gleichen oder noch höhere Steuern.

Da mischten die Landleute Sägemehl ins Brot, gruben Wurzeln aus und aßen Baumrinde und Gras vor Hunger. Es war keine Lust zu leben, wenn man nicht eben wie der junge Herzog von Bary in Versailles war oder riesige Landgüter sein eigen nannte.

Und deshalb pries das ganze Dorf den kleinen Jean glücklich, als bekannt wurde, daß ihn Abbé Pierre mit nach Paris und am Ende gar nach dem sagenhaften Versailles nehmen würde. Der Pfarrer hatte an den Grundherren des Dorfes, den Herzog von Bary geschrieben, und der hatte mit einem Wink seiner mächtigen Hand eine Stelle für Jean ausfindig gemacht. Jean sollte Küchenjunge im Schloß werden. Damit würde er wenigstens ständig zu essen haben.

Wieder herrschte Hungersnot im Land. Die Äcker lagen ausgedörrt, das Vieh zeigte die Knochen unter dem Fell. Wohin Abbé Pierre und sein Schützling kamen, begegneten sie elenden Hungergestalten, zerlumptem und verwildertem Volk, das sich um ein paar Rüben oder Brotrinden prügelte. In einem kleinen Städtchen sah Jean Bürger im Block sitzen: die Hälse und Handgelenke waren in Brettern festgemacht. So mußten sie in der prallen Sonne sitzen und sich auf dem Marktplatz von allen Gaffern betrachten lassen. Es waren Steuersünder, die zuerst zur Abschreckung ausgestellt wurden, ehe sie in den Schuldturm kamen.

Doch wie sollten sie Steuern bezahlen, wenn nichts wuchs und die Ställe leer waren?

Auf der Landstraße begegnete dem Karren, auf dem der Pfarrer und Jean fuhren, ein Zug von Sträflingen. Die waren mit Ketten aneinandergeschmiedet. Polizeisoldaten trieben sie mit Rutenhieben an.

„Was haben die wohl angestellt?" fragte Jean. Der Pfarrer, ein gerechter Mann, seufzte.

„Wahrscheinlich haben sie das Verbrechen begangen, arme Teufel zu sein. Man greift sie wegen Landstreicherei auf, führt sie in Ketten zu den Seehäfen, wo sie als Matrosen auf die Schiffe des Königs kommen. Frankreich hat eine sehr starke Flotte."

„Warum muß Frankreich so stark sein?" wollte Jean wissen. „Mein Vater ist ja auch im Krieg getötet worden. Warum hört der König nicht auf, Kriege zu

führen? Er ist doch so mächtig und könnte sagen: Schluß jetzt, es wird nicht mehr gekämpft."
„Oh, du liebe Unschuld!" erwiderte der Pfarrer. „Ein König, der mächtig ist, will noch viel mächtiger werden! So ist es nun einmal. Man sagt uns, alles geschehe zum Ruhm und zur Ehre Frankreichs. Auch dein Vater starb dafür, und diese hier gehen in ihren Ketten ebenfalls Ruhm und Ehre entgegen."
„Aber in Versailles, Ehrwürden", forschte Jean. „Da ist es gewiß schön und friedlich, nicht wahr?"
„Ja, mein Sohn; dort hält der Sonnenkönig alles in Ordnung. Er bedarf einer Garde, einer Infanterie, einer Reiterei, einer Leibgarde, einer französischen und einer schweizerischen Garde, einer Gardereiterei, Gardeinfanterie und Gendarmerie, ganz zu schweigen von den 68 Marschällen, Hunderten von Generalen und Admirälen. Er unterhält mehr als neunzigtausend Mann, um fremde Länder angreifen zu können, und gibt dafür alljährlich 7 681 000 Goldstücke aus. Wir aber — das Volk von Frankreich — haben die Ehre und das Vergnügen, alles zu bezahlen."
Als die beiden Paris erreichten, staunte Jean über das Meer von Häusern, über die gewaltigen Kirchen, Paläste und Brücken.
Am Ufer der Seine fiel eine zerlumpte Frau, die ein kleines Kind auf dem Arm trug, vor ihnen nieder und blieb im Rinnstein liegen. Der Pfarrer und einige Fußgänger bemühten sich um die Ärmste.
„Ach, der fehlt nichts Besonderes", rief ein Pariser. „Mit einer guten Suppe oder einem Stück Brot wäre es getan! Sie ist bloß halb verhungert!"
Der Pfarrer gab einen Sou. Doch sah er bald, daß er sein ganzes Geld los würde. Denn sie begegneten noch mehr solchen Hungergestalten, die gleichgültig und halb ohnmächtig unter Brücken und in den Gossen lagen. Vor den Bäckerläden standen die Menschen Schlange. Die Kornlieferungen waren ausgeblieben, das Brot war sündhaft teuer.
Aus einem Handwerkerhaus zerrten die Büttel Werkzeug, Bettwäsche und Hausgerät. Spottend und murrend standen die Nachbarn umher. Pfändungen durch die Steuereintreiber bildeten einen vertrauten Anblick.
Jean war froh, als der Pfarrer einen Gemüsekarren fand, der nach Versailles fuhr. Sie verließen die große, brodelnde Stadt.
„Merk dir eines, mein Sohn", sagte Abbé Pierre, „dort, wohin du jetzt kommst, gibt es eine ungeheuere Rangordnung, und du fängst auf der untersten Sprosse der Leiter, vermutlich als Küchenjunge, an. Es gibt aber in Versailles 383 Küchenbeamte und 103 Aufwärter. Im Stallhof des Königs arbeiten 1458 Mann. Es gibt 38 Ehren- und gewöhnliche Stallmeister. Außerdem bedarf die Majestät der Dienste von zwanzig Gouverneuren, Almosengebern, Professoren, Leibköchen, Dienern lediglich zur Beaufsichtigung der adeligen Pagen. Allein für die Pagen sind dreißig Doktoren, Apotheker, Krankenwärter, Schatzmeister und Diener vorhanden. Du aber, Jean, wirst nicht Page, sondern gewöhnlicher Küchenjunge.
Dem Jungen schwirrte der Kopf von dem, was ihm der Pfarrer von Versailles erzählte. Er hörte mit Staunen, daß die beiden Edelleute, die angestellt sind,

den Nachttopf des Königs zu leeren, dafür jährlich zwanzigtausend Goldstücke pro Person bezogen. Er konnte kaum glauben, daß zur Bedienung dieses einzigen Mannes, der Sonnenkönig hieß, viertausend zivile Diener, neun- bis zehntausend militärische und dazu zweitausend weitere, als deren Anhang, insgesamt also mehr als fünfzehntausend Menschen im Schloß lebten und daß dieser Haushalt alljährlich 40 bis 45 Millionen Goldstücke verschlang.

Nach dreistündiger Fahrt auf dem Karren gelangten sie endlich in eine riesige Baumallee, die so breit war, daß zehn Kutschen nebeneinander fahren konnten, und kerzengerade durch einen Forst mit gewaltigen Bäumen verlief. An ihrem Ende schimmerte es von Gold und hellen Gebäuden.

„Wir sind gleich da. Nun mach die Augen auf, mein Sohn!" rief der Pfarrer. „So etwas wie Versailles ist einzig auf der Welt. Vergeblich suchen die Könige und Fürsten Europas, dieses Schloß nachzuahmen."

Die Allee öffnete sich auf einen sehr großen, runden Platz, der leicht gegen eine Höhe anstieg.

Als der Karren die Baumschatten verließ, lag der große Ehrenhof des Schlosses vor ihnen.

„Lieber Gott!" rief Jean entzückt. „So muß der Eingang zum Himmel aussehen."

„Nun", brummte der Pfarrer, für manche Leute ist es schon der Himmel.

Auf steinernen Sockeln erhob sich ein riesiges vergoldetes Gitter, unterbrochen durch einige Portale. Der Ehrenhof stieg leicht zu den wunderbaren Gebäuden mit ihren funkelnden Fensterreihen empor. Hof folgte auf Hof, die Flügel der Gebäude reichten weitgespannt in die Landschaft hinein. Soeben salutierten die Wachen. Eine Adelskutsche mit acht Schimmeln rollte durch die goldenen Gittertore.

Vorreiter und Kutscher trugen die Farben Silber und Blau, die dem Wappen der Insassen entsprachen. Federbuschen wippten auf dem Kutschendach und auf den Köpfen der kostbar geschirrten Rosse. Satteldecken und Uniformen der Bedienten waren ebenfalls in Silber und Blau gehalten.

Die roten Schweizergarden geleiteten den Wagen vom Ehrenhof in den Königlichen Hof. Demnach handelte es sich um Besucher hohen Ranges.

Als der Pfarrer und sein Schützling das goldene Tor durchschreiten wollten, hielt sie ein grober Soldat auf.

„Weg mit euch!" befahl er. „Das ist die Einfahrt für Leute von Stand! Für Volk und gewöhnliche Leute ist dahinten ein kleines Pförtchen!"

So trotteten die beiden die lange Schloßfront entlang, und Jean hielt weit entfernt vom Glanz der Herren Einzug in die Küche von Versailles.

1714 | Peter der Große schneidet die Bärte ab

Andreas Schlüter, ein etwa fünfzigjähriger, breitschultriger Mann, zieht fröstelnd den Bärenpelzmantel um sich. In dem dicken Mantel sieht er beinahe wie eine Kugel mit Beinen aus. Sein Begleiter, Signor Domenico Trezzini aus dem Schweizer Tessin, erträgt das rauhe, russische Klima offenbar noch weniger. Er schlägt sogar den Kragen seines teuren Fuchspelzmantels hoch und rückt die Krimermütze tiefer in die Stirn.

Dabei ist es schon Mai. Blaue Regenwolken stehen über den Newasümpfen. Den vielfach verästelten Strom herab faucht ein eisiger Wind, der nach spätem Schnee riecht.

Die beiden Künstler gehen auf der Großen Deutschen Straße, deren Fahrbahn mit Knüppeln belegt ist, weil sie sonst im Sumpf versänke. Sie sind im Winterhaus gewesen, wo Zar Peter eine seiner Kanzleien hat. Im Augenblick aber weilt der Zar auf dem linken Newaufer, in seinem von Trezzini erbauten Palast. Von der Wassilij-Ostrow, einer Insel im Strom, kommt schwerfällig ein großes Ruderboot herüber. Es ist voller Menschen.

„Sehen Sie", sagt Trezzini, „die Franzosen kommen schon herüber!"

Denn dort drüben lebt die französische Kolonie. Die beiden Herren gehen zum Ufer hinab. Die einst völlig versumpften Gestade sind jetzt durch eingerammte Baumstämme befestigt. Ordentliche Kais sind entstanden. Drüben auf dem anderen Newaufer sieht man die großgeplanten Bauten, die auf Zar Peters Befehl entstanden sind: Dockanlagen, Werften, Warenhallen, Lagerhäuser und der „Palast der Admiralität". Einige Bauten — wie das Zeughaus, die Admiralität und die Kasernen der Matrosen — sind noch aus Holz errichtet, andere Gebäude aber aus Stein, wuchtig und weitläufig. Beide Herren haben offenbar soeben daran gedacht, welche Arbeit es gekostet haben mag, aus diesem heillosen Urwald, Moor und flachen Schilfland den Kern einer neuen Hauptstadt Rußlands zu schaffen: St. Petersburg. Ganze Wälder hat man als Roste und Pfähle eingerammt. Hunderttausend Bauern haben hier hart gearbeitet, Tausende sind an Hunger, Kälte, Sumpffieber oder unter der Knute zugrunde gegangen.

Auch jetzt noch wird an allen Ecken und Enden am Aufbau der neuen Hafen- und Hauptstadt gearbeitet. Hammerschläge schallen aus den Schiffswerften, das dumpfe Dröhnen der Rammen kommt von entfernten Gestaden und Strominseln. Auf den befestigten Straßen rumpeln die Karren mit Steinen und Ziegeln. Riesige Flußkähne werden entladen.

Von der deutschen protestantischen Kirche herüber kommt ein hochgewachsener Mann im Schafpelz: der Baumeister Johann Gottfried Schädel, der für den Fürsten Menschikow das Lustschloß Oranienbaum errichtet. Und da auch Trezzini und Schlüter berühmte Baumeister, Künstler und Alleskönner aus dem Westen sind, begrüßen sich die Herren freudig.

„Sind Sie ebenfalls eingeladen, Herr Schädel?" fragt Trezzini. „Wir vermuteten Sie draußen beim Bau des Fürsten Menschikow."

„Freilich bin ich eingeladen", erwiderte Schädel. Und zum erstenmal noch dazu! Ich habe aber ein wenig Angst vor der Gastfreundschaft des Zaren.

„Mir geht es ebenso", seufzt Andreas Schlüter. „Zwar hatte ich schon die Ehre, mit Zar Peter zu sprechen. Bei einem Fest jedoch habe ich ihn noch nicht erlebt. Er soll ... so eigenartig und sehr launisch sein."

„Ach Gott, ihr Herren", lachte Trezzini, der schon seit vielen Jahren in Rußland und in St. Petersburg lebt. „Hier ist alles ein wenig anders, als wir es in Westeuropa gewöhnt sind. Bis vor kurzem hat es wohl gestimmt, wenn Europa glaubte, die Russen seien ein halbwildes, unberechenbares Volk. Sie haben ja wie die Schweine oder die Bären gelebt. Beherrscht von hartherzigen, rohen Fürsten, waren die russischen Bauern gutmütige Ungetüme voller Aberglauben, Unwissenheit und Grobheit. Dem will der Zar ein Ende setzen. Sie wissen es ja selbst, und deshalb sind Sie auch nach Rußland gekommen: er kauft in Deutschland, Holland, England oder Frankreich, in Italien und in der Schweiz an Spezialisten und Künstlern ein, was er bekommen kann. Seine Absicht ist es, mit einer ungeheueren Kraftanstrengung aus Rußland ein Reich zu machen, das sich den Zuständen im Westen Europas angleicht."

„Er soll ja sogar selber als Zimmermann in Holland gearbeitet haben?" fragt Schlüter. Trezzini nickt.

„Zar Peter ist ein großartiger Mann. Er scheut sich nicht, ein Handwerk selbst zu lernen, bevor er es anderen beibringen läßt. Seit er von Holland zurück ist, hat Rußland eine ansehnliche Kriegs- und Handelsflotte gebaut."

„Und die Franzosen drillen ihm das Militär", stellt Schädel fest. „Die Italiener, Deutschen und Schweizer bauen die Paläste, Häfen, Schlösser und Werkstätten. Das russische Reich wird bald ein europäisches Aussehen annehmen — wenn nur die Menschen hier dadurch auch Europäer würden! Aber ein Sprichwort sagt: Kratz nur am Russen, und es kommt der Tartar zum Vorschein. Mir ist alles ein wenig unheimlich."

„Ja", gibt Trezzini zu. „Man ist nie vor Überraschungen sicher. Auch ich bin froh, wenn die Einladung heute abend vorbei ist."

Am Abend zieht sichtlich ein Unwetter herauf. Es beginnt zu stürmen, und der mit Schnee vermengte Regen peitscht auf die Dächer von Petersburg. Doch der Festsaal im Zarenpalast strahlt von tausend Kerzen. Die Diener eilen mit Krügen hin und her. Auf den Tischen stehen gehäufte Platten mit kaltem Braten, Schinken, Eiern, Brot und Salz. Die russischen Adeligen, die „Bojaren", essen mit fetttriefenden Fingern, die Bärte sind verschmiert und voller Eidotter. Gröhlend schütten sie den starken Kornschnaps nach. Zwischen den struppigen Bojaren sitzen in Samt und Seide, gepflegt in den Manieren und glattrasiert die Europäer: der Franzose Leblond, der die Garden nach französischem Muster exerziert; der italienische Architekt Rastrelli, der das neue Winterpalais erbaut; ein paar englische Gelehrte, die Eisenhütten und Glasbläsereien einrichten; die holländischen Schiffsbauer und Kapitäne; der Däne Vitus Bering, der für den Zaren Eismeerexpeditionen unternimmt; der deutsche Kurier, der gestern die neuesten Briefe des Gelehrten Leibniz über die Gründung einer Petersburger Akademie gebracht hat. Halb Europa ist an der Tafel des Zaren versammelt.

Rußland bezahlt gut und gewährt Ehren. Wer sich in Deutschland, Frankreich oder Italien nicht genügend beachtet, mißverstanden oder schlecht besoldet fühlt, nimmt gern das Angebot des Zaren an, beim Aufbau des Reiches mitzuhelfen. Auf diese Weise sind auch Andreas Schlüter und Johann Gottfried Schädel nach Petersburg gekommen.

„Es zieht sich etwas zusammen", flüstert Schlüter seinem Nachbarn Schädel zu. „Sehen Sie nur, wie grimmig der Zar dreinschaut."

Zar Peter ist ein Riese. Sein glattrasiertes, ein wenig vom Trunk gerötetes Gesicht ziert nur ein gestutzter Schnurrbart. Die Locken fallen ihm wild und frei auf die Schultern.

Schon bricht das Wetter los. Der Zar ärgert sich über die Eßmanieren der Bojaren. Brüllend fährt er dazwischen. Es regnet Strafen. Und sie bestehen darin, daß die Gerügten einen großen, mit dem Zarenadler geschmückten Pokal mit starkem Schnaps austrinken müssen.

„Das ist so üblich", flüstert Trezzini seinen deutschen Freunden zu. „Alle Beamten und ihre Frauen müssen laut Zar Peter wöchentlich Anstandsunterricht nehmen. Bei den Damen des Hofes kontrolliert er sogar die Toilette. Wer ihm dabei nicht gefällt, muß ebenfalls den Schnapskelch austrinken: ganz gleich, ob Fräulein oder General."

Kaum ist dieser Auftritt überstanden, als der Zar auf den Tisch schlägt, Ruhe gebietet und das Schreiben seines Gesandten in Dänemark verliest. Dabei schwellen ihm die Stirnadern bedrohlich an. Er liest:

„Den Ausländern fällt das Äußere der Russen auf. Schon allein die Sitte der Russen, die Haare wild wachsen und sich wuchernde Bärte stehen zu lassen, belacht man. Der König von Dänemark hat gesagt: ‚Kommen mir noch einmal russische Gesandte, so werde ich sie im Schweinestall wohnen lassen, weil sie dort, wo sie gewohnt haben, soviel Dreck hinterlassen, daß niemand mehr dort einziehen will ... Wenn die Russen in einem Laden einkaufen, so kann vor lauter Gestank eine Stunde lang niemand mehr dort verweilen ...'"

Zar Peter zerknüllt vor Wut das Schreiben des Gesandten. Dann wendet er sich an den neben ihm sitzenden Fürsten Menschikow.

Fürst Menschikow ist einst Bäckerjunge gewesen. Er hat den Zaren als Jüngling kennengelernt und ihm einen Dienst erwiesen. Und der Zar, der nur auf die Tüchtigkeit eines Menschen, nicht auf seinen Rang und seinen Titel sieht, hat einen Fürsten aus ihm gemacht.

„Menschikow", befiehlt er, „rasch ein paar Scheren und Messer!"

Als die Werkzeuge gebracht sind, ergreift Zar Peter beide und schwingt sie drohend über der Tafel.

„Ich will diese verfluchten Bärte nicht mehr sehen. Sie sind das Zeichen der Zurückgebliebenen und Dummen. Europa trägt keine Vollbärte. Darum fort mit dem Gestrüpp in eueren Gesichtern!"

Rasch faßt er in den langen Vollbart eines Bojaren, der neben ihm sitzt, und schneidet ihn ab. Der Bojar heult wie ein getretener Hund, als man ihn seines Schmuckes beraubt.

Auf einen Wink Peters machen sich Gardeoffiziere mit Scheren und Messern daran, auch alle anderen bärtigen Gäste zu scheren. Der Zar biegt sich vor Lachen, als er das Entsetzen der Bojaren sieht.
„Ich werde euch lehren, Europäer zu werden!" ruft er. „Ob ihr nun wollt oder nicht, ihr müßt in die neue Zeit hinüber!"
Zu seinem Unglück gibt einer der Franzosen zu erkennen, daß er Zahnweh habe. Er hält ein wärmendes Tuch an die dicke Backe. Plötzlich fällt Zar Peters Auge auf den Unglücklichen. Ein Strahlen geht über sein Gesicht.
„Passen Sie auf, Herr Schlüter", zupft Trezzini den Freund am Ärmel, „gleich werden Sie noch eine Leidenschaft der Majestät kennenlernen!"
„Die Zange!" befiehlt der Zar.
Da hilft dem Franzosen keine Versicherung, daß das Zahnweh schon aufgehört habe, kein Flehen, kein Zappeln. Zwei kräftige Leibdiener halten den Unseligen auf dem Stuhl fest, und der Zar zieht eigenhändig und nicht ohne Geschick den kranken Zahn. Er wirft ihn sorgfältig in einen Ledersack, der schon halb gefüllt ist mit den Beutestücken aus fremden Mündern.
Vor lauter Lärm und Tumult hat niemand darauf geachtet, daß der Sturm an den Läden rüttelt und den Palast in den Grundfesten erbeben läßt. Plötzlich stürzt ein Bote herein und meldet: „Hochwassergefahr! Die Dämme von Ostrow sind gebrochen!"
Und da erleben die Gäste einen neuen und anderen Zaren Peter.
Er richtet sich in seiner vollen Größe auf und wirft mit einem Ruck seine goldverschnürte Prunkjacke fort.
„Mein Lederwams mit dem Pelzfutter!" befiehlt er. „Die Stulpstiefel! Rasch! Menschikow, laß sofort die Truppen alarmieren! Schaufeln, Äxte und Haken bereitstellen! Wir müssen die Ufer befestigen und die Schleusen schließen."
Alles rennt auseinander, stürzt hinter dem Zaren her in die dunkle, stürmische und verregnete Nacht. Der Zar selber faßt mit an und macht den Vorarbeiter seiner Leute.
„Um Gottes willen!" ruft Andreas Schlüter. „Was ist das für ein Ungetüm von Mann! Und was sind das für Zustände in Rußland!"
„Signor Schlüter", erwidert Trezzini, als Zar Peter, den viele schon heute den Großen nennen, vor fünf Jahren bei Poltawa die berühmte schwedische Armee vernichtend schlug, hat er einen Trinkspruch ausgebracht: Auf meine Lehrmeister!"
Trezzini führt die beiden Deutschen durch die lärm- und sturmerfüllte Nacht am Newaufer entlang.
„Glauben Sie mir, Signori", sagt er, „Diese Russen lernen rasch. Und wenn unsere Leute im Westen noch immer meinen, sie seien halbwilde Urwaldbewohner, dann werden sie genug vom Wissen und von den Künsten Europas aufgenommen haben, um unseren Generälen die Hosen strammzuziehen. Sie sind eben dabei, selber ein Stück Europas zu werden."

1717 | Prinz Eugen der edle Ritter



Der siebzehnjährige Karl Batthyany, der Sohn einer alten Freundin des Feldmarschalls Prinz Eugen, hatte den Vorzug gehabt, mit dem Heer des berühmten Kriegshelden als Fahnenjunker ins Feld zu rükken. Bei den Gefechten um Belgrad hatte er seine Feuertaufe erhalten, aber nun saß er vergnügt und sehr stolz in seinem Quartier auf der Belgrader Bastei, die Kalimegdan hieß. Er hatte sich vom Quartiermeister einen Raum in dem wuchtigen Turm „Nebojscha", dem „Fürchtenichts", anweisen lassen und war mit Stuhl, Tisch und Schreibzeug auf die Terrasse hinausgezogen, von wo aus man alles sah.

Im dunklen Rahmen des Aufgangs erschien sein Bursche Schurl und schlug die gespornten Stiefel zusammen.

„Wenn Euer Durchlaucht gnädigst zur Kenntnis nehmen möchten", sagte er, „in einer halben Stunde komm ich wieder und hol die Post ab. Der Kurierreiter geht noch am Morgen nach Wien."

„Schon gut, Schurl", antwortete der Fähnrich. Meld er sich dann wieder!"

Wie die meisten Offiziere jener Zeit, war Karl Batthyany natürlich von Adel, der Sohn eines ungarischen Fürsten. Zu den gewöhnlichen Leuten, wie den Offiziersburschen, waren sie freundlich, sprachen sie aber mit Er oder Du an. Karl rückte das Windlicht näher heran, um das schon die Nachtfalter tanzten. Dann überlas er nochmals, was er der Mutter geschrieben hatte.

„Mon cher Mama!

Wie soll ich diesen Brief aus Belgrad beginnen? Wie anders, als mit dem Ruf: Victoria! Große Victoria! Wir haben gesiegt, wir haben die Schanzen der Türkenfestung erstiegen und dem christlichen Abendland den Tor- und Eckturm wieder zurückgewonnen!

All das danken wir ihm, dem größten Feldherrn, den die deutsche Nation und der Kaiser seit Menschengedenken gehabt haben: Eugen, Prinz von Savoyen, unserem lieben, verehrten Onkel und Paten Eugen!

Du kennst ihn ja länger als ich, Mama. Was für ein Mann ist das! Europa ist voll vom Ruhm seiner Siege, die er im Spanischen Erbfolgekrieg gegen die Franzosen errungen hat. Deutschland nennt ihn den Türkensieger, seit er die asiatischen Horden donauabwärts laufen gelehrt hat. Und wir in Wien kannten einen anderen Prinzen Eugen: den klugen Förderer der Künste, den Freund

des großen Gelehrten Leibniz, den hochsinnigen Erbauer des wunderschönen Schlosses Belvedere über Wien. Papa endlich sagte mir immer: Prinz Eugen sei der ‚Heimliche Kaiser des Reichs', der einzige Staatsmann, den wir seit langem gekannt haben.

Wie stolz bin ich, mit solch einem Patenonkel ins Feld gerückt zu sein! Ich darf sagen: ich habe den Helden Prinz Eugen erlebt, den kühnen Feldherrn!

In meinem letzten Brief, liebe Mama, habe ich dir ausführlich von den Türkengreueln berichtet. Was wir von Buda-Pest an donauabwärts bis zum Banat, im Land der Ungarn und Serben, an sinnlosen Verwüstungen und Zerstörungen gesehen haben, war traurig. Schrecklicher jedoch war, was uns die Leute von den Grausamkeiten, Gewalttaten und Massenmorden der türkischen Reiter, der wilden Janitscharen und unmenschlichen Tartaren erzählten. Graf Mercy, mit dem ich ritt, sagte mir: In der Zeit der Türkenherrschaft und der Türkenkriege, also in den vergangenen zweihundert Jahren, sei die Bevölkerung zwischen der österreichischen Grenze und dem Schwarzen Meere auf eine Million Menschen herabgesunken.

Alles andere ist verhungert, an der Pest zugrunde gegangen oder niedergemetzelt worden. Viele wurden auch als Sklaven nach Asien verkauft: die jungen Mädchen in den Harem, die Burschen in die Janitscharenkasernen.

Nun aber habe ich bei der Einnahme von Peterwardein selber gesehen, wozu die Türken fähig sind. Im Gefecht von Karlowitz war dem Grafen Breuer das Pferd erschossen worden, und die Türken hatten ihn gefangen. Als ich im Gefolge des Prinzen Eugen nach der Schlacht von Peterwardein an das eroberte Prunkzelt des türkischen Großwesirs kam, fanden wir die Leiche des Grafen an einen Pfahl gebunden. Die Tartaren hatten ihm kunstvoll die Haut bei lebendigem Lebe abgeschunden und rund um ihn herum lag frisch enthauptet ein Dutzend deutsche Dragoner. Unsere Soldaten weinten vor Zorn. Prinz Eugen aber sagte: ‚Hinaus mit solch einer Rotte aus Europa!'

Dieser Ausspruch machte alsbald die Runde im Heer. Unsere Truppen waren finster entschlossen, zu siegen.

Die Lage jedoch war alles andere als günstig. Nach dem Sieg bei Peterwardein rückte Prinz Eugen vor das starke Belgrad, das mit seiner Festung Kalimegdan den Eingang in die Stromtäler der Donau und der Save beherrschte. Unsere Armee war auf fünfzigtausend Mann zusammengeschmolzen. Du weißt ja, mon cher mama, es ist die ewige Misere des Kaisers in Wien, daß er kein Geld hat. Es fehlt bei uns an Uniformen, an Ausrüstung, Waffen, Munition und Nachschub, vor allem aber an Soldaten. Ganz Deutschland schaut zwar auf unseren Türkenkrieg — aber wer kommt schon ins Donauland, uns zu helfen?

In der Festung Belgrad allein lagerten dreißigtausend Türken mit vielen Kanonen. Nun aber rückte in unserem Rücken der Großwesir Chalil Pascha mit einer Armee von hundertfünfzigtausend heran. Fünfhundert Geschütze standen gegen unsere kläglichen zweihundert. Die Reiterei der Türken und Tartaren überschwemmte das weite Land. Die Rauchwolken angezündeter Gehöfte und Dörfer verdunkelten den Horizont.

Die deutsche Nuß wäre wohl von der Zange der einhundertachtzigtausend geknackt worden, hätte nicht der harte Kern des Prinzen Eugen in ihr gesteckt. All die hohen Offiziere in seiner Armee, die Österreicher, Ungarn, Engländer, Bayern und Preußen, rieten zu schleunigem Rückzug, ja zur Flucht.
Was aber tat Onkel Eugen? Er gab den Befehl zum Angriff. Das war genau das, was der Großwesir am wenigsten erwartet hatte.
Zu seinen Generalen sagte Onkel Eugen: ‚Entweder werde ich mich Belgrads, oder die Türken werden sich meiner bemächtigen!'
Im Morgengrauen warf Prinz Eugen seine Heerscharen unversehens gegen die schwerfällig heranmarschierende Türkenarmee. Zunächst schien alles gut zu gehen, dann aber zerriß im Nebel und Pulvergewölk unsere Angriffsfront. Ein Keil türkischer Gardetruppen war dabei, uns in zwei Teile aufzuspalten.
Da hättest du Onkel Eugen sehen sollen! Er selber entriß einem Fähnrich die Fahne des Dragonerregiments Khevenhüller — eben jenes Regiments, als dessen Fahnenjunker er vor Jahr und Tag bei der Befreiung Wiens als erster in die Vorstadt eingeritten war. Er rief: ‚Mir nach, Soldaten! Für Kaiser und Reich!'
Und die Khevenhüller Panzerreiter stürmten wie Besessene auf die Janitscharen ein. Sie hielten den türkischen Keil auf. Unterdessen brachte Eugen im Eilschritt zehn Grenadierkompanien zu Fuß heran, führte sie in Flanke und Rücken der Janitscharen. Wie eine Mauer aus Menschenleibern rollte es heran. Die Grenadiere warfen ihre Handgranaten und stürzten sich dann mit blanker Waffe auf den Feind.
Victoria! Victoria! Der Sieg war unser. Die Türken flohen und ließen unendliches Kriegsmaterial zurück. Wir haben an die fünfhundert Kanonen, sechzig Banner und neun Roßschweife (die Abzeichen hoher türkischer Generale) erbeutet und mehr als fünftausend Janitscharen gefangengenommen. Am gleichen Abend noch ließ Prinz Eugen die erbeuteten Kanonen rings um die Festung Belgrad aufstellen. Da zogen die Türken die weiße Fahne auf und baten um freien Abzug. Er wurde ihnen gnädig gewährt. Wir rückten am 22. August in die Stadt. Alles ist gut verlaufen, wir haben keine zweitausend Tote zu beklagen, auch Onkel Eugen hat nur einen leichten Streifschuß erhalten. Und ich selber, mon cher mama, bin gesund, frisch und fröhlich.
Da sitze ich nun auf der Plattform des Turmes Fürchtenichts, sehe zu meinen Füßen die silbernen Wasser der Save sich mit den dunkleren Fluten des Donaustromes vermählen. Ringsum in Gebüschen und Waldungen zirpen die Grillen, und ferne rumoren die Soldaten an zahllosen Lagerfeuern. Oben glitzern die Sterne wie große Augen und unten in Wällen, Schanzen und Geschützstellungen der Festung glühen rot die Feuer der Armee.
Beim Vorwerk drüben, das wie der Zacken eines Sterns von der Höhe der Festung hinausspringt, loht ein großes Feuer. Da kauern sie wohl im Kreise: österreichische Kürassiere, bayrische Pappenheimer Panzerreiter, ungarische Honveds und böhmische Dragoner. Ein Trompeter hat eine neue Weise erfunden, die er nun zaghaft probiert.
Irgendein Kamerad hat den Text dazu gedichtet. Nun höre ich, wie sie das neue Lied versuchen. Hell tönt der Trompetenton, kräftiger fällt der Chor der Sol-

daten ein. Die Verse sind hübsch und drücken ganz die Stimmung der Truppe aus.

,Prinz Eugen, der edle Ritter,
wollt dem Kaiser wiederum kriegen
Stadt und Festung Belgerad.
Er ließ schlagen eine Brucken
daß man kunnt hinüberrucken
mit der Armee wohl in die Stadt!'

Sie lieben ihn alle, ihren Prinzen Eugen. Ich bin sehr stolz, daß er mein Patenonkel ist.

Und nun umarme und küsse ich Dich, allerliebste Mutter! Zum Schluß kommt die Überraschung! Denn ich grüße dich innig als dein Sohn und frischgebackener *Leutnant*

Karl Batthyany."

Um 1725

Die Schwabas kommen

Seit Tagen waren die Ufer des großen Donaustromes flach wie Bügelbretter gewesen. Der Lehrer hatte gesagt, das Land auf dem linken Gestad' gehöre zu Ungarn und heiße Batschka. Gestern zur Nacht hatte die „Ulmer Schachtel" am rechten Ufer des breit und gemächlich dahinströmenden Wassers festgemacht. Leicht ansteigende Waldhügel standen im Abendrot. Die Gegend schien lebhafter zu werden.

Jetzt schwamm das große, floßartige Schiff wieder munter dahin.

Zur Linken säumten Schilfdickichte und Auwildnisse den Strom, der sich hier verästelte und offenbar in weite Sümpfe verlief. Aber auf der rechten Seite wurden die Höhen steiler. Dunkle Mischwälder grüßten herunter und erinnerten ein wenig an die Heimat in der Pfalz und in Schwaben.

Der ungarische Steuermann, der des Deutschen etwas mächtig war, sagte: „Diese hohe Gebirge sein Fruschka Gora." Es war aber nur nach ungarischer Vorstellung ein „hohes Gebirge". In Deutschland hätte man es ein Hügelland genannt. Und der Ungar verkündete den gedrängt im Schiff Sitzenden: „Bald wir werden sein in Novisad-Peterwardein."

„Das ist Neusatz", erklärte Lehrer Heinrich Willer aus Kaiserslautern, den die Auswanderer zum Führer gewählt hatten. Er fügte hinzu: „Hinter Neusatz mündet der große Theißfluß in die Donau. Und dann ist es nur noch ein Katzensprung nach Belgrad. Zwischen der Theiß und Belgrad werden wir anlanden, um in unsere neue Heimat zu reisen."

Das flachgehende Donauschiff war voller Menschen aus dem Reich. Weil die meisten von ihnen in Ulm auf Schiffe gingen, von wo aus der Strom schiffbar war nannte man die großen Boote „Ulmer Schachteln".

Die Männer hockten samt Frau und Kind, Großmutter und Basen, Vettern und Nachbarn an Bord. In einem Pferch am Ende der Schachtel standen geduldige Kühe, Ziegen und Schafe; Heuballen und Kornsäcke mit Saatgut, Acker- und

Handwerksgerät zeigten, daß die Auswanderer willens waren, sich selber zu helfen. Im Mittelteil des Bootes, wo aus Zeltplanen und Tüchern eine Art Schlafzelt errichtet war, türmten sich auch alte geschnitzte Truhen, bemalte Kästen, das Küchengerät und die Ballen mit Leinen, selbstgewebtem Tuch und ungehechelter Wolle.

Auf der vorausfahrenden Ulmer Schachtel befand sich Freiherr von Falckh, der Vertrauensmann des Prinzen Eugen. Dieser Herr war mit seinen Gehilfen als Werber durch das Rheinland und die Pfalz gezogen, um Bauernvolk und Handwerker zu bekommen für den ausgemordeten Banat.

Und er hatte mehr als genug bekommen. Eine lange Kette von Schachteln trieb den Strom hinab. Und wie den Freiherrn von Falckh, der von Worms aus geworben hatte, gab es viele andere Werber im Reich: überall, wo das Land zu eng und die Leute zuviel geworden waren, also in Schwaben, im Schwarzwald, in Baden und in Franken.

„Dieses neue Land, Herr Lehrer", fragte der junge Bauer in Pfälzer Tracht, „heißt Banat, nicht wahr? Wie wird der Ackerboden dort sein? Und kann man Weinreben pflanzen?"

„Es soll gute Erde sein", antwortete der Lehrer. Wir haben Briefe bekommen von Leuten, die vor uns in die Batschka oder in den Banat ausgewandert sind. Die schreiben, daß man in Ungarn guten Wein baut und daß die Scholle tief, fett und noch röter ist als in der Pfalz. Da unten im Land zwischen Donau, Theiß, Marosch und Gebirge hat bisher kaum jemand rechte Landwirtschaft betrieben."

„Ja, ja", meinte eine Bäuerin aus Landstuhl, „sie werden schon gewußt haben, warum sie nichts angebaut haben. Weil der Türk alles frißt, weil die Tatern alles verbrennen und die Zigeuner den Rest stehlen. Ach, warum sind wir nur fortgezogen! Ich halt's kaum mehr aus vor Heimweh nach der schönen Pfalz."

„Hast du schon vergessen, Mutter", gab ihr ein weißhaariger Bauer zu bedenken, „warum wir ausgezogen sind? War doch kein Leben mehr: alle paar Jahr fiel der Franzos ins Land und brannte und raubte. Schlachten haben sie geschlagen auf unseren Feldern. War alles verbrannt und gestohlen, dann kam der Rentmeister des Grundherrn und forderte Zins. Schlechter wird's auch nicht sein im Banat."

„Und Platz haben wir keinen gehabt!" rief der junge Bauer. „Die Äcker waren kaum genug für den ältesten Sohn. Wo sollten die jüngeren hin, wenn sie nicht Knechte sein wollten?

„Mir haben die Franzmänner die Frau erschlagen und die Tochter mitgenommen", sagte ein Riesenkerl, der wie ein Schmied aussah. „Zuerst haben wir in der Nähe von Heidelberg gewohnt. Doch die Stadt hat sich nur schwer erholt, seit die Franzosen sie abgebrannt haben. Das Handwerk ging schlecht und wir wanderten ins Sickingische. Da kamen die Franzosen und schossen tot, was ihnen in den Weg kam. Jetzt bin ich allein und will noch einmal von vorne anfangen. Einen guten Schmied braucht man in jedem Land.

„Da hört ihr es, Leute", meinte der Lehrer. „Wir hinterlassen eine schöne Heimat! Aber sie kann uns nicht nähren und nicht einmal schützen. Das beste

Pflänzchen, das man dort drüben im Osten anbaut, wird wohl weder Wein noch Korn sein: sondern Freiheit und Menschlichkeit."

„Ist's wahr, Schulmeister", fragte der junge Bauer neugierig, „daß wir im Banat keinen Grundherrn, kein Kloster und keinen Grafen über uns haben werden? Freie Bauern mit selbstgewähltem Bürgermeister? Für viele Jahre sogar zinsfrei vom Staat und am Ende nur mit einem Bezirksrichter und Kommissarius als Obrigkeit im Land?"

„Letztlich ist der Kaiser unser Herr", ergänzte der Lehrer. „Ja, Leute, wir werden ein freies Leben finden und uns eine neue kleine Welt bauen dürfen."

Hinter einer Strombiegung kamen Häuser und Türme in Sicht. Das mußte Neusatz sein. Herrliche grüne Wiesen zogen am Ufer hin, die Sümpfe gingen in trockenes Land über und am rechten Ufer traten die Waldhügel dichter ans Wasser heran. Da stimmte ein junger Kerl aus dem Rheingebiet ein Lied an, das allen bekannt war: „Der Jäger aus Kurpfalz – der reitet durch den grünen Wald ..."

In Neusatz legten die Ulmer Schachteln eine hinter der anderen an. Die Menschen sprangen ans Ufer und sahen sich um. Es tat gut, sich einmal die Beine zu vertreten.

Zigeuner hatten ein paar Bretter aufgelegt. Dort tanzten und musizierten sie. Es waren bunte, abenteuerlich gekleidete Gestalten. Ungarische Husaren mit ihren umgehängten Dolmans strichen sich die schwarz gewichsten Schnurrbärte. Breithüftige Bäuerinnen in den farbig bestickten Blusen der Sloweninnen und Serbinnen, mit runden Käppchen und Kopftüchern saßen vor Körben voller Eier, Früchte, rotem Paprika oder Butterballen in frischen Blättern.

Sie starrten die Ankömmlinge ebenso erstaunt an, wie diese sie.

Die Schwabenmädchen trugen kunstvoll gestickte Riegelhauben mit langen Bändern, Mieder und gebauschte Röcke; die Schwarzwälderinnen die roten „Bollen" auf den Hüten; und die Pfälzer Bauern kurze Janker und Weingartenschaber. Vielerlei Sprachen und Mundarten mengten sich durcheinander.

Bald fand man sich zu Handel und Lustbarkeit zusammen.

Schon tanzten ein paar Ungarn mit den Pfälzerinnen.

Tags darauf stießen die Ulmer Schachteln wieder ab. Diesmal standen viele winkende Gestalten an der Lände von Neusatz.

Lehrer Willer hatte sich geirrt. Die Schiffe der Auswanderer fahren weiter donauabwärts nach Belgrad. Aber auch dort ließ man sie noch nicht landen, ihr Ziel liegt noch vor ihnen ...

Die Donau strömt langsamer und gewaltiger. Ihr Hauptbett verästelt sich, große Sümpfe dehnen sich mit Schilfdickichten. Schwärme von Wildenten, Reihern und Wasserhühnern steigen schwirrend aus dem Schilf. Die Wasser quellen über von Fischen: ein reiches Land.

Dann treten die Gebirge auf der linken Flußseite immer näher an den Strom. Wälder dunkeln im Osten, Hügel steigen auf. Bei einem Ort namens Pozavar brennen in der Dämmerung große Feuer.

„Das ist das Zeichen", sagt der ungarische Steuermann und legt das Ruder um.

Sie landen am östlichen Ende des Banat. Ein kaiserlicher Komissarius mit einigen Soldaten erwartet sie. Lehrer Heinrich Willer stellt sich als Anführer des Zuges von Pfälzer und schwäbischen Auswanderern vor.
„Ist recht, Schulmeister", erwidert der österreichische Herr. „Mich hat der General und Graf Mercy ausgesandt, der im Namen des Prinzen Eugen und des Kaisers den Banat besiedelt. Mein Name ist Baron von Mundtbrot. Wenn Er etwas wissen will, so frag Er mich ruhig."
„Danke schön, Herr Baron. Halten zu Gnaden, wir möchten gern wissen, wo wir unsere neue Heimat finden. Ist's hier am Strom?"
Der Österreicher streicht sich den grimmigen Offiziersbart in die Höhe. Dann breitet er eine Landkarte aus.
„Da, seh er her, Schulmeister!" sagt er nicht unfreundlich. „Wir haben bei Pozavar angelegt. Da mündet ein kleines Flüßchen mit Namen Nara in die Donau. Morgen werden wir mit Pferden und Ochsengespannen die Ulmer Schachteln flußaufwärts ziehen: etwa zwei Tagreisen weit. Am Hang der Berge, schön zwischen Waldungen und frischen Bächen gelegen, mit tiefer, fruchtbarer Ackererde zieht sich ein Tal zum höher gelegenen Land hin. Da werden wir siedeln. Der Platz soll Weißkirchen genannt werden."
„Und warum ist dieser Platz ausgesucht worden, Herr Baron?"
„Zu euerem Glück, Leute! Die ersten Auswanderer, die hier ankamen, hat man eingesetzt, die Sümpfe trockenzulegen, und sie haben sich Dörfer nahe am Strom gebaut. Es hat sich gezeigt, daß Überschwemmungen die Ernten und Fieber, Typhus und Pest die Menschen gefährden. Darum ist angeordnet, künftig auf höherem Land und in gesunder Nähe der Wälder zu siedeln."
„Danke für alles, Euer Gnaden!" sagt der Lehrer und alle Bauern und Handwerker nicken ringsum. Sie stehen mit gezogenen Kappen im Kreis. Die Frauen und Kinder halten sich etwas zurück. Ein alter Weinbauer von Landstuhl meint: „Wird harte Arbeit geben, Weißkirchen zu gründen! Bis die Straßen angelegt, die Brücken gebaut, die Gehöfte errichtet, die Ställe gezimmert und die Äcker umbrochen sind: ganz zu schweigen von Weingärten und Obstbäumen. Das braucht Zeit und Müh."
Der Baron lacht dem Bauern kameradschaftlich zu und schüttelt den Kopf.
„Nicht so schlimm, Gevatter!" ruft er. „In euerer Nähe gibt es schon zwei deutsche Dörfer: Rebenberg und Lagerdorf. Die sind gehalten, die Patenschaft für euch Neue zu übernehmen. Sie helfen und sorgen, daß ihr den ersten harten Winter übersteht!"
Als die Bauern freudig murmeln, fügt der Baron noch ein paar Worte hinzu.
„Wißt ihr, wie uns die Ungarn, Serben und Türken insgesamt nennen? Wir sind die ‚Schwabas', die Schwaben für sie! Und damit meinen sie Pfälzer, Badener, Schwarzwälder, Rheinländer und Württemberger genauso wie Österreicher, kurz alles, was deutsch spricht."

1730 | Der unsichere Kantonist

Seit mehr als neunzehn Jahren trug Jockel Kruse die rote Halsbinde, wie ein Hund seine Kette trägt.

Er trug sie vom Tag seiner Geburt an; denn er war ein Pechvogel. Nicht nur, daß er als königlich preußischer Untertan geboren wurde war sein Unglück, sondern auch, daß sein Vater ein Kleinbauer in der Altmark war. Am schlimmsten aber war, daß Jockel wuchs und wuchs und schließlich zwei Meter groß wurde.

König Friedrich Wilhelm I. übertrieb seine Vorliebe fürs Militär ziemlich stark. Er hatte das Land in „Kantone" oder Bezirke eingeteilt. Jedes Regiment sollte die Knaben eines Kantons als künftige Rekruten bekommen. Stammrollen wurden angelegt, und jeder Neugeborene erhielt gleichzeitig mit seinem Namen die rote Halsbinde. Beides: Namen und Halsbinde, mußte er fortan tragen. Jedermann wußte, daß er für die Soldaten ausgemustert war. Man wartete nur noch, bis er erwachsen war.

Wenn Jockel in die Kreisstadt fuhr, mußte er nicht nur die rote Halsbinde, sondern auch noch das Regimentsabzeichen am Hut tragen. Über die Grenze des Kreises durfte er ohne einen Laufpaß nicht hinaus, und den bekam er nicht; denn er galt als „unsicherer Kantonist": nämlich als einer, der nicht gern Soldat wird und ans Ausreißen denkt.

Weil er zudem so groß geworden war, sahen ihn nicht nur die Mädchen im Dorf, sondern leider auch die Feldwebel interessiert an. Denn es war bekannt, daß der König in Potsdam eine Riesengarde als sein liebstes Spielzeug hielt. Eines Tages würde Jockel zu den Soldaten müssen. Dann aber würde ihn sein Oberst dem König für die „Langen Kerls" in Potsdam schenken, und Jockel konnte Jahr um Jahr das Soldatenleben genießen.

Jockel Kruse hatte jedoch ganz andere Pläne mit seinem Leben. Er wollte nicht immer leibeigener Bauer und ein armseliger Landarbeiter bleiben wie sein Vater. Sein Sinn stand nach Höherem. So war er mit Erlaubnis des gnädigen Gutsherrn zum Wagner und Schmied in die Lehre gegangen und hatte ein Handwerk erlernt. Vielleicht hätte ihn der Gutsherr — der selber General war — vom Militär freibekommen, wäre der Jockel nur nicht so riesengroß gewesen.

Und dabei dachte der junge Mann an Heirat, Familiengründung und die harten Taler, die er als Schmied und Wagner in einer Stadt verdienen könnte. Zu allem Unglück war seine Auserwählte ein Mädchen aus dem Braunschweigischen, eine Ausländerin also. Sie wohnte jenseits der Aller, in einem Dorf, dessen Kirchturm man von Jockels Haus aus sehen konnte. Aber zwischen ihm und ihr sperrte ein Schlagbaum die Straße, und Zollwächter paßten auf, daß kein unerlaubter Verkehr mit dem Ausland stattfand.

Vor einem halben Jahr hatte der Jockel mit gezogener Kappe untertänigst beim Gutsherrn angefragt, ob er sich verloben dürfe. Der Gutsbesitzer und General

war zugleich der Gerichtsherr des Kantons. Er hatte geflucht und geschimpft und gesagt: zuerst sollten die jungen Leute ihre Dienstzeit beim Militär ableisten, ehe sie ans Heiraten dächten. Außerdem war er streng dagegen, daß ein ausgebildeter Handwerker aus seinem Gutsbereich fortzog. Drüben im Braunschweigischen aber war der Gutsbesitzer, dem die Braut und ihre Familie hörig waren, ebenso gegen Auswanderung. Keiner von den Herren wollte eine Arbeitskraft einbüßen.

So war der „Heiratskonsens" verweigert worden, und Jockel wußte nicht, wie die Dinge weitergehen sollten.

Im Sommer, gleich nach der Ernte, kamen die Soldaten ins Manöver. Ausnahmsweise marschierte diesmal auch die Riesengarde mit, die sonst nur zum Anschauen gut war. Um die kostbaren Riesen zu schonen, wurden sie vom Zelten auf freiem Feld entbunden und zu Bauern ins Quartier gelegt. Auf diese Weise kam ein zwei Meter langer Kerl namens Karl in die Hütte von Jockels Eltern. Die beiden jungen Männer verstanden sich um so besser, als sie beide Riesen waren.

Abends saß Karl am Tisch der Bauersleute. Er war zwar müde von den Manövern und von dem harten Drill, mußte aber noch seine Ausrüstung mit Kreide, Schusterpech, Graphitfarbe und Bürsten putzen. Da gab es eine Perücke mit Zopf zu pflegen, die Montur zu säubern, die hohe Gardistenmütze abzustauben, die Lederriemen zu wienern, die Gamaschen zu prüfen und Gewehr, Patronengurt, Seitengewehr und Pulverhorn auf Hochglanz zu polieren. Während Karl sich plagte, erzählte er von der Mühsal des Soldatenlebens.

Die Korporäle prügelten mit Stöcken auf die Rekruten ein, bis sie die zahlreichen Griffe und Handbewegungen beim Laden, Zielen, Schießen im Schlaf konnten. Seit General Leopold von Dessau das Exerzieren erfunden und den Drill eingeführt hatte, wurden die armen Soldaten wie Hunde dressiert. Und, bei Gott, die Werber, die „Feldweibel" erst!

Karl erzählte, wie er selber fürs preußische Militär eingefangen worden war. Er stammte aus dem Bayrischen Wald. Selbst in sein Walddorf waren die preußischen Werber gekommen. Sie sahen Karl und wußten, daß sie für einen Kerl mit zwei Meter Länge in Potsdam an die tausend Taler kassieren konnten. So luden sie ihn in die Wirtschaft ein und verluden ihn, als er betrunken war, auf einen Heuwagen. Später behaupteten sie, er habe mit drei Kreuzen unterschrieben und sich für die Soldaten verpflichtet.

„Vor den preußischen Werbern", sagte Karl, „bist du nirgendwo sicher, wenn du groß gewachsen bist. In unserer Kompanie ist ein Schotte, den haben die Preußen für fünftausend Taler gekauft. Mit dem Geld hat die Schwester des Schotten heiraten können. Ein anderer mit 2,30 Meter Länge war Kapuzinerpater in Rom. Die Preußen schickten einen Major, der ihn mit allerhand Versprechungen nach Berlin brachte. Und in der dritten Kompanie gibt es hundertfünfzig sibirische Riesen. Die hat der König von Zar Peter gegen ebenso viele tüchtige preußische Waffenschmiede, Schlosser und Mechaniker eingetauscht."

Je mehr der Bayer erzählte, um so nachdenklicher wurde Jockel. Wie sollte er als preußischer Untertan dem Militär entgehen, wenn sogar Ausländer nicht



sicher vor dem Militär waren? Schließlich erzählte er seine Sorgen und fragte den Soldaten um Rat.
„Bleibst du im Lande", sagte der, „so bist du verloren. Bei deiner Größe! Mit den Bauern tut ein König, was er will. Wenn er sie nicht an die Russen vertauscht, so macht er Soldaten aus ihnen. Wir haben Hessen in der Kompanie, die erzählen, daß ihr Kurfürst seine Landeskinder sogar an die Holländer und Engländer verkauft. Willst du etwa im schwarzen Afrika mit den Negern kämpfen oder dich von Indianern skalpieren lassen? Das alles kann dir passieren, wenn du nicht aufpaßt."
„Gibt es denn gar keinen Ausweg?"
Der lange Gardist nickte; er fing an, seine Perücke zu pudern und den Zopf zu striegeln.
„Es gibt einen Ausweg, Jockel. Handwerk macht frei und Stadtluft macht frei. Du mußt zusehen, in eine große und freie Stadt zu kommen. Viel Geld verdienen wirst du nicht, weil dir der Zunftzwang verbietet, selbständig zu arbeiten. Aber man kann auch als Geselle sein Brot verdienen und später des Meisters Tochter heiraten . . ."
„Ich hab schon eine Braut, und die ist aus einem Bauernhaus!"
Der Soldat zuckte die Schultern.
„Dann wirst du wohl nie Meister sein, Jockel. Aber geh trotzdem in die Stadt, jenseits der Grenze natürlich, man wird dich schützen und leben lassen."
Dem langen Bayern machte es Spaß, das preußische Militär um einen Riesenrekruten zu betrügen. Zusammen mit einigen Kameraden versteckte er Jockel am Morgen auf einem Fourierwagen voll Heu. Die Truppen zogen weiter ins Manöver, dicht an die braunschweigische Grenze.
In dem Planwagen gelangte Jockel zum Waldrand, ohne daß ihn die aufmerksamen Augen der preußischen Landjäger erspähten. Und als die Dämmerung sank, verhalfen ihm die Soldaten ins Dickicht.
Eine halbe Stunde später hatte er die Grenze ins „Ausland" passiert.
Spät nachts pochte er ans Fenster seiner Braut, und noch anderntags zogen sie wie Flüchtlinge weiter nach Westen. Sie wollten bis Westfalen oder ins Rheinland wandern und dort in einer Stadt unterkommen. Gute Handwerker suchte man überall.
Zum erstenmal seit neunzehn Jahren legte Jockel Kruse das rote Halsband ab, und zum erstenmal fühlte er sich beinah wie ein freier Mensch.

1763 | # Friedrich der Große im Oderbruch



Der Rittmeister der Ziethen-Husaren schnarrt einige Befehle, die Reiter in ihren bunten, verschnürten Uniformen sitzen auf. Langsam setzt sich der Zug in Bewegung. Auch die einfache Landkutsche rollt an. Man sieht die kleine gebeugte Gestalt hinter den Fenstern winken.

Die Bauern schwenken die Kappen und beginnen zu schreien: „Vivat Friedrich!" Die adeligen Herren und Junker der umliegenden Landgüter haben höflich die Dreispitze gezogen und stehen neben ihren Pferden. Auch sie stimmen in die Hochrufe ein: „Vivat Fridericus Rex!"

Der Wagen mit dem einsamen alten Mann verschwindet in einer dichten Staubwolke.

Das geschieht am 30. März des Jahres 1763, runde vierzehn Tage nachdem Friedrich II. von Preußen seinen Friedensschluß mit den zahlreichen Feinden unter Dach gebracht hat. Er ist, von Sachsen kommend, nochmals an die Oder gereist, hat das Schlachtfeld von Kunersdorf besucht, auf dem er den Tiefpunkt seines Lebens und des schrecklichen Krieges erlebt hat, und ist von Frankfurt an der Oder nun auf dem Weg nach Berlin. Herr von Redschütz, der adelige Landrat des Kreises Frankfurt, hat dem König das Geleit bis an die Grenze seines Bezirks gegeben. In seiner Begleitung ist sein Freund, Baron von Stockhausen. Er war ehemals auch Landrat im nahegelegenen Schwiebus gewesen, freilich österreichischer Beamter unter der Kaiserin Maria Theresia. Dann sind 1742 die „bösen Preußen" gekommen und haben Schwiebus wie ganz Schlesien besetzt. Baron von Stockhausen aber hat für Preußen „optiert", sich nämlich entschieden, Preuße zu werden. Er ist auf seinen Landgütern geblieben.

Die beiden Herren Redschütz und Stockhausen blicken der entschwindenden Königskutsche nach, während sie auf die Pferde klettern. Dann reiten sie im Schritt den sandigen Ziehweg in Richtung Oderbruch zurück.
„Das war ein historischer Augenblick, Stockhausen, sagt Landrat von Redschütz. „Der König fährt durch den Oderbruch. Wir haben ihm die Hand geküßt. Verdammt noch mal, Stockhausen, er ist ein großer Mann: eben wirklich Friedrich der Große."
Baron von Stockhausen gehört schon zu jenen Leuten, die sich „aufgeklärt" nennen, weil sie französische Bücher lesen und an nichts mehr glauben. Er spottet und zweifelt gern. Jetzt erscheint ein überlegenes Lächeln auf seinem Gesicht, als er antwortet.
„Was heißt in der Geschichte schon, daß man einen Mann ‚den Großen' nennt? Da habe ich bei Voltaire gelesen: ‚Wenn ein Mann es nur fertigbringt, hunderttausend seiner Mitmenschen auf möglichst heldenhafte Weise ins Grab zu bringen, so sind ihm Denkmäler gewiß. Man nennt ihn den Großen!' Und soviel ich weiß, hat auch Friedrich der Große drei schreckliche Kriege geführt, der letzte hat sieben Jahre gedauert und Hunderttausenden Leben, Besitz und Glück gekostet. Und all das nur, damit die deutsche Provinz Schlesien aus österreichischer Herrschaft in preußische überging. Er hat sich ‚Preußens Gloria' etwas kosten lassen, euer Fridericus Rex!"
„Gott strafe dich, Stockhausen!" wetterte der Landrat. „Aus dir spricht der alte Österreicher. Aber ganz Europa und das ganze Reich bewundern Friedrichs Schlachten und Siege: wie er die Franzosen bei Roßbach, die Kaiserlichen bei Leuthen und die Russen bei Zorndorf schlug!"
„Schlug! Und Schlachten!" spöttelt der ehemalige Österreicher. „Das ist alles, was Könige können, um ‚groß' zu heißen! Davon redet keiner dieser närrischen Deutschen, daß Friedrich durch seinen ehrgeizigen Kampf gegen Österreich das deutsche Donaureich so geschwächt hat, daß es nun Essig ist mit dem großartigen Plan des Prinzen Eugen. Ohne die Preußen wäre das im Türkenkrieg verödete Land donauabwärts bis Belgrad vielleicht eingedeutscht worden — jetzt aber ist es zu Ende mit Siedlung und Ostkolonisation. Die Kaiserin braucht jeden Taler zum Wiederaufbau und jeden deutschen Bauern im eigenen Land."
„Und trotzdem!" meint Redschütz und gibt seinem Pferd unversehens die Sporen, so daß es in Trab fällt. „Du bist voreingenommen, Stockhausen! Gut: der König hat seinen Siebenjährigen Krieg gewonnen und die Beute behalten — aber das allein ist es nicht, was ihn ‚groß' macht! Hast du vergessen, wie er gleich nach seinem Regierungsantritt die Pressefreiheit und die Religionsfreiheit einführte? Wie er die Folter abschaffte und das Rechtswesen erneuerte? Wie er als getreuer Hausvater gewirtschaftet hat und selber der erste Diener seines Staates gewesen ist? Er hat sich niemals geschont. Was er tat, geschah für Preußen und fürs preußische Volk."
Stockhausen treibt sein Pferd an, daß es Schritt halten kann mit dem des Landrats. Ein wenig widerwillig gibt er zu, daß König Friedrich natürlich besser sei, als etwa der verkommene Franzosenkönig oder die tyrannische Zarin von Rußland. Friedrich verschwendet das Geld des Landes nicht für aufwendige Schloß-

bauten, er arbeitet von früh bis spät, lebt persönlich bescheiden und erweist sich als Feind alles mittelalterlichen Aberglaubens. Trotzdem, meint der Baron, Krieg hat auch er geführt. Um Ruhm, Macht und Größe seines Hauses geht es auch ihm. So reiten die beiden Freunde streitend die Straße entlang, bis sie der Geschmack des Staubs im Mund endlich schweigen heißt.

Unterdessen hat sich die Kutsche des Königs in der anderen Richtung entfernt. Die Begleitreiter müssen hinter dem Wagen traben, damit der Staub den König nicht zu sehr belästigt.

Friedrich sitzt in seinem verschlissenen dunkelblauen Soldatenrock, den Dreispitz auf dem gepuderten Kopf, in den Polstern der rüttelnden Kutsche und stützt die schon ein wenig gichtigen Hände auf den Krückstock.

Wie er so dasitzt oder vielmehr kauert: ein kleiner, schmächtiger und schon frühzeitg gebeugter Mann, empfindet er selber seine Einsamkeit.

An Jahren zählt er erst einundfünfzig — aber in Wirklichkeit ist er müde und völlig verbraucht. Er liebt es, sich selbst und die Welt zu verspotten. Da ihm die Zurufe der Leute noch in den Ohren klingen, denkt er: „Ich bin weder Friedrich der Große noch Fridericus Rex — ich bin, was manche meiner treuen Soldaten unter sich sagen: ‚der alte Fritz'." Und er denkt auch über den Krieg nach, der wie durch ein Wunder nach sieben Jahren zu Ende gegangen ist und Preußen inmitten einer ungeheuren Übermacht am Leben gelassen hat.

„Bei Gott", sinnt Friedrich, „künftig will ich keine Katze hinterm Ofen mehr anfassen! Der glorreichste Krieg ist eine böse Sache, und der Rest meines Lebens soll dem Frieden gehören."

Inzwischen hat der Zug des Königs die Ortschaft Taßdorf im Nieder-Barnimer Kreis erreicht, wo die Pferde gewechselt werden. Sofort sammelt sich eine aufgeregte Menge um den Wagen. Hochrufe werden laut. Der Landrat des Kreises Nieder-Barnim, Herr Nüßler, tritt vor, begrüßt untertänig den König, der sich zum Wagenfenster herauslehnt und schildert ihm, welche furchtbaren Schäden das Land durch die Russen erlitten habe.

„Hols der Teufel!" sagt der König. „Hab ich doch den verwüsteten Provinzen dreihunderttausend Taler Hilfe bewilligt."

„Das ist ein Tropfen auf den heißen Stein, Majestät. Was uns fehlt, sind Pferde zur Bestellung der Äcker, Roggen zum Brot und zur Aussaat."

„Roggen zu Brot und Sommersaat will ich geben. Aber die Pferde braucht das Militär, da hab ich keine."

Der Landrat gibt jedoch nicht Ruhe. Er sagt, ohne die Hilfe des Königs sei der Oderbruch, sei der Kreis Nieder-Barnim so gut wie verloren.

Der König fängt zu handeln und zu erklären an. Aus dem schrecklichen Krieg, so meint er, seien ihm insgesamt nur 25 Millionen Taler für ganz Preußen übriggeblieben. Die wolle er gern unters Volk geben, aber sinnvoll müsse es geschehen. Er spricht von einer neuen, soeben durch einen schlesischen Rittergutsbesitzer erfundenen Fruchtfolge der Äcker, durch die man doppelte Ernten erziele. Man müsse eben anstatt des Fruchtwechsels zwischen Sommer- und Wintergetreide und im dritten Jahr Brache Klee anbauen und Vieh damit mästen. In Berlin, erzählte der König, mache ein gewisser Apotheker Markgraf

Versuche mit Zuckerrüben zur Gewinnung von Rübenzucker. Das eröffne gute Aussicht für die Leute auf dem Land: Rübenanbau, Zuckergewinnung, Geld kommt ins Land.
Und der Oderbruch? Was den anbelangt, so will Friedrich die entlassenen Soldaten und die Bauern mit Gespannen und Werkzeugen ausrüsten, die Sümpfe trockenzulegen, den Torf zu stechen und mit dem tiefen Wendepflug neue Erde nach oben zu bringen.
„Ich will Neuland innerhalb meiner Grenzen gewinnen, Nüßler", sagt er. „Er muß sich nur Zeit lassen. Es wird alles in die Wege geleitet."
„Majestät", erwidert Nüßler unerbittlich, wir haben nicht mehr viel Zeit. Die Leute hungern. Die Höfe sind niedergebrannt, das Vieh fortgetrieben, die Scheuern ausgeplündert. Wie sollen wir das Land bestellen ohne Pferde, Ochsen und Saatgut?
„Er ist hartnäckig, Nüßler!" brummt der König, dem der Mann eben deshalb gefällt. „Aber eines muß ich seinem Landkreis vor Augen halten. Auf dem ganzen Weg hierher hab ich nirgendwo einen Kartoffelacker bemerkt. Warum bauen die Leute in dieser armseligen Moor- und Sandgegend nicht Erdäpfel an, wie ich seit Jahren predige? Denkt Er noch daran, Nüßler, daß ich seinerzeit die Kartoffel mit Zwang einführen mußte? Daß meine Soldaten nachts die Felder bewachen mußten, weil die törichten Leute das fremde Kraut aus der Erde rissen? Und weil sie die giftigen Beeren an den Stauden anstatt der nahrhaften Knollen aßen? Baut Kartoffeln an, Nüßler, dann kommt sein Landkreis ohne Hunger über den Winter!"
Schließlich bringt Landrat Nüßler den König soweit, daß er ihm ausreichende Hilfe, ja sogar Pferde für die Pflüge verspricht. Der König sieht ein, daß er den Wiederaufbau des Landes mit Eile betreiben muß.
Während die Stallknechte sich mühen, die neuen Rosse anzuschirren, ordnet er an: „Schicke Er sogleich Boten an alle kurmärkischen Landräte, Nüßler! Sie sollen eilig nach Berlin kommen. Ich will sie am Donnerstag auf dem Schloß sprechen und ihnen sagen, wie ich dem Lande helfen kann."
Dann gibt der Husaren-Rittmeister das Zeichen, und die Kutsche des Königs rollt in einer dichten Staubwolke davon.

1773 | Die Bostoner Tee-Party

Am 15. Dezember 1773 ist der Himmel über Boston grau verhangen. Es schneit. Die Nacht sinkt langsam nieder. In seinem neuen Backsteinhaus in der Kings-Street sitzt Oberst Hancock, der Anführer der Bostoner Rebellen, einsam vor dem prasselnden Kaminfeuer.
Wie soll alles weitergehen?
Gestern hat er die Anklageschrift des englischen Oberrichters erhalten. Er wird beschuldigt, die Zollbehörde in den vergangenen Jahren um mehr als eine

halbe Million Dollar betrogen zu haben. Schmuggler gibt es viele in der Kolonie Massachusetts, seit der englische König und sein Parlament in London beschlossen haben, daß die Kolonien für den Tee und andere Waren Zoll bezahlen müssen. Oberst Hancock, der die Schmuggelei auch aus englandfeindlichen und politischen Gründen betreibt, gilt als der König der Gesetzlosen.
Allen englischen Verboten und Kontrollen zum Trotz haben seine Leute mit Kähnen und flachgehenden Booten holländischen Tee, schwedische und deutsche Eisenwaren, französische Stoffe zollfrei ins Land gebracht. Zum Teufel mit den Briten! Die amerikanischen Bürger sind erwachsen geworden und pfeifen auf die ewige Bevormundung durch England. Jedes Gesetz, jede Verordnung — alles wird in London beschlossen, und die Kolonisten in Amerika haben nichts mitzureden. Wenn es zum Prozeß gegen Hancock kommt, ist er ein verlorener Mann. Die „Söhne der Freiheit" haben Hancock zu ihrem Anführer gewählt. Er ist mächtig und einflußreich in Boston. Hinter ihm stehen Hunderte von See- und Schauerleuten, Hafenarbeitern und Händlern, die durch den „Boykott" der englischen Waren arbeitslos geworden sind.
Seit die Bostoner beschlossen haben, keine verzollten Waren mehr in ihrem Hafen zu landen, arbeiten all diese Matrosen, Hafenarbeiter und Handelsleute im Schmugglerverein des Obersten Hancock. Ein Wink von ihm, und die Männer stehen bereit. Es sind kräftige und verwegene Burschen, die vor keiner Gewalttat zurückscheuen, wenn es gegen die verhaßten Engländer geht.
Von der Straße her sind Schritte zu vernehmen. Hancock tritt ans Fenster und blickt hinaus. Er wartet auf seinen Freund Samuel Adams.
Nein — es ist nur ein Haufe vorüberziehender Matrosen, die durch die Hauptstraße lärmen. Sie haben sich ein neues Schlagwort ausgedacht: „Boston harbour a tea-pot tonight — Der Bostoner Hafen wird ein Teetopf heute Nacht."
Hancock lächelt grimmig. Der Tee ist zum Beispiel des Freiheitswillens aller gutgesinnter Bostoner, ja der Amerikaner geworden. Kein Mensch trinkt mehr englischen Tee, obschon sein Preis in Amerika niedriger ist als in England selbst. Aber hier geht es nicht mehr um Preise, sondern um Freiheit, um Selbständigkeit. Es geht darum, daß sich die dreizehn englischen Kolonien auf amerikanischem Boden nicht länger wie kleine Kinder behandeln lassen, die nicht für sich selber zu sorgen in der Lage sind!
Wie Hancock wieder ins Zimmer zurücktritt, klopft es am Haus. Der Oberst springt wie ein Junger und öffnet die Tür. Die beiden Vettern John und Samuel Adams stehen vor der Tür.
John gehört zu den gemäßigten Rebellen. Er ist Rechtsanwalt, ein blendender Redner und leidenschaftlicher Politiker. Er möchte wirklich nur vom englischen König erreichen, daß er die Zollgesetze erleichtert.
Ganz anders ist sein Vetter Samuel. Der haßt die Briten und scheut kein Mittel, ihnen zu schaden und zugleich der amerikanischen Sache zu nützen. Ihm wäre es am liebsten, wenn die amerikanischen Kolonien überhaupt nichts mehr mit England zu tun hätten und ihren eigenen Weg gingen.
„Setzt euch, Freunde!" sagt Hancock, und sein sorgenvolles Gesicht hellt sich ein wenig auf. „Ich habe lange auf euch gewartet. Ihr wißt, daß die Engländer

mir einen Strick drehen wollen? Was können wir unternehmen, damit ich aus der Klemme herauskomme, ohne der allgemeinen Sache zu schaden?"
Samuel Adams lächelte vieldeutig.
Anstatt eine klare Antwort zu geben, fragt er:
„Hast du eben gehört, welchen Sprechchor sich die Boys ausgedacht haben?"
„Ja, ich hörte sie lärmen", erwidert Oberst Hancock. „Aber was soll der Spruch: Der Bostoner Hafen ein Teetopf heut Nacht! Wollt ihr vielleicht die englischen Schiffe kapern, die heute eingelaufen sind? Wollt ihr die Teeladung über Bord werfen?"
Samuel Adams lehnt sich im Sessel zurück und schenkt sich aus der Whiskyflasche ein.
„Genau das wird geschehen, John. Wir werden doch einen so bedeutenden Mitbürger wie dich, den Anführer der Söhne der Freiheit, nicht vor ein britisches Gericht stellen lassen. Dein Prozeß wird wegen anderer hochpolitischer Ereignisse verschoben werden müssen. Morgen abend wollen wir die Teekisten der britischen Ostindien-Kompanie ins Hafenbecken befördern und damit unserem Vaterland Amerika einen unschätzbaren Dienst erweisen."
Der 16. Dezember verläuft in wachsender Unruhe. Redner der Freiheitspartei hetzen an allen Straßenecken gegen die beiden Teeschiffe, die im Hafenbecken auf ihre Entladung warten. Die Führer der Söhne der Freiheit sind entschlossen, Gewalt anzuwenden. Man weiß durch übergelaufene Soldaten, daß von der Besatzung des Forts Williams bei Boston im Ernstfall nichts zu befürchten ist. Die „Rotröcke" haben Befehl, nur bei Blutvergießen oder offenem Aufstand von der Waffe Gebrauch zu machen. Außerdem sind viele der Soldaten Deutsche, die von ihren Landesfürsten an die Engländer verkauft worden sind. Auch sie träumen von der Freiheit.
Als am Spätnachmittag ein Vertreter der Ost-Indien-Kompanie versucht, mit Hilfe einiger gemieteter Negersklaven die ersten Teekisten über die Landebrücke zu bringen, geschieht etwas Unerwartetes.
Plötzlich taucht ein halbes Hundert grell mit Kriegsfarben bemalter Mohawk-Indianer am Kai auf. Sie schwingen Beile, Messer und Gewehre und laufen mit Kriegsgeschrei die Mole hinab. Die Menge der gaffenden Bostoner weicht entsetzt zurück. Aber der Schreck weicht fröhlichem Gelächter, als man in der Verkleidung der Häuptlinge Oberst Hancock, Samuel Adams und andere Söhne der Freiheit erkennt.
Für die Engländer auf den Schiffen jedoch bleiben die Indianer Wilde. Der rasende Haufe drängt unter wildem Geschrei über die Laufstege, überschwemmt das Verdeck der beiden britischen Handelsschiffe und dringt in die offenen Laderäume ein. Rasch gehen die Teekisten von Hand zu Hand, werden bis zur Reeling weitergegeben und mit Schwung ins trübe Hafenwasser geworfen.
Binnen drei Stunden werden dreihundertvierzig Kisten Tee ohne die mindeste Beschädigung anderen Eigentums in das Wasser geworfen, und alles geht in größter Ordnung vonstatten.
Die ringsum versammelte Menge sah so still zu, daß man das Aufbrechen der Teekisten deutlich hören konnte.

Nachdem aller Tee im Hafen schwamm, verschwanden die Mohawk-Indianer so rasch, wie sie gekommen waren. Die Volksmenge verlief sich.
Boston war an diesem Tage so ruhig, als ob Feiertag sei. Aber viele Dutzende von Farmern und Kleinstädtern, die in der Stadt gewesen waren, hieben eilig auf ihre Pferde ein, um rasch nach Hause zu kommen und die erstaunliche Kunde zu verbreiten.
Das Land horchte auf.
Überall versammelten sich die Söhne der Freiheit oder auch einfache Farmer, um sich im Exerzieren zu üben. Schießen konnten alle, das hatten sie in den Indianerkriegen gelernt.
„Wir müssen eine Bürgerarmee haben", sagte Oberst Hancock, der sehr tätig war. „Diese Leute sollen binnen einer Minute fertig zum Ausmarsch sein: das Gewehr im Schrank oder an der Wand, die Patronen bereit und die Provianttasche gepackt."
„Lieber John", erwiderte Samuel Adams, „du wirst sehen, wie bald wir schon die Bürgersoldaten brauchen werden. England kann sich unmöglich gefallen lassen, was bei der Bostoner Tee-Party geschah."
Es dauert jedoch noch ein halbes Jahr, bevor England und der König ihre Antwort geben. Dann läuft eine Flotte von Kriegsschiffen und Transportern ein. Neue Regimenter gehen an Land, der Belagerungszustand wird über Boston verhängt.
„Freue dich, John", sagt Samuel Adams, „jetzt gibt es Krieg, und es wird ein Freiheitskrieg sein!"

1778 | George Washington in Valley Forge

Es ist im Januar 1778, anderthalb Jahre, nachdem die dreizehn Kolonien in ihrem Kongreß die Unabhängigkeit der USA — der Vereinigten Staaten von Amerika — erklärt haben.
Eisig fegt der Wind über die kahlen Höhen von Valley Forge, einem Dorf zwanzig Meilen westlich von Philadelphia. In den steinigen Hängen sieht man die Schachteingänge eines verfallenen Bergwerkes. Baracken und Blockhütten sind wie Schutt hingestreut. Die Schanzen am Schuykilfluß tragen Kappen von schmutzigem Schnee. Ein paar dürftige Kiefern strecken ihre Arme wie hilfesuchend zu einem tiefhängenden, grauen Himmel empor.
Dort unten in einer winddurchfauchten Senke liegt Hesekiel Yates kleine Farm: ein paar Bretterhütten und Schuppen, von einem Stangenzaun umgeben. Aus dem gemauerten Kamin des Blockhauses qualmt dicker Rauch. Die Männer sitzen auf der Ofenbank. Hesekiel schnitzt einen Axtstiel. Zwei verhungert aussehend virginische Soldaten mit zerlumpten Uniformen sehen ihm zu und schlürfen dankbar den dampfenden Tee, den ihnen die Hausfrau bereitet hat.

Mit genußvollen, kleinen Bissen essen sie dazu ein Stück schwarzen Brotes. Die kleine Rebekka, Hesekiels Tochter, hockt mit großen Augen zu Füßen ihres Vaters.
Es gibt nicht mehr viele Häuser in Pennsylvanien, in denen Soldaten noch etwas zu essen bekommen. Was sollen die Farmer mit dem wertlosen Papiergeld des Kongresses anfangen? Die Engländer dagegen, die vom besetzten Philadelphia aus ihre Einkäufer ins Land schicken, bezahlen mit harten Silbertalern oder gar mit Goldstücken. Es gibt viel Murren und Mutlosigkeit im Land, und viele wünschen nun das Ende des Krieges herbei. Sie haben ganz vergessen, wie sie nach Freiheit und Unabhängigkeit geschrien und wie freudig sie den Kriegsausbruch begrüßt haben.
Jetzt würden sie sogar die Freiheit für Frieden hergeben.
Vor dem Haus hört man Hufgeklapper. Eine Gruppe von Reitern hält an. Das Gatter wird geöffnet, der Hofhund bellt wütend.
Die auffliegende Tür läßt eine Wolke eisiger Luft herein. Ein riesiger Halbneger steht unter dem Türrahmen. Uniformen blitzen. Drei Offiziere treten hinter dem Mischling ein und grüßen die Bewohner freundlich.
„Mein Gott, das ist ja George Washington!" ruft einer der Virginier.
Oberst Lawrence, der ständige Begleiter des Generals, erklärt, warum sie hereingekommen sind. Er weist auf einen jungen Mann, der sich gerade mit George Washington in französischer Sprache unterhält. Am Sattelzeug seines Pferdes sei ein Steigbügelriemen gerissen. Billy, der schokoladenfarbene Diener, braucht eine Ahle, Lederzeug und Zwirn, um den Schaden zu beheben. Inzwischen möchten sich die Herren aufwärmen, wenn es erlaubt sei.
„Daddy", sagt die kleine Rebekka, „ist das der große General, von dem du uns immer erzählt hast?"
George Washington, ein Riese von Gestalt, beugt sich zu der Kleinen herab und streicht ihr übers Haar.
„Well, my dear!" sagt er mit traurigem Lächeln. „Du hast dir unter einem General auch etwas anderes vorgestellt, als einen müden und abgehärmten Mann?"
Dann wendet er sich wieder an den jungen Offizier, dessen Uniform von bestechender Eleganz ist. Es ist der Markgraf von Lafayette aus Frankreich, den seine Begeisterung für Freiheit und für Menschenrechte über den Ozean geführt hat. Unter den Fremden, die sich den Aufständischen angeschlossen haben, ist er einer der wenigen, die keinerlei Geldforderungen stellen. Im Gegenteil, er kauft mit eigenem Geld noch Waffen, Uniformen und Verpflegung für die Amerikaner. Er hat sich lediglich den Rang eines Generalmajors ausbedungen und ihn auch erhalten.
Bald kann Billy melden, daß der Steigbügel wieder in Ordnung gebracht ist. Die Offiziere verabschieden sich mit höflichem Dank und reiten weiter. Im Zimmer bleibt es eine Weile still. Die Virginier wischen die Eisblumen von den Fenstern und blicken den Davoneilenden nach.
„Gute Leute", brummt der eine Soldat. „Ein wahres Glück für uns beide, daß Lafayette und nicht dieser Steuben bei Onkel George war. Der wäre nicht

so vornehm gewesen, uns einfach zu übersehen! Drüben im Lager ist Exerzierdienst."
„Und der ist nicht von schlechten Eltern", fügt der zweite Virginier hinzu. „Bei zehn Grad Kälte nach preußischem Drill exerzieren ist kein Sport für freie Amerikaner."
„Das muß man General Steuben lassen", fährt der erste fort, „Schwung hat er in unseren verlotterten Haufen gebracht — aber ohne mich."
„Armer George", murmelt Hesekiel Yates. „Es geht ihm nicht gut. Ich glaube, daß er bald am Ende ist — und die Vereinigten Staaten mit ihm."
„Aber Hesekiel", wundert sich die Farmersfrau. „Ich war erst gestern in Valley Forge drüben. Da haben die Damen der hohen Offiziere gelacht und gescherzt. So schlimm kann es doch nicht um Washington stehen?"
„Du bist ein Weib, Sarah", erwidert Hesekiel. „Du siehst nur die Äußerlichkeiten. Merkst du denn nicht, daß diese tapferen Frauen krampfhaft den schwindenden Mut der Armee aufrechterhalten, indem sie lachen, scherzen, Verwundete pflegen und die zerrissenen Uniformen flicken? Sie wissen so gut wie jedermann, daß es mit George aus ist. Du müßtest dir die Lagerfeuer der Soldaten ansehen, wenn der Nordweststurm weht. Hast du noch nie die blutigen Spuren im Schnee gesehen, wenn so arme Teufel mit ihren lumpenumwickelten, halberfrorenen Füßen vorbeimarschiert sind? In den vergangenen zwei Monaten sind mehr als fünfzehnhundert Mann aus Verzweiflung davongelaufen. Der Rest der Armee besitzt für keine drei Tage mehr Verpflegung. George hat befohlen, daß die Truppen notfalls mit Gewalt Stroh, Heu und Nahrung eintreiben sollen. So etwas sieht verdammt nach dem Ende aus."
„Ja, ja, Hesekiel", sagt der eine Virginier, „da hast du recht. Das Schlimmste aber ist, daß auch der Kongreß den General im Stich läßt. Die Abgeordneten haben ihm nie verziehen, daß er die Hauptstadt Philadelphia aufgegeben und den Kongreß dadurch gezwungen hat, im öden New York Zuflucht zu suchen. Die Engländer machen es sich in den warmen, wohleingerichteten Häusern von Philadelphia bequem, während die Freiheitsarmee auf den öden Hängen von Valley Forge langsam erfriert und verhungert."
Der andere Virginier bringt ein paar Tabakblätter zum Vorschein und dreht sich eine Zigarre.
„Überhaupt ist jetzt General Gates der Liebling Amerikas", sagt er. „Seit es diesem Führer der Nordarmee gelungen ist, bei Saratoga eine englische Armee zu besiegen, spricht man nur noch von ihm. Samuel Adams und die Bostoner hetzen aus Leibeskräften gegen unseren George. Der Kongreß hat unserem General so viele Rechte entzogen, daß er kaum mehr Oberbefehlshaber genannt werden kann."
„Zum Teufel auch!" schimpft sein Kamerad. „Washington hat zu viele Schlachten verloren. Von New York hat er sich über Philadelphia bis Valley Forge jagen lassen. Aber trotzdem ist er ein Kerl, wie es keinen zweiten gibt. Hat er nicht als ganz junger Mensch als Pfadfinder gearbeitet? War nicht er es, der die Franzosen aus ihrem Fort am Ohio vertrieb? Aber auch damals ist er zuerst gefangen worden, war so gut wie besiegt und hat am Ende doch noch gewonnen.

Unser George ist ein zäher Virginier. Wir jedenfalls halten auf Biegen und Brechen zu ihm."
„Gut so, ihr Burschen!" ruft Hesekiel. „Wenn ich das hier nicht hätte" (er deutet auf sein Holzbein), „so nähme ich noch morgen das Gewehr und ginge wieder zur Armee. Die Staaten sollen frei und unabhängig sein. Was haben die englischen Lords hier zu suchen? Schließlich waren wir es, die das Land urbar gemacht und die Rothäute verjagt haben."
„Wir müssen aushalten und hoffen", schließt sich Sarah an.
„Das tun wir", nickt der längere der Virginier und pafft Rauch. „Wir Amerikaner sind vielleicht keine preußischen Paradesoldaten — aber zäh sind wir, und aufgeben werden wir auch nicht. Amerika ist ein großes Land, und Old George wird uns schon aus dieser kalten Ecke herausführen. Eines Tages bekommen die Briten ihre Schläge. Der Bissen der dreizehn Kolonien ist ihnen zu groß. Nein, Freund Hesekiel, den werden sie nicht in ihren unersättlichen Schlund hinabwürgen können.
Vom Lager Valley Forge herüber trägt der eisige Wind die zerfetzten Klänge der Trompete. Friedrich Wilhelm von Steuben, preußischer General und Drillmeister George Washingtons, exerziert ohne Nachsicht den Kern der amerikanischen Armee.

1779 | Der Aufstand der Weber



Die Monteure haben die düstere Fabrikhalle verlassen, gespenstisch wirft das Gewirr von Stangen, Rädern und Treibriemen seine Schatten. Es ist schon dunkel vor den halbblinden Fenstern. Ein paar Ölfunzeln flackern an den rohen Ziegelwänden. Sir Walcott wendet sich an James Hargreaves, hinter dem bescheiden seine Tochter Jenny steht.
„Nun wollen wir sehen, was unsere Arbeiter dazu sagen", ruft er. „Die Anlage ist fertig und erprobt. Wir werden alle Konkurrenz schlagen, alle Preise brechen und saftige Geschäfte machen."
Stolz betrachtet der Unternehmer und Geldgeber die Fabrik. Da stehen einige dieser neu erfundenen Maschinen, die mit ungeheuerer Geschwindigkeit aus Wolle Garn spinnen. Jede einzelne Maschine weist drei Dutzend Spindeln auf.

Ihr Schwungrad ist durch einen Treibriemen mit einem Gestänge verbunden, auf dem abermals ein Rad sitzt, und alle diese Gestänge und Räder werden durch die Dampfmaschine in Bewegung gesetzt, die hinter einem Bretterverschlag am Ende der Halle steht.

„Wissen Sie auch, Hargreaves", sagt Sir Walcott, „daß diese Erfindung von James Watt alles umwirft, was in der Industrie und im Handel bisher gegolten hat? Zum erstenmal, seit es eine Menschheit gibt, besitzt sie eine ortsveränderliche Krafterzeugung. Bisher haben doch lediglich Wind, Wasser, tierische oder menschliche Kraft unsere Werkzeuge in Gang gehalten. Fortan aber kann man überall, wo man am günstigsten ein Gewerbe ansiedelt, auch Kraft erzeugen und Ware herstellen. Am Anfang alles Fortschrittes steht die Kraftmaschine. Dann erst kommen Leute wie Sie mit ihren Arbeitsmaschinen. Wobei ich nicht sagen will, daß Ihre ‚Spinning Jenny' keine großartige Sache wäre. Bin nur neugierig, wie es unsere Arbeiter aufnehmen, wenn ich den meisten am Montag kündigen werde."

Der alte Hargreaves nickt schwer mit dem grauen Kopf, und seine Tochter seufzt. „Ich habe Angst", flüstert sie. „Es wird uns ergehen, wie seinerzeit in Groves . . ."

„Dabei haben wir niemandem etwas Schlechtes getan", verteidigt sich Vater Hargreaves und fährt fort, zum hundertsten Mal seine Geschichte zu erzählen.

Er und seine Tochter Jenny haben sich in dem kleinen mittelenglischen Orte Groves mit harter Handarbeit ernährt. Alle armen Leute dieser überbevölkerten Gegend taten das gleiche: entweder sie spannen Wolle zu Garn oder sie webten aus Garn Stoffe. Die englische Textilgegend versorgt halb Europa mit Tuchen. Die Arbeit war Heimarbeit an Spinnrädern und Webstühlen. Die Abnehmer von Garn und Tuch waren Großunternehmer, die pro Spindel Garn oder pro Ballen Tuch einen ungemein karg bemessenen Preis zahlten. Davon zogen sie noch den recht ansehnlichen Preis der Rohwolle ab, die sie den armen Leuten lieferten und ohne die sie verhungern müßten.

Als nun Vater Hargreaves sah, wie sich seine Jenny von ihrem fünften Lebensjahre an vom ersten Morgengrauen bis zum letzten Abendlicht am Spinnrad mühte, wie sie aus Wolle Fäden zog und diese zu Garn verspann, suchte er nach einem Weg, ihr das Leben leichter zu machen.

Vater Hargreaves war kein gebildeter Mann. Für Schule, Lesen und Schreiben hatten die armen Weber der Midlands keine Zeit.

Trotzdem hatte er Augen und Ohren offen gehalten. Er wußte, daß in dieser Zeit viele gelehrte und ungelehrte Männer dabei waren, sich neue Maschinen und Vorrichtungen auszudenken. Man gründete Aufklärungsvereine und Volksbildungswerke. Dort hielten Lehrer und sogar Professoren Vorträge. Auch Hargreave besuchte solche Abende.

Er hörte, daß ein Schotte namens James Watt eine Maschine erfunden hatte, die wie in einem überhitzten Topf Wasser in Dampf verwandelte. Dieser Dampf trieb Kolben und diese wiederum setzten Räder in Bewegung. Schloß man diese Schwungräder mit einem Riemen an die Räder einer anderen Maschine an, so bewegte sich auch diese mit großer Geschwindigkeit.

Da mußte Vater Hargreave an die geschwinden Finger seiner Jenny denken. Ob das, was Jennys Finger taten, nicht auch eine Maschine mit Rad und Spindel tun konnte?

Seitdem begann James Hargreaves zu konstruieren, zu probieren und aus allerhand Stangen und holzgeschnitzten Rädern eine Spinnmaschine zu bauen. Es dauerte einige Jahre, bis die Sache funktionierte. Weil aber die Hargreaves arm waren, konnten sie keine Dampfmaschine als Antrieb kaufen. So baute Vater Hargreave ein einfaches Tretrad. Jenny mußte jetzt nur noch mit den Füßen treten und hatte die Hände für andere Arbeit frei. Außerdem konnte man ja an das Tretrad anstatt einer gleich acht Spindeln anschließen. So lieferte Jenny von dem Tag an, als die Maschine zu laufen begann, die achtfache Menge Garn wie bisher.

James Hargreave nannte seine Erfindung „Spinning Jenny": die spinnende Jenny.

„Aber unser Glück währte nicht lange, Sir Walcott!" schließt der alte Mann. „Bald wunderten sich die Nachbarn über die große Menge Garn, die wir dem Unternehmer lieferten. Zuerst flüsterten sich die Weiber zu, wir ständen mit dem Teufel im Bund und Jenny habe hexen gelernt. Die Männer von Groves jedoch besuchten uns zu Hause, sahen die Maschine und bekreuzigten sich. Ein paar Tage später rottete sich die Gemeinde zusammen. Man drang in unsere Hütte ein, zerschlug die Maschine und jagte uns mit Schmähungen aus der Gemarkung. So sind wir zu Ihnen gekommen, Sir Walcott. Nottingham ist nun unsere neue Heimat, aber wir fürchten, daß die Arbeiter hier das gleiche tun werden wie in Groves: alle haben Angst, die Maschine könne ihnen das karge Brot fortnehmen."

Sir Walcott, ein fetter, rotgesichtiger Mann mit goldenen Ringen an den Fingern, lacht dröhnend.

„Hier geht es nicht um Brot, Hargreaves, sondern um Produktion. Hier geht es um billige Ware, um niedrige Preise, um Konkurrenz und Marktanteil. Ab Montag läuft die neue Anlage mit drei Maschinen zu jeweils 36 Spindeln, das sind weit über hundert Spindeln, die rascher und genauer arbeiten als jede Menschenhand!"

Wohlgefällig streicht Sir Walcott über die blanken Maschinenteile.

„An jeder Maschine brauche ich eine Person als Aufseher und Zubringer der Wolle, Hargreaves. Das sind drei Arbeiter! Nehmen wir dazu noch den Heizer und Maschinisten der Dampfmaschine, so haben wir fünf, und mit dem Aufseher sind es sechs Leute. Früher aber bezahlte ich die Löhne für dreimal 36 Spindeln, gleich 108 Heimarbeiter. Sehen Sie nun, Hargreaves, worin der Vorteil Ihrer Erfindung liegt?"

„Je mehr ich das sehe, Sir", erwidert Hargreaves, „um so größer wird meine Angst!"

Die Rechnung des Unternehmers Walcott enthält einen Fehler. Er hat den Menschen nicht eingerechnet.

Eine Woche lang laufen, von der Dampfmaschine angetrieben, die 108 Spindeln der neuen Fabrik mit höchster Geschwindigkeit. Die Garnproduktion vervielfacht sich.

Aber zugleich hungern ein paar Dutzend Weber- und Garnspinnerfamilien in ihren armseligen Hütten. Was sollen sie tun? Weben und Spinnen sind das einzige, was sie können. Niemand kümmert sich darum, wovon sie nun leben werden, da ihnen Sir Walcott gekündigt hat. Die Spinnräder in den Hütten stehen still. Die Leute haben Zeit, sich zu besprechen. Ungeheuerer Zorn erfüllt sie.

Wie kommt diese Maschine dazu, lebenden Menschen das Brot fortzunehmen? Darf so etwas sein?

Sie rotten sich zusammen. Mit Brechstangen und Knüppeln erscheinen sie vor der Fabrik Walcotts. Hunderte von anderen Arbeitern, die ebenfalls Angst vor der kommenden Arbeitslosigkeit haben, schließen sich an. Dann dringen die Haufen ein, schlagen die Spinning Jenny kurz und klein, verwandeln die Dampfmaschine in verbogenes Eisen.

Sir Walcott aber hat einen Botenreiter zum Gericht geschickt. Am selben Abend erscheint Militär in Nottingham. Mit aufgepflanzten Bajonetten rücken die Soldaten ein und treiben die Arbeiter auseinander. Das gleiche geschieht im nahegelegenen Blackburn. Hier verwüsten die Arbeiter die Fabriken nicht nur, sondern zünden sogar die Gebäude an und werfen die Maschinen ins Wasser. Die Folge ist freilich, daß sich die Unternehmer von der unruhigen Gegend zurückziehen und ihre Fabriken anderswo aufmachen. Den Arbeiterfamilien und den Heimarbeitern bleibt nur noch übrig, die Orte zu verlassen, in denen es keine Lebensmöglichkeiten mehr gibt.

Da überall Dampfmaschinen aufgestellt werden, wird der Bedarf an Kohle größer. Die Bergwerke von Wales schreien nach Arbeitskräften. Viele entwurzelte Familien wandern in den „Schwarzen Bezirk" hinüber. Da sie aber viele sind und das Angebot an Arbeitern viel höher ist als die Zahl der freien Stellen, bestimmen die Unternehmer auch dort die Bedingungen, unter denen gearbeitet wird.

1789 | Der Weibermarsch gegen Versailles

Ein grauer, regnerischer Himmel hing über Paris. Trotz der kühlen Witterung herrschte gewittrige Spannung vor allem in den Armenvierteln der Millionenstadt. Das Volk war durch den Mangel an Arbeit und Brot aufs äußerste gereizt. Im Hause der Madame Brieux begannen am 5. Oktober mit dem ersten Morgenlicht ihre sechs Kinder zu schreien: „Mama, wir haben Hunger! Mama, gib uns Brot!"

„Hol euch der Teufel, meine Schätzchen!" antwortete Madame. „Ich habe selbst seit dreißig Stunden keinen Bissen gehabt. Es gibt kein Brot. Brot, Fleisch, Milch, Kuchen und andere schöne Dinge fressen die Leute in Versailles. Das Volk verhungert."

Im Hinterhof, wo der Hausmeister Maillard wohnte, ging es ähnlich zu. Seine Frau forderte irgend etwas Eßbares für die Kinder, der Mann zuckte die Schultern. Das einzige, was er wußte, war das neueste Gerücht aus Schloß Versailles. Dort sollte gestern abend ein großes Fest der Gardeoffiziere und der Adeligen gewesen sein. Man hatte die Königin — die verhaßte Österreicherin Marie Antoinette — hochleben lassen und die Farben der Nationalversammlung: blau-weiß-rot, in den Dreck getrampelt.
„Und das laßt ihr Waschlappen euch gefallen?" keifte Frau Maillard. „Es wird Zeit, daß wir Frauen die Revolution in die Hand nehmen."
„Man sollte den Bäcker und die Bäckerin nach Paris holen", schlug Tante Therese vor, die in der Familie wohnte und der die großen Hungeraugen der Kinder ans Herz griffen. „Wenn König und Königin mitten in der Stadt residieren würden, gäbe es gleich Brot in Fülle!"
Um diese Stunde herrschte schon lebhafter Betrieb in den Markthallen. Zu Hunderten standen die kräftigen Weiber der Hallen, Gemüsefrauen, Blumenmädchen, Verkäuferinnen, Putzfrauen und andere Arbeiterinnen beisammen. Alle schimpften auf die Zustände. Auch sie wußten, was gestern abend auf dem Fest zu Versailles geschehen war. Sie gingen heute morgen nicht an die Arbeit, sondern schrien empört und mit erhitzten Köpfen. Plötzlich hatte Louison Chabry, eine junge, hübsche Blumenverkäuferin, eine Soldatentrommel umgehängt und fing an, die Schlegel zu rühren.
„Auf, auf!" schrie sie. „Mir nach! Wir wollen uns bewaffnen und dem Bäcker und der Bäckerin in Versailles einen Besuch abstatten!"
Begeistert nahmen die „Damen der Halle" diesen Ruf auf und folgten wie Soldaten der voranschreitenden, trommelnden Louison. Als sie aus den Markthallen kamen und an den zahlreichen, noch geschlossenen Brot- und Fleischläden vorüberkamen, wo sich bereits im Morgengrauen die ausgemergelten Mütter und Hausfrauen angestellt hatten, wurde ihr Zug immer stärker. Die Frauen schlossen sich ihnen an. Sie kamen aus Hinterhöfen und Mietskasernen. Manche brachten sogar die kleinen Kinder mit.
Ehe man es sich versah, wälzte sich eine wild schreiende, gröhlende Menschenmenge daher. Nun kamen auch schon die zwielichtigen Gestalten der Vorstadt: kleine Diebe, Eckensteher, halbwüchsige Strolche, Lehrjungen, Raufbolde und Arbeitslose. Der Hausmeister Maillard schritt mit einer Revolutionsfahne neben Louison.
Aus einer Dachkammer schaute Nicolas herab. Er war ein stadtbekannter Hanswurst, ein junger Mann, der den Malern als Modell diente und sich gerne verkleidete. Im Augenblick hatte er ein Tigerfell umgeschlungen und sich einen Ritterhelm aufgesetzt. Dazu schwang er einen scharfen Säbel.
„Komm mit uns nach Versailles, Nicolas!" forderte ihn die schöne Louison auf, und Nicolas kam auf die Straße herab. In tollen Bockssprüngen tanzte er nun dem Weiberzug voraus.
Zuerst ging es zum Rathaus, wo man kaum Widerstand fand. Die derben Marktfrauen holten aus den Zeughallen Kanonen, Gewehre und andere Waffen. Damit rüstete sich die Kolonne unter viel Lärm aus. Inzwischen liefen auch

aus anderen Stadtvierteln Frauen, Mädchen, Halbwüchsige und auch Gesindel herzu. Unter Trommelwirbel, Fahnenschwenken und den Affereien des jungen Nicolas ging es zu den Seinebrücken und auf die Straße nach Versailles.
Vier Stunden dauerte der Marsch zum Königsschloß.
Dort war unterdessen Alarm gegeben worden. Das weiße Flandrische und das blaue Lothringische Regiment hatten den Vorhof der goldenen Gitter mit einer Postenkette umzogen. Das rote Schweizer Regiment wachte an den Türen, Treppenaufgängen und im Innern des Riesenschlosses. Weiß-golden und weiß-silbern gekleidete Garden — meist adelige Herren — liefen aufgeregt durch die Gänge. Die königliche Familie selbst war nirgendwo zu sehen. Marie-Antoinette und die Königskinder weilten in einem Seitenflügel, der König schlief noch im Mittelbau und kümmerte sich um nichts.
Gegen Mittag hörte man Trommelklang und das vielstimmige Gemurmel einer nahenden Volksmenge auf der Pariser Straße. Der Weiberzug tauchte auf, die Revolutionsfahnen wehten und man sang aufrührerische Lieder.
Die Soldaten faßten ihre Gewehre fester. Da erst sahen sie, daß es überwiegend Frauen und Mädchen waren, die gezogen kamen. So etwas nahmen sie natürlich nicht ernst. Sie fingen an, Scherzworte hinüberzurufen, stellten sogar die Gewehre beiseite und drängten sich wie Zuschauer an die Schloßgitter.
Der 5. Oktober verlief ziemlich ruhig und friedlich. Die Masse der Weiber und des Pariser Gesindels schlug Feldlager rings um die Gitter von Versailles auf, man entzündete Lagerfeuer, und die Soldaten reichten den Hungernden sogar Brot und Fleisch heraus. Eine Abordnung von Frauen, angeführt von der hübschen Louison und Mutter Brieux, begab sich in den Saal der Nationalversammlung, wo die Volksabgeordneten sie anhörten. Dabei wurde Louison vor Hunger und Schwäche ohnmächtig. Ein freundlicher Abgeordneter mit sauberer Perücke und kurzem Zöpfchen, ein Rechtsanwalt aus Arras namens Robespierre, nahm sich der Armen an. Er war den Frauen sehr sympathisch.
Die Nacht verging voller Unrast und Lärm. Viele Soldaten verbrüderten sich an den Lagerfeuern mit den Pariser Frauen. Sie hörten sich ihre Klagen an: wie es in den Städten kein Brot, kein Mehl, keine Milch für die Kinder gebe, wie alles teurer werde und die Männer keine Arbeit fänden. Dann wieder klagten die Weiber über den Unverstand des Königshofes: wie man in Versailles nur an Jagdvergnügen, Feste, Schmuck und schöne Kleider, an Wohlleben und Luxus denke, während das französische Volk verkomme!
Die Soldaten, die selbst meist aus Bauern- oder Bürgerfamilien stammten, stimmten den Klagen zu und fanden die Forderungen der Frauen ganz gerecht. Sollte doch die königliche Familie nach Paris umziehen und unter dem Volk, statt inmitten der Adelsgesellschaft, leben!
Der Morgen des 6. Oktober war regnerisch. Das machte die Leute, die eine schlechte Nacht in Kälte und Feuchtigkeit hinter sich hatten, böse. Plötzlich drängte die Menge gegen die Gitter. Wieder schlug Louison die Trommel, und Nicolas suchte die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, indem er sich wie ein Rasender gebärdete.
Wo aber war das Flandrische, wo das Lothringische Regiment? Die Soldaten

hatten sich über Nacht verzogen. Nur Schweizer in ihren roten Röcken und Garden schützten die Tore und Treppen des Schlosses. Die schreiende, tobende Masse überflutete rasch die Höfe und fing an, in das Schloß selber einzudringen. Dabei kam es zu Kämpfen. Schon fielen Schüsse. Nicolas war der erste, der etwas Schreckliches tat. Er hatte einem gefallenen Schweizer den Kopf abgeschnitten und das blutige Haupt auf einen Spieß gesteckt. Mit diesem Feldzeichen ging er den Angreifenden voran.

Marie Antoinette und die Königskinder flüchteten halb angezogen unterm Schutz von Adelsgarden aus dem Seitenflügel zum Mittelbau, wo der König schreckensbleich seine Ratgeber fragte, was der Ansturm der Weiber zu bedeuten habe. Alle waren ratlos. Auf den Treppen kämpften schon die Garden und Schweizer mit den wütenden Parisern.

Da rettete die tapfere Königin Marie Antoinette die Lage. Sie nahm den jüngsten Prinzen auf den Arm und trat mit ihm auf den Balkon. Die Pariserinnen, die selber meist Mütter waren, rührte dieser Anblick.

Plötzlich schlug die Stimmung um. Louison rief als erste:

„Es lebe die Königin! Hoch der Prinz!"

Mutter Brieux fiel ein, und gleich schrien alle aus vollem Halse: „Es lebe die Königin!"

Von der Pariser Straße herauf rasselte Trommelschall, schmetterten Signalhörner. Dann erschienen Block hinter Block im Eilschritt die Pariser Nationalgarden. Das war die Bürgerwehr des revolutionären Volkes. Diese Truppe führte ein stattlicher General an, der hoch zu Roß seinen Federhut schwenkte.

Das Volk erkannte seinen Liebling, den Freiheitshelden aus Amerika, Herrn Lafayette.

Rasch kamen die blau-weiß uniformierten Bürgersoldaten näher. Sie besetzten die Höfe, die Treppen und das Schloß. Graf von Lafayette trat neben die Königin auf den Balkon. Auch der dicke, verlegene König erschien nun und schaute zitternd aus dem Hintergrund zu, wie Marie Antoinette sich Hand in Hand mit Lafayette dem Volk zeigte.

Die Weiber rasten vor Begeisterung und ließen die königliche Familie und Lafayette hochleben.

Vergeblich versuchte Nicolas mit seinem bluttriefenden Kopf auf dem Spieß, die Aufmerksamkeit wieder auf sich zu lenken. Inzwischen hatten einige andere sein Beispiel nachgeahmt und Schweizern die Köpfe abgeschlagen. Doch plötzlich wollte niemand mehr etwas von diesen „Helden" wissen.

Sie standen verlassen und allein. Ein Abstand bildete sich zwischen ihnen und dem anständigen Volk.

Als sich Nicolas seiner Freundin Louison nähern wollte, wies sie ihn entsetzt von sich: „Weg mit dir, Mörder! Blutgieriger Schlächter!" rief sie. Nicolas ließ den grausigen Spieß fallen, setzte sich auf die Treppen des Schlosses und weinte.

Die Weiber der Markthallen aber hatten unterdessen Wagen und Pferde herbeigeholt. Sie luden König, Königin und Prinzenkinder ein, erlaubten auch, daß einige Herren und Damen des Hofes in andere Kutschen einstiegen.

Dann bildeten sie eine dichte Mauer um die Wagen und begannen den Rückmarsch nach Paris.
Nun würde alles besser werden — so dachten sie —, wenn der „Bäcker und die Bäckerin" künftig mitten in der Stadt Paris und unter dem hungernden Volk lebten.
Louison schritt trommelnd voran. Der Hausmeister Maillard schwenkte die blau-weiß-rote Revolutionsfahne, und Mutter Brieux trug einen kriegerischen Spieß, mit dem sie gelegentlich dicht vor der Nase des Königs herumfuchtelte.
Am Ende des Zuges aber schlich wie ein geprügelter Hund Nicolas, der närrische Hanswurst und Totschläger.

1793

Der König auf der Guillotine



Ludwig XVI., König von Frankreich, war ein etwas dicklicher, gutmütiger und nicht eben sehr begabter Mann. Seine Lieblingsbeschäftigung außer der Jagd war es, sich als Schlosser in einer Werkstatt zu betätigen, die er in Versailles hatte einrichten lassen. Persönlich hatte er niemandem etwas zuleide getan, aber er war schwach und konnte die schrecklichen Zustände seines Landes und Volkes nicht ändern.
Als die Revolution ausbrach, rächte das Volk an ihm und seiner Familie, was der Große Ludwig XIV. — der Sonnenkönig — und sein Nachfolger, der tyrannische und bösartige Ludwig XV. gesündigt hatten.
Über Hinrichtung und Tod Ludwigs XVI. berichtet Henry Sanson, der einstige Henker von Paris, in seinem Tagebuch. Da es aber viele Berichte über diesen Vorgang gibt, erzählen wir im folgenden nur das, was übereinstimmend von allen gesagt wird. So hat man einige Gewähr, die Wahrheit zu hören.

Henry Sanson erwähnt, der König habe sich vor dem Revolutionstribunal würdig benommen. Das bestätigen auch andere Zeugen. Den haßerfüllten Richtern rief er zu: „Ich suche unter Euch *Richter* und sehe nichts als *Ankläger*!"

Es nützte ihm nichts. Am Abend des 17. Januar 1793 wurde in der nationalen Volksvertretung, dem „Konvent", mit ganz geringer Mehrheit das Urteil gesprochen: Ludwig XVI. soll sterben. Er ist schuldig.

Den 21. Januar bestimmte man zum Tag der Hinrichtung.

Henry Sanson berichtet:

„Die Volkshaufen in den Straßen von Paris waren so groß, daß wir erst kurz vor neun Uhr auf dem Revolutionsplatz anlangten. Gros und Barré, meine Gehilfen, hatten die Guillotine schon auf der Tribüne aufgestellt und alles aufs beste geordnet. Meine Brüder und ich waren gut bewaffnet. Wir hatten unter unseren Regenmänteln außer dem Degen kurze Dolchmesser, in unseren Gürteln je vier Pistolen, eine Pulverbüchse und Kugeltaschen. Wir hielten es nämlich für sehr wohl möglich, daß man versuchen würde, den unglücklichen König zu befreien ...

Ich horchte aufmerksam nach jener Gegend hin, woher der König kommen mußte. Nichts entging meiner sorgfältigen Beachtung. Aber vergebens glaubte ich dann und wann in der Ferne ein Geräusch zu vernehmen, welches das Anzeichen eines jener Befreiungsversuche sein konnte, die man mir angekündigt hatte."

Zu Füßen des Schafotts waren Reihen von Holzbänken aufgestellt. Weil der weite Platz mit einer dicht gedrängten gaffenden Menschenmenge besetzt war, galten Plätze auf den Bänken, besonders jene ganz vorn, als Vorzug. Die Leute, die hier saßen, hatten sich meist schon am Abend zuvor gegen zehn oder elf Uhr eingefunden und die ganze Nacht hier verbracht. Es waren ausnahmslos Frauen. Man nannte sie die „Strickerinnen", weil sie ununterbrochen Strümpfe strickten, dabei aber kein Auge von den Vorgängen auf dem Blutgerüst ließen. Wenn wieder einmal einige Köpfe abgehauen waren, fegten die Henkersknechte das Blut mit Reisigbesen fort. Es spritzte natürlich auf die vordersten Bankreihen. Kreischend zogen dann die Strickerinnen eine Decke oder auch die Röcke über den Kopf.

Diese Frauen, deren liebstes Schauspiel die täglichen Hinrichtungen waren, hatten sich wieder vollzählig versammelt. Denn heute gab es ein einmaliges Schauspiel zu sehen: die Enthauptung eines Königs.

Henry Sanson fährt fort:

„Plötzlich sah ich eine Reiterabteilung heransprengen und dahinter einen von zwei Pferden gezogenen Karren, von einer doppelten Kette Kavalleristen umgeben ...

Indessen kam der Wagen heran. Der König saß hinten rechts, ihm zur Seite ein Priester, sein Beichtvater. Auf dem Rücksitz befanden sich zwei Gendarmen."

Als der König das Schafott bestiegen hatte, bemerkte er, daß man ihm seine Kleider abnehmen wollte. Dagegen wehrte er sich.

„Das ist unnütz, man kann mit mir zu Ende kommen, wie ich da bin."

Doch die Henkersknechte entledigten ihn des Rockes und der Halsbinde. Dann wollten sie ihm die Hände auf den Rücken fesseln. Wieder wehrte sich Ludwig XVI.

„Genug!" sagte er. „Ihr werdet es nicht wagen, Hand an mich zu legen. Nehmt meinen Rock, aber rührt mich nicht an!"

Als sich der König weiterhin weigerte, sich fesseln zu lassen, bat Henry Sanson den Priester, dem König gut zuzureden:

„Der Abbé wandte sich mit einem traurigen Blicke... zu mir. Dann neigte er sich zu dem König und sagte mit leiser, tief bewegter Stimme: Sire, willigen Sie auch in dieses letzte Opfer ein, durch welches Sie sich im voraus die Belohnung Gottes sichern werden."

Zugleich erinnerte der Priester daran, daß ja auch Jesus Christus willig seine Hände habe binden lassen. Nun war der König bereit, das Opfer auf sich zu nehmen. Er wurde gebunden und stieg nun die letzten Stufen zur Guillotine hinauf.

„Wollen denn die Trommler gar nicht aufhören?" fragte er den Henker.

Dieser gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er darüber nichts wisse. Auf der obersten Plattform angekommen, trat der König auf jene Seite, wo die dichtesten Volksmassen standen, und gab durch eine Kopfbewegung den Trommlern das Zeichen, zu schweigen. Sie hörten einen Augenblick auf. Nur ganz wenige rührten noch die Schlegel.

Trotz des noch immer anhaltenden Lärms sprach der König mit starker Stimme: „Franzosen! Ihr seht eueren König bereit, für euch zu sterben. Könnte doch mein Blut euer Glück besiegeln! Ich sterbe ohne Schuld an alledem, dessen man mich angeklagt..."

Er wollte noch fortfahren, aber Santerre (ein ehemaliger Braumeister), an der Spitze seines Generalstabs, gab den Trommlern das Zeichen, worauf diese sofort anfingen, in verstärktem Maß zu lärmen. Man verstand kein Wort mehr.

Das Gesicht des Königs war sehr rot geworden. Als die Trommeln einen Augenblick weniger laut schlugen, hörte man einige Stimmen: „Tut endlich euere Pflicht, Henker!"

Zu Vieren ergriffen sie den König, aber als sie ihn niederwarfen und auf das Brett schnallten, stieß er einen furchtbaren Schrei aus.

Im nächsten Moment blitzte das Fallbeil auf.

Henry Sanson veröffentlichte am 22. Januar einen Artikel in der Zeitung „Republican". Darin fabulierte er davon, der begleitende Priester habe gerufen: „Sohn des heiligen Ludwig, steig auf in den Himmel!"

Aber das stimmte nicht. Eine solche Äußerung hätte kein Priester gewagt. Die Massen schwiegen und grollten dumpf. Noch während man den Körper des Königs in einen Korb legte, liefen Soldaten und andere Leute hin und tauchten Waffen, Papier, Taschentücher oder Wäschestücke in das fließende Blut. Später kauften Engländer solche Reliquien für teueres Geld.

Kaum jemand hatte während der Hinrichtung protestiert.

Auf dem Weg zum Revolutionsplatz waren ein paar schwächliche weibliche Stimmen laut geworden, die Gnade forderten. Man hatte darauf mit Schlägen geantwortet.
Jetzt, da das französische Volk inmitten eines Europa der Könige und Kaiser seinem Herrscher den Tod bereitet hatte, empfanden viele Schmerz, ja auch schon Reue. Den meisten aber war es unheimlich angesichts der Folgen dieser Hinrichtung.
Eine Pariser Zeitung berichtete am folgenden Tag, eine Frau sei aus Schmerz über den Tod des Königs in die Seine gesprungen. Ein Perückenmacher schnitt sich den Hals ab, ein Buchhändler wurde verrückt, ein früherer Offizier starb vor Aufregung.
Das war alles. Die Masse schwieg.
Henry Sanson und seine Gehilfen aber schliffen schon wieder die Schneide der Guillotine, denn sie wußten, daß sie kaum einen Tag Ruhe haben würden. In den überfüllten Kerkern warteten Tausende auf den Karren, der sie zum Schafott brachte.

1796 | Napoleon bei Arcole

Der Friede stand vor der Tür. Wenn er kam, würde es ein „Siegfriede" sein. Der neue Held der französischen Nation, Napoleon Bonaparte, hatte ihn durch eine Reihe glänzender Siege erkämpft und damit nach langen Jahren Krieg und Gefahr der Republik Freiheit und Erholung erstritten.
Man wollte mehr von diesem jungen Helden wissen. Ganz Paris, ja ganz Frankreich und ein beträchtlicher Teil Europas schwärmte von Bonaparte.
Graf Ségur, einer der Ordonanzoffiziere Bonapartes, war seiner Verwundung wegen vorzeitig nach Paris zurückgekehrt. Er folgte einer Einladung ins Atelier des Malers und Lithographen Raffet.
„Bürger Ségur", sagte der Maler, „bitte erzählen Sie mir von unserem jungen Heldengeneral. Das Volk verlangt nach Bildern Bonapartes. Ich will ihn darstellen, wie er war, wie er ist. Was können Sie mir von ihm berichten?"
Der Graf lächelte und lehnte sich bequem in den Sessel zurück. Er zupfte seine Trageschlinge für den rechten Arm zurecht und berichtete:
„Als man uns den unbekannten General Napoleon Bonaparte zur Italienarmee schickte, lagen die Dinge völlig im argen. Ich kannte zwei Leutnants, die trugen abwechselnd die gleiche Hose. Andere banden ihre Stiefelsohlen mit Schnüren an die Beine. Die Soldaten gingen zerlumpt, waren hungrig, betrunken, wild, nur auf Plündern und Gewalttat bedacht. Der Italiener Alfieri sagte: ‚Lumpengesindel, geführt von einem barfüßigen General!' Da schickte uns Paris diesen blassen, kranken Jungen mit Namen Napoleon Bonaparte. Aber — hols der Teufel, Raffet! — was war das für ein Kerl! Der wilde Revolutionsgene-

ral Augereau sagte von ihm: ‚Dieser Hundesohn hat mir tatsächlich Angst eingejagt. Warum ich das Gefühl hatte, er könne mich mit einem Schlag zermalmen — ich weiß es selber nicht!'
Jedenfalls schmiedete Bonaparte aus dem Lumpenhaufen der französischen Italienarmee innerhalb weniger Wochen eine Armee voller Disziplin, Kampfkraft und Begeisterung. Am 10. April hatte er den Feldzug begonnen, am 26. sagte er bereits in einem Aufruf an die Soldaten: ‚Kameraden! Ihr habt in vierzehn Tagen sechs Siege erfochten, einundzwanzig Fahnen erbeutet, fünfundfünfzig Geschütze genommen und mehrere Festungen erstürmt. Es fehlte euch an allem, ihr habt alles erobert ... ihr habt Schlachten gewonnen ohne Kanonen, Flüsse überschritten ohne Brücken, Eilmärsche gemacht ohne Stiefel, gelagert ohne Brot und Wein ... Nur republikanische Legionen, nur Menschen, die für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit kämpfen, vermögen dies.' Und dann wandte sich ein Aufruf Bonapartes an die von den kaiserlich österreichischen Truppen besetzten Italiener, ja an alle unterdrückten Völker: ‚Völker! Die französische Armee kommt, euere Ketten zu sprengen! Das französische Volk ist der Freund aller Unterdrückten! Eilt uns entgegen! Wir wollen nur eueren Tyrannen an den Kragen ...
Verstehen Sie, Raffet! Napoleon Bonaparte verstand es, in seinen Soldaten und sogar in den angegriffenen Völkern das Gefühl zu erwecken, daß Krieg, Schlachten und Märsche der Franzosen eine neue Zeit bringen würden. Wofür hatte denn die Revolution gekämpft? Für Freiheit, Menschenwürde und Gleichheit. Diese Gedanken trug Napoleon nun in die Welt hinaus.
Was aber wichtiger war: er selber lebte diese Ideen vor, er gab das Beispiel. Ärmlich uniformiert, saß er mit seinen Soldaten am Lagerfeuer, aß und trank das gleiche wie sie. Wenn es in den Kampf ging, war er mitten unter ihnen. Von der Beute nahm er nicht die besten Stücke für sich, er war Kamerad, Bruder und Führer in einem. Die alten Kriegsgurgeln und Haudegen nannten ihn liebevoll ‚unseren kleinen Korporal' oder einfach ‚Bonaparte'.
Was für ein Bursche dieser General ist, wird Ihnen aufgehen, Raffet, wenn ich Ihnen vom Kampf um die Brücke von Arcole erzähle."
Graf Ségur holte Atem und sah sich im Atelier um, wo auf Staffeleien und an den Wänden Bildentwürfe und ausgeführte Zeichnungen hingen. Einige Studienblätter zeigten Napoleon Bonaparte.
„Sie haben den General recht gut abgebildet, Raffet", fuhr der Graf fort. „Schmal und mager ist er, ein kleiner Bursche mit bleicher Gesichtsfarbe, dunklem Haarwisch in der Stirne und feurig brennenden Augen! Wenn Sie ihn jedoch vor sich sehen, vergessen Sie völlig, daß er kaum 1,63 Meter groß ist. Aber ich wollte Ihnen von Arcole berichten, wo ich verwundet worden bin.
Der österreichische Feldmarschall Alvinczy hatte die fast uneinnehmbaren Höhen von Caldiero über dem Etschtal stark besetzt. Bonaparte wollte nun diese Stellungen durch einen Marsch quer durch die Etschsümpfe umgehen. Er kam mit seiner verhungerten und zerlumpten Armee aus den Alpentälern. Um aber die Österreicher packen zu können, mußten die Franzosen zuerst über die Brücke von Arcole. Diese alte Steinbrücke war schwer gesichert. Zwei öster-

reichische Kanonen waren so eingerichtet, daß sie genau auf die Brücke zielten. Und sie waren mit gehacktem Blei geladen. Gleich hinter der Brücke lagen die weißen Uniformen der österreichischen Soldaten wie Schnee hinter den Felsblöcken. Und alle hatten die Gewehre auf die Schlucht und die Brücke gerichtet. Keine Maus konnte unbeschossen hinüber.

Aber die Brücke mußte genommen werden, wenn die Armee siegen wollte.

Bonaparte schickte Bataillon um Bataillon zum Sturmangriff vor. Die Straße und die Brücke selbst waren schon dicht mit Leichen bedeckt. Es waren lauter blaue französische Uniformen. Jeder Angriff wurde abgeschlagen.

Da ergriff Bonaparte, der kleine, blasse General, persönlich die Fahne des 5. Linienregiments: ‚Mir nach, Soldaten! Für die Freiheit! Für das Vaterland!'

General Lannes, der tags zuvor zweimal leicht verwundet worden war, warf sich schützend vor Bonaparte und sank im nächsten Augenblick ein drittesmal verwundet nieder. Der kleine General mit der Fahne lief weiter, als sei nichts geschehen. Jetzt näherte er sich der Brücke.

Die dichten Linien der französischen Soldaten erhoben sich aus ihren Deckungen. Keiner wollte den ‚kleinen Korporal' im Stich lassen. Zu Hunderten stürzten die Soldaten schreiend und schießend nach vorne. Vor ihnen blitzte es, Feuer und Rauch stiegen auf, und heulend sausten die Kugeln.

Bonaparte lief als erster auf die Brücke. Oberst Murion, der Kommandeur des 5. Linienregiments, warf sich schützend vor den General. In diesem Moment feuerten die beiden österreichischen Geschütze. Der Oberst sank zerfetzt von Geschossen vor Bonaparte nieder und bespritzte ihn mit seinem Blut.

Die nachstürmenden Soldaten sahen, daß ihr geliebter General blutverschmiert und rauchgeschwärzt allein auf der Brücke stand und die Fahne schwang. Sie gerieten in Raserei und achteten nicht mehr auf das Schießen und nicht mehr auf die feuernden Kanonen. Sie stürmten auf die Brücke, kletterten an den Pfeilern entlang, sie hingen wie Trauben an den zerschossenen Geländern und wateten bis zum Hals durch das eiskalte Wasser.

Bonaparte wurde bei den nächsten Kanonenschüssen vom Luftdruck über die Brücke geweht, Grenadiere halfen ihm aus dem Wasser. Es war sein Glück, denn die Österreicher wehrten sich tapfer und hielten die Brücke noch immer unter Feuer. Doch die Franzosen hatten nun das andere Ufer erklettert und gingen mit blanker Waffe auf die österreichischen Linien los.

Und da zeigte sich der Unterschied zwischen einer angeworbenen Berufsarmee, die für Sold und um das Wohl ihrer Fürsten kämpft, und einer Truppe freier Bürgersoldaten, die für Freiheit, Vaterland und Republik streiten. Plötzlich verließen die Weißröcke die Stellungen und liefen davon. Französische Soldaten aber pflanzten noch am Abend dieses Tages die dreifarbige Fahne der Revolution auf die unerstürmbaren Höhen von Caldiero. Drei Tage später ergab sich die Festung Mantua."

Der Graf war in Begeisterung geraten und hatte sich erhoben.

„Das, mein lieber Raffet", sagte er, „war Bonaparte bei Arcole."

„Der Retter des Vaterlandes", stimmte der Maler zu. „Schon sind meine Drucke über die Schlacht von Lodi zu Zehntausenden in Frankreich verbreitet. Nun

will ich ein Blatt ‚Bonaparte auf der Brücke von Arcole' folgen lassen. Kein Haus in Frankreich, in dem nicht das Bild unseres Helden hängen soll."

„Nicht nur in Frankreich, mein Freund!" rief der Graf. „Die Völker Europas haben aufgehorcht. Napoleon Bonaparte wird die Banner der Freiheit von Madrid bis Moskau tragen und Europa die neue Zeit im Donner seiner siegreichen Kanonen verkünden."

1812 | Vom brennenden Moskau zur eisigen Beresina



Moskau! Moskau!" hatten die Soldaten geschrien und dabei vergnügt in die Hände geklatscht, als am 14. September gegen zwei Uhr mittags die goldenen Kuppeln der Stadt über der Moshaisker Ebene aufstiegen. „In Moskau wird der Friede diktiert, hat der Kaiser versprochen!"

Zwanzig Jahre Krieg und Kampf lagen hinter den Soldaten, als sie endlich die Türme Moskaus, die vergoldeten Kuppeln der Kremlburg wie ein Ziel ihres langen Marsches erblickten. Sie waren nach Madrid, Neapel und Berlin, nach Wien, Brünn und Warschau marschiert. Sie hatten ganz Europa durch blutige Siege zusammengeschmiedet und doch niemals das Ende des Krieges gefunden.

Da hatte Napoleon — der Kaiser Frankreichs und Beherrscher Europas — im Frühjahr 1812 die größte Armee versammelt, die es bisher in der Weltgeschichte gegeben hatte: rund siebenhunderttausend Mann aus allen Völkern und Stämmen des Abendlandes zogen aus, um Rußland und seinen Zaren zu besiegen.

Der russische Dichter Leo Tolstoj schrieb darüber:

„Millionen von Menschen beginnen plötzlich gegeneinander eine zahllose Menge von Übeltaten: Betrug, Verrat, Diebstahl, Fälschung von Banknoten, Raub, Brandstiftung und Mord zu begehen, wie sie die Listen aller Gerichte der Welt wohl während eines ganzen Jahrhunderts nicht aufzählen. Aber man spricht von großen und heroischen Zeiten anstatt von Verbrechen, und nennt das Ereignis *Krieg*."

Mit Napoleons „Großer Armee" waren auch viele Ausländer mitgezogen, die den Franzosen als Hilfstruppen dienten. In der Division Wrede, im Korps des Grafen Preysing und dort wieder bei den bayrischen „Schwolesche"-Reitern war auch der einundzwanzigjährige Leutnant Albrecht von Muralt nach Rußland geritten. Als die Armee den Bannkreis von Moskau erreicht hatte, durften nur ausgesuchte französische Regimenter in die Stadt einrücken, die anderen bekamen Befehl, ein Lager vor der Stadt aufzuschlagen.

Da konnte Albrecht von Muralt nun zusammen mit seinen bayrischen Kameraden hinüberschauen auf das Meer von strohgedeckten Holzhäusern, das die Kathedralen, Paläste und Türme überragten. Schließlich schickte der Rittmeister der „Schwoles", den Leutnant mit ein paar Mann aus, damit er aus Moskau etwas zu essen besorge, und Albrecht von Muralt trabte in eine verlassene Vorstadt ein. Er erzählte: „Kaum waren wir in den menschenleeren Gassen, als ein Franzose dahergerannt kam und schrie: ‚Rettet euch! Die Sträflinge und Banditen sind los!' Im nächsten Augenblick sahen wir eine Bande von ungefähr fünfzig bis sechzig Leuten in zerlumpten Gewändern, die mit Geheul und fackelschwingend auf uns zukamen. Da machten wir kehrt und rissen aus ..."

Aber schon am Abend wußte der Leutnant was diese Begegnung zu bedeuten hatte. Er notierte in sein Tagebuch:

„Am Abend dieses Tages sahen wir einzelne und dann immer mehr Rauchsäulen in der Stadt aufsteigen. In der Nacht griff das Feuer, durch einen starken Wind angefacht, immer mehr um sich, und in der folgenden Nacht war die Helligkeit des Flächenbrandes so groß, daß wir in unserem Lager beinah Tageslicht hatten. Am 16. September sah man schon deutlich, daß niemand mehr dem ungeheueren Brand Einhalt tun könne ..."

Moskau brannte nieder. Kaiser Napoleon und seine Generale standen schweigend an den Fenstern des Kremls auf dem Hügel über der Moskwa und sahen dem verheerenden Feuer zu.

„Es war das erhabenste Schauspiel, das ich je gesehen habe", sagte der Kaiser später. Er wartete Tag um Tag auf die Friedensunterhändler des Zaren. Sie kamen nicht und der Winter rückte näher. Am 13. Oktober fiel der erste Schnee, der Vorbote eines strengen russischen Winters.

Die Verpflegung ging zu Ende und die Russen schwiegen noch immer.

„Ich brauche Frieden!" rief Napoleon seinen Abgesandten zu. „Sagen Sie, daß ich Frieden haben muß! Retten Sie die Ehre! Schließen Sie Frieden um jeden Preis!" Doch die Russen schwiegen. Im verschneiten Land draußen mehrten sich die Überfälle der wilden Kosaken.

Da befahl der Kaiser am 19. Oktober den Rückzug.

Aber schon löste sich die Armee auf. Sie hatte sich auf die ungeheuere Linie von Ostpreußen bis Moskau verteilt und zählte an der Front in Moskau kaum mehr den sechsten Teil ihrer Stärke. Jetzt rafften die Soldaten, die keine Winterausrüstung hatten, Lumpen, Damenmäntel, Pelze, Tücher und ähnliches Zeug zusammen, um sich vor Kälte zu schützen. Da viele ihre Stiefel durchgelaufen hatten, umwanden sie sich die Füße mit Stroh oder Fetzen. Andere warfen Gewehre und Säbel fort, ließen die Kanonen stehen und schlachteten vor Hun-

ger die Pferde. Aufgelöst in viele kleine Trupps suchten die wilden Haufen den Rückweg nach Westen. Regen mengte sich in Schnee, die Wege wurden grundlos. Wagen und Karren mit Verwundeten, mit Munition oder Verpflegung blieben im metertiefen Schlamm stecken.
Dann nahm das Schneegestöber zu. Jede Nacht wurde es kälter, und aus Dunkelheit, eisigem Schneesturm und schwarzen Wäldern tauchten wie Gespenster die Kosakenhorden auf, überfielen die kleinen, versprengten Trupps und machten sie nieder.
Am meisten Ordnung hielten die französischen Truppen des Kaisers, die alten Kampfgefährten Napoleons, die treu zu ihm hielten.
„Frierst du, mein Freund?" fragte Napoleon einen alten Grenadier, der bei einer Kälte von zwanzig Grad blaugefroren neben dem Schlitten des Kaiser stapfte.
„Nein, Sire", antwortete der Soldat. „Solange ich Sie sehe, ist mir warm!"
Der Getreueste der Getreuen, Marschall Ney, deckte mit zweitausend Gardisten den Rückzug. Diese riesigen „Bärenmützen" waren die ausgesucht tapfersten Revolutionssoldaten von einst. Keiner von ihnen klagte, keiner wich einen Schritt ohne Befehl.
Immer wieder ließ Marschall Ney anhalten, laden und anlegen. Dann wartete er, bis die huschenden Schatten der Kosaken dichter wurden. Wenn sich die Mauer des wirbelnden Schnees öffnete und die russischen Lanzenreiter daraus hervorbrachen, rief Ney: „Feuer!"
Die Grenadiere feuerten ihre Gewehre ab: zuerst die erste, dann die zweite und endlich die dritte Reihe. Dann folgte wieder der Befehl: „In Marschordnung angetreten! Garde, marsch!"
Sie zogen lautlos, ohne Lied und ohne Trommelschlag weiter nach Westen. Hinter ihnen blieben Hügel mit Leichen zurück.
Am 25. November erreichte der Kaiser die Beresina, deren seichte Stellen starke russische Kräfte besetzt hielten. Die Brücken waren gesprengt. Vor dem Hochwasser führenden, mit Eisschollen bedeckten Fluß staute sich die fliehende Armee. Was sollte nun geschehen?
Hinten drängten die Kosaken nach, von allen Seiten eilten russische Streitkräfte herbei, der Großen Armee den Todesstoß zu versetzen.
Der Kaiser sah den Untergang vor Augen und befahl den französischen Regimentern, ihre ruhmreichen Fahnen zu bringen. Vor seinen Augen und denen der Generale türmte man einen großen Holzstoß auf und zündete ihn an. Ein Adjutant Napoleons, Graf Ségur, schrieb in sein Tagebuch:
„Die Leute traten dann, einer nach dem anderen, aus den Reihen hervor und warfen das, was ihnen teuerer als ihre Leben gewesen, ins Feuer: die Fahnen der Armee! Ich habe nie eine größere Schmach gesehen, es war, als ob die ganze Armee entehrt worden wäre ..."
Vom eisigen Strome herauf tönte das emsige Gehämmer der Pioniere, die auf Befehl des Kaisers zwei Brücken aus Balken, zusammengefahrenen Wagen und angetriebenen Baumstämmen bauten. Doch schon schlugen gelegentlich die Granaten der näherrückenden Russen in den aufspritzenden Fluß. Albrecht von Muralt erzählte die folgenden Stunden:

„Da die Brücken noch nicht fertig waren, so hatte sich eine Menge Menschen längs dem Flusse und auf den Anhöhen gelagert. Wem es gelungen war, sich ein Feuer zu machen, und wer etwas hatte, den Hunger zu stillen, bekümmerte sich wenig um das Brückenschlagen und um den bevorstehenden Übergang. Unserem Häuflein Bayern gelang es auf einer Anhöhe, in eine halbverfallene Scheune einzudringen, obschon eine Menge Menschen das nicht zulassen wollte ..."

Andere waren nicht so glücklich. Sie mußten in der klirrenden Kälte lagern. Deshalb versuchten sie immer wieder Balken oder Bretter von der Scheune zu reißen, um Feuer zu machen. Muralt schrieb:

„Soweit das Auge reichen kann, ist der Boden mit einer Unzahl von Kanonen, Munitionswagen und Fuhrwerken aller Art bedeckt ... Um die Feuer drängte sich eine bunte Menge. Aber unter dieser Masse von Kriegern aller Ränge und Waffengattungen war nur selten ein Anzug zu erblicken, der einer vollständigen Uniform glich. Diejenigen, die glücklich genug waren, Pelzkleidung zu besitzen, hatten sich dareingehüllt, gleichviel, ob es Männer- oder Weiberpelze waren. Riesenhafte Grenadiere und bärtige Kürassiere waren in rosafarbene Frauenunterröcke gewickelt, die ihnen als Fetzen vom Leibe hingen ..."

Am nächsten Tag waren die beiden Pionierbrücken fertig. Der Übergang der Armee begann. Zuerst rasselte die Garde mit ihren Kanonen und Pferden in ziemlich geschlossener Ordnung hinüber. Wieder berichtete Leutnant Albrecht von Muralt:

„Ungeachtet der Anwesenheit des Kaisers, der von seinem Gefolge umgeben dicht an der linken Brücke zu Fuß hielt, um selber den Übergang zu beaufsichtigen, nahm die Unordnung mit jedem Augenblicke zu. Feindliches Artilleriefeuer ließ sich schon ganz nahe vernehmen. Einige Kanonenkugeln schlugen ganz dicht auf der Anhöhe ein, auf der wir übernachtet hatten und wo noch immer eine zahllose Menge lagerte. Andere Schüsse ließen das Eiswasser in der Beresina emporwirbeln und schleuderten die Eisschollen haushoch in die Luft ..."

Nun brach eine Panik aus. Die dicht vor den Brückenanfahrten zusammengeballten Leute drängten rücksichtslos vorwärts.

„Aber ihre Bemühungen wurden mit jedem Augenblick fruchtloser. Unaufhörlich vermehrte sich das Gedränge. Die verworrene Menschenmasse drückte mit wildem Geschrei gegen die Brücken, denn jetzt galt es, das Leben zu retten. Die Stärkeren überritten oder überschlugen die Schwächeren und brachen sich mit Gewalt Bahn. Umsonst flehten Verwundete und Kranke um Erbarmen ... Jeder gedachte nur noch seine Haut zu retten. In diesem Gedränge wurde unser Häuflein Bayern begreiflicherweise getrennt. Doch ich und mein Kamerad Knecht hielten fest zusammen. Obschon von der Militärpolizei mißhandelt, erreichten wir glücklich zwei Geschütze der Garde. Da schoben wir uns zwischenhinein und gelangten auf die Brücke ..."

Die zweite Brücke wurde von Kanonenkugeln getroffen und brach unter der Last der Massen zusammen. Hunderte ertranken in den eisigen Fluten der Beresina. Noch im kommenden Frühjahr mußten die Russen ganze Dämme von Toten aus dem Flußbett räumen.

Der Kaiser passierte unter dem Schutz seiner Leibgarden die Brücke im Schlitten. Jenseits der Beresina verließ er die verlorene Armee. Er jagte quer durch Deutschland nach Frankreich und langte in der Nacht zum 1. Dezember 1812 in Paris an. Ein Kurier war ihm vorausgeeilt und brachte dem französischen Volk und der aufhorchenden Welt eine Nachricht über die russische Katastrophe. In dieser Depesche hieß es:
„Das Befinden Seiner Majestät ist nie besser gewesen!"
Doch im Osten sahen die Leute die Trümmer der Großen Armee zerschlagen, krank, ausgehöhlt, ohne Waffen und an Krückstöcken humpelnd daherkommen. Schweigend, entsetzt und erschüttert stehen die Polen, die Deutschen und die Tschechen am Wegrand.

„Mit Mann und Roß und Wagen,
Hat sie der Herr geschlagen ..."

1813 | Die verwegene Jagd



Am 20. März 1813 bringt die *Schlesische Priviligierte Zeitung* einen Sonderdruck heraus, den das Volk den Verkäufern aus den Händen reißt. Der preußische König wendet sich in einem Aufruf an seine Untertanen und fordert sie zum Kampf gegen Napoleon auf.
Am Neuen Markt zu Breslau, gleich auf den Stufen des Brunnens, steht ein etwa fünfunddreißigjähriger, hünenhafter Mann mit wallendem rotblondem Vollbart und liest die Bekanntmachung einem Kreis von Zuhörern vor.
„AN MEIN VOLK!
So wenig für Mein treues Volk als für Deutsche bedarf es der Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen.
Wir erlagen unter der Übermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte Meiner Untertanen Mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht, denn er schlug uns

tiefere Wunden als selbst der Krieg. Das Mark des Landes wurde ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau blieb gelähmt, so wie der Kunstfleiß der Städte ... Das Land war ein Raub der Verarmung ..."
Der riesige Mann, der den Bürgern vorliest, heißt Friedrich Ludwig Jahn. Er ist Lehrer aus Berlin und Erfinder neumodischer Übungen zur Körperstählung. Diese vielfältigen Übungen, durch die er die Kampfkraft des Deutschen erhöhen will, nennt er nach den mittelalterlichen Ritterspielen „Turnen". Mit einer ganzen Anzahl von Turnern ist Jahn nach Breslau geeilt, um sich dort als Freiwilliger bei der Truppe zu melden.

Neben ihm steht ein Jüngling mit krausem Blondhaar, schwärmerischen Augen und hochroten Wangen. Dieser junge Mann ist einer der Freiwilligen, die Fr. Ludwig Jahn für das Lützowsche Freikorps angeworben hat. Denn Herr Jahn ist zwar sehr begeistert und feuert alle anderen an, widmet sich persönlich aber mehr der Werbung und der Verwaltung.

Der begeisterte Jüngling heißt Theodor Körner. Er wurde als Sohn eines hohen Gerichtsbeamten in Dresden geboren. Im Hause seiner Eltern war seinerzeit der junge Friedrich Schiller zu Gast, als er mittellos aus seinem Heimatland Württemberg hatte fliehen müssen. Schiller hatte Theodor Körner auch zum Dichten angeregt.

Er war ein erfolgreicher junger Dichter und hatte bereits einen Posten als Theaterdichter an der Wiener Hofburg. Einige seiner Stücke waren aufgeführt worden. Doch was bedeutete dies für Theodor Körner in dem Augenblick, da sich ganz Deutschland, ja Europa, gegen den Unterdrücker Napoleon erhob?

In jugendlichem Überschwang ließ er alles liegen und stehen und eilte nach Schlesien, um sich zu den Waffen zu melden.

So steht er jetzt neben Jahn. Er trägt das schlichte Schwarz der Lützowschen Jäger zu Pferde. An der Seite baumelt ihm ein irgendwo erworbener Säbel. Fiebernd vor Kampfeswillen vernimmt er die schönen Worte des Aufrufs: vom „letzten Kampf um unsere Freiheit", von „Sieg oder Untergang", von „Ehre, Vaterland und glorreichem Sieg".

Wie sehr verachtet er in diesem Augenblicke die kühle Vernunft des Weimarer Dichterfürsten und Geheimrates Johann Wolfgang von Goethe, der seinem Sohn August dringend abgeraten hat, sich freiwillig zu melden.

„Der Lärm ist mir zuwider", hat der alte Herr von Weimar gesagt. „Es sind so viele Sprüche dabei!"

Goethe meinte: man begeistert eine leicht entflammte Jugend, läßt sie kämpfen und bluten, um schließlich am Feuer des erhitzten Nationalismus sein Süppchen zu kochen. Er hält nichts von Freiheitskriegen, weil er von Kriegen schlechthin nichts hält.

Nein, da sind die kleinen Leute doch warmherziger.

Fremde Menschen sinken sich vor Rührung in die Arme. Viele lassen den preußischen König hochleben, andere gehen hin und opfern ihre Ringe und goldenen Dukaten. Sie bekommen bei den Sammelstellen eiserne Gedenkmünzen dafür mit der Aufschrift: „Gold gab ich für Eisen." Frauen lassen sich die langen Haare abschneiden, um sie zu verkaufen und den Erlös dem Vaterland zu

spenden. Witwen liefern ihre Trauringe ab, und die ältesten Veteranen schleppen verborgen gehaltene Gewehre an.
Ein neuer Orden ist gestiftet worden. Er entspricht der armseligen und strengen Zeit und ist nur aus Eisen. Man nennt ihn das „Eiserne Kreuz".
Handwerker arbeiten umsonst, Bauern bringen ihre Pferde zu den staatlichen Sammelstellen. Die Höheren Schulen und die Universitäten müssen schließen, weil Professoren und Studenten zu den Fahnen eilen. Der einundfünfzigjährige Gelehrte Fichte rückt mit Zylinderhut und Säbel aus. Die Bürgerwehr bewaffnet sich mit alten Spießen und Pistolen. In der Kirche zu Rogau am Zobtenberge, nahe Breslau, wird die Truppe der Freiwilligen Jäger eingesegnet. Da knien sie vor dem Altar: der schwarzhaarige Freikorpsführer Lützow, der rotblonde Jahn und der feuerköpfige Körner. Die Jäger singen Theodor Körners jüngstes Lied:

„Mag die Hölle drohn und schnauben;
der Tyrann reicht nicht hinauf,
kann dem Himmel keine Sterne rauben;
unser Stern geht auf!
Ob die Nacht die freud'ge Jugend töte,
für den Willen gibt es keinen Tod;
und des Blutes Heldenröte
jubelt von der Freiheit Morgenrot!"

Als die kirchliche Feier beendet ist, trennen sich die Wege. Jahn muß wichtige schriftliche Arbeiten in Breslau erledigen. Die jungen Freiwilligen aber sitzen auf und lenken ihre Pferde hinüber ins feindliche, mit Napoleon verbündete Sachsen, um es zu befreien.
Sachsen ist die Heimat Theodor Körners. Schon in einem der ersten Gefechte wird er bei Kitzen schwer verwundet. Blutend im Gehölz liegend, dichtet er mit schwindenden Kräften die Verse „Abschied vom Leben", die mit den Worten beginnen: „Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben . . ."
Doch Theodor wird zufällig von Kameraden aufgefunden und eilig nach Leipzig gebracht, wo er sich wieder erholt. Seine Eltern schicken ihn zum Kuraufenthalt nach Karlsbad. Doch dort hält es ihn nicht lange. Er kehrt zurück und tritt seiner Lützowschen Truppe wieder bei.
Ein langer Zug schwarz uniformierter Reiter trabt den Wiesenrain von den sanften Höhen nach Gadebusch herab. Die Tschakos tragen das Sinnbild des Eisernen Kreuzes, die verschnürten „Dolmans" geben den Männern ein kühnes Aussehen. Sie halten die Gewehre in den Sätteln aufgestützt, verschiedene tragen blanke Säbel in der Rechten. Man erwartet den Zusammenstoß mit französischen Truppen. Um sich Mut zu machen, summen die jungen Reiter Theodor Körners Kampflied vor sich hin:

„Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner schallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützows wilde verwegene Jagd . . ."

Da raschelt es im Gebüsch. Die grünen Laubvorhänge öffnen sich, und plötzlich blitzt es auf. Feuer bricht aus den Hecken. Durch die Luft pfeifen Gewehrschüsse. Krachend bricht ein Roß in die Knie und schleudert den Reiter ins Gras.
Die Hörner schmettern, der Rittmeister hebt den Säbel, und hinab geht die wilde Jagd.
Sie fassen den Gegner, der sich im Waldgebüsch verborgen hat. Es sind Sechzehn- und Siebzehnjährige, die der Befehl Napoleons aus allen Gauen Frankreichs zusammengeholt hat. Sie haben weder die Nerven noch die Erfahrung der alten Garde und stieben voll Schreck bei dem Ansturm der schwarzen Reiter auseinander.
Das Gefecht ist zu Ende, ehe es richtig begonnen hat. Einzelne Lützower durchstreifen die Büsche, um die Versprengten aufzusammeln. Als Theodor Körner ein wenig abseits von den anderen sein Pferd ins Gebüsch lenkt, fällt ein Schuß. Die Kugel durchschlägt die Brust des jungen Dichters, und er sinkt langsam aus dem Sattel.
Nach einiger Zeit suchen und finden die Kameraden den Gefallenen. Auf ihren Schultern tragen sie einen Toten zurück. Bei dem nahen Dorf Wöbbelin steht eine alte Eiche am Waldrand. Dort schaufeln sie ein Grab.
Als die Erdschollen hinabpoltern, stimmen die Lützower Körners Kampflied an:

„Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater, du führe mich!"

Um 1820 | Die Gefangenen des Geldes

Die Familie Stockes war aus den Midlands, und zwar aus der großen Stadt Manchester gekommen. Ursprünglich hatten sie als Tuchweber gearbeitet. Aber man hatte den neuen „mechanischen Webstuhl" eingeführt. Arbeitslosigkeit, Hungerunruhen und Verzweiflung der Arbeiterschaft waren die Folge. Da hatte Vater Stockes gehört, daß die Kohlengruben in Wales noch immer Arbeiter suchten. Die Familie packte ihre wenigen Habseligkeiten auf einen kleinen Leiterwagen und wanderte nach Wales aus.
Jetzt stand der kleine Handkarren mit den Betten, dem bißchen Geschirr und den geringen Vorräten der Stockes neben anderen ähnlichen Fahrzeugen am Wegrand. Dieser Weg hatte tiefe Furchen und wand sich zwischen riesigen Halden von Abraum und Kohle hindurch. Man sah zwischen den Schuttbergen nur hie und da auf die finsteren Waldberge von Wales. Am Hang duckten sich ein paar verschmutzte Hallen und Gebäude in eine Mulde und dort, wo die

Stockes jetzt standen, zog sich ein doppelter Zaun um eine graue, aus grobem Felsstein erbaute Siedlung.

Vater Georges Stockes stand in der Reihe vor dem Häuschen an, in dem der Aufseher die Arbeiter einstellte oder abwies. Mutter Kat, die älteste Tochter Mary und der neunjährige Stephen rückten mit dem Vater immer einen Schritt voran, wenn sich die Reihe in Bewegung setzte.

„Ich bete zu Gott, daß sie dich nehmen", flüsterte die Mutter und zog den Schal enger um den Kopf. Der Wind wehte kühl über die Halden. Er führte den Geruch von Kohlenstaub, Rauch und vielen Menschen mit sich.

„Sie werden Vater schon nehmen", machte sie Stephen selber Mut. „Er ist der Stärkste von allen."

Eine halbe Stunde später steht George Stockes vor dem allmächtigen Verwalter. Der sitzt hinter einem Tisch, und ein Schreiber leistet ihm Gesellschaft. Flüchtig sieht er sich die Papiere des Arbeiters Stockes an, dann nickt er zustimmend.

„Sie können morgen früh anfangen. Du wirst Hauer vor Ort. Schreiben Sie, Smith: der Hilfshauer Stockes bekommt das Haus Nummer 113 zugewiesen..." Der Verwalter unterbricht sich und fragt Stockes barsch, ob er Familie habe. Als Stockes eilig bejaht, hellt sich das Gesicht des Beamten auf.

„Gut so! Sie werden sie brauchen können. Schreiben Sie, Smith: Stockes bekommt ein Pfund Sterling Vorschuß zu den üblichen Bedingungen."

Wieder wendet sich der Verwalter an George Stockes. Er schiebt ihm ein gedrucktes Blatt hin und deutet auf eine Stelle.

„Hier! Unterschreiben Sie das, Stockes!"

Verlegen muß Vater Stockes zugeben, daß er des Lesens und Schreibens unkundig sei.

„Das macht nichts, Kumpel! Machen Sie Ihr Kreuz hierhin! Mister Smith wird die Richtigkeit bestätigen."

Und so geschieht es. Glückstrahlend, mit einer Durchschrift des Anstellungsvertrages und blanken zwanzig Shilling in der Hand kehrt Vater Stockes zu seiner wartenden Familie zurück.

„Mutter!" ruft er, „Kinder! Wir haben ein wahnsinniges Glück gehabt. Ich habe Vorschuß bekommen: soviel Geld haben wir seit Jahren nicht auf einem Haufen gesehen!"

„Laß sehen!" fordert Mutter Stockes und nimmt einen der Scheine in die Hand. Sie versteht etwas von Geld, weil sie immer einkauft. Aber das ist ja gar kein richtiges Geld, wundert sie sich. „Da ist ja ein ganz anderes Bild als das des Königs."

Verstört fragen die Stockes einen der Werksaufseher, die längs der Reihe von Arbeitssuchenden aufpassen. Der Mann lacht und sagt:

„Natürlich gibt man euch Herumtreibern kein echtes Geld in die Hand! Das ist *Werksgeld.* Damit könnt ihr alles in der Kantine des Lagers kaufen, was ihr wollt."

Jetzt atmen die Stockes auf und machen sich auf den Weg in die Siedlung. Nummer 113 ist ihr neues Heim.

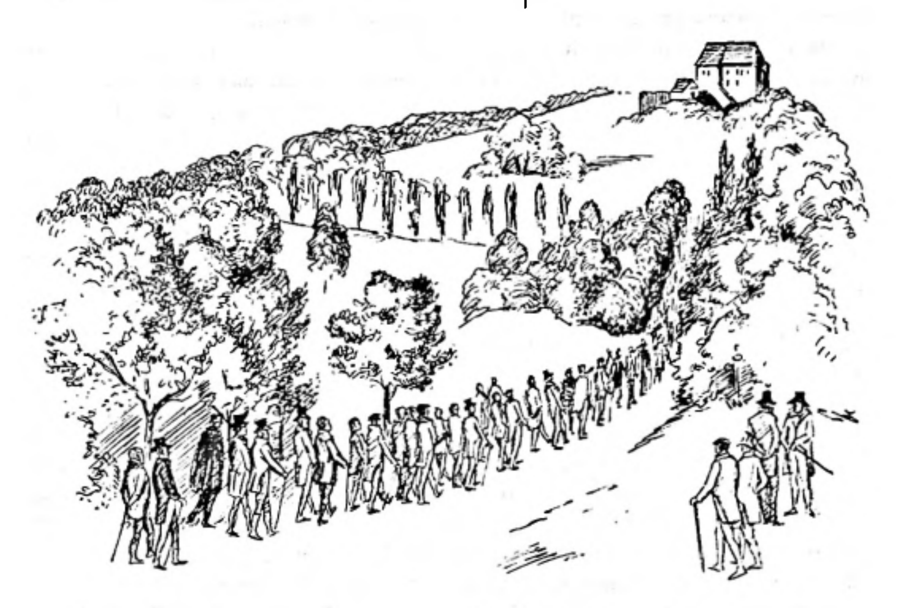
Seltsam: warum wohl bewaffnete Posten vor dem Zaun stehen, weshalb wohl müssen die Arbeiter, die aus dem Lager herauswollen, die Ausweiskarten vorzeigen?
Nun, sauber sind die Straßen der Siedlung nicht eben. Manche der niedrigen, grauen, schiefergedeckten Hütten machen einen baufälligen Eindruck. Nummer 113 ist einigermaßen imstande. Aber sowohl die Küche mit dem steingemauerten Herd wie auch die zwei Kammern sind völlig kahl.
„Nur Kopf hoch, Mutter!" sagt Georges. „Wir haben ja die zwanzig Shilling. Da werde ich mal gleich in die Kantine gehen und tüchtig einkaufen."
Im Warenhaus des Werkes gibt es alles. Vater und Mutter Stockes kaufen Tisch, Stühle, Bettladen, sogar Stoff für Vorhänge und einen kleinen Teppich für den Fußboden. Dann bleiben immer noch ein paar Shilling übrig. Dafür kaufen sie reichlich Brot, Mehl, Salz, Gemüse, ein wenig Fleisch zur Feier des Tages und für Vater eine Buddel mit billigem Kornschnaps. Die Kinder bekommen eine Zuckerstange für einen Penny.
Während sie ihre neuen Erwerbungen nach Hause schaffen, spricht sie ein alter Kumpel mit rußgeschwärztem Gesicht an. Er wohnt auf Nummer 112 und ist ihr Nachbar. Wegen Krankheit ist er nicht in den Berg gefahren. Er hat eine Staublunge.
Eine Weile hört sich der Kumpel die Freudenkundgebungen der Stockes an. Sie haben den Nachbarn in ihr Haus eingeladen, wo er ihnen beim Einrichten hilft. Als ihm George ein Glas Schnaps einschenkt, taut der Nachbar auf. Er heißt Romney.
„Hast du deinen Vertrag schon studiert?" fragt er Georges. Aber der muß zugeben, daß er nicht lesen kann. Da nimmt Romney das Papier in die Hand und erklärt Stockes die einzelnen Punkte.
„Da ist zuerst einmal das Geld", beginnt der alte Bergmann. „Hier steht, daß du die gewöhnliche Arbeitszeit einhalten mußt. Das sind zwölf bis vierzehn Stunden pro Tag. Sonntags ist frei. Für die Stunde bieten sie dir zwei Pence ... du kommst demnach auf zwei Shilling und vier Pence bestenfalls. Das sind in der Woche sechsmal soviel, also sechzehn Shilling. Davon wird dir jedoch die Miete für dieses Haus mit sechs Shilling abgezogen. Für Essen und Kleidung benötigst du ungefähr fünfzehn Shilling pro Woche, du hast aber nur noch zehn, und dann sollt du auch noch den Vorschuß von zwanzig Shilling abbezahlen. Wie machst du das, Freund?"
„Ja, aber das geht doch nicht mit rechten Dingen zu!" wundert sich Vater Stockes.
„Das ist genau so, George, und nicht anders. Noch etwas haben wir vergessen: wenn auf der Strecke im Berg, wo du arbeitest, Bruchgefahr auftritt, der Berg also einzustürzen droht, muß die Kolonne, die dort arbeitet, auf eigene Kosten Verbauungen vornehmen. Dazu braucht man Stempelholz und Querbalken. Du kannst sie auf dem Lagerplatz des Werks kaufen. Dein Obersteiger wird den Preis auf alle Arbeiter umlegen. Rechne ruhig mit fünf Shilling pro Monat!"
„Und wenn wir nicht verbauen?"

„Das ist der Werksleitung ganz egal! Es ist ja dein Leben, wenn du unterm Berg begraben wirst."
„Nein, nein!" ruft Georges Stockes. „Da kommen wir ja niemals aus den Schulden heraus. So können wir nicht leben! Lieber will ich wieder ausziehen und das Werk verlassen."
„Tu's, wenn du noch kannst, Freundchen! Hast du zwanzig Shilling zur Hand, um sie mit Zins zurückzuzahlen? Hast du die bewaffneten Posten vor dem Lager gesehen? Die lassen keinen Arbeiter hinaus, der nicht die Bescheinigung des Werkes vorzeigt, daß er alles bezahlt und ordnungsgemäß gekündigt hat. Deshalb geben sie dir ja auch nur Werksgeld, damit du draußen hilflos bist."
Vater Stockes setzt sich erschüttert auf einen der neu gekauften Stühle und vergräbt sein Gesicht in den Händen.
„Was soll ich tun?" fragt er hilflos.
Der alte Kumpel schenkt sich noch einen Schnaps ein. Dann redet er dem Neuen gut zu.
„Vorerst hilft dir gar nichts, Kamerad", sagt er. „Jetzt bist du schon ein Gefangener des Geldes, wie wir alle. Es bleibt dir nichts übrig, als deine Familie ebenfalls arbeiten zu lassen. Die Frau kann Beschäftigung am Tretrad finden. Da läuft man den ganzen Tag über eine Treppe, die das Riesenrad bewegt. Das Rad treibt die Wasserpumpen im Werk. Man war hier zu sparsam, um eine Dampfmaschine anzuschaffen. Für die Stunde Tretrad erhält deine Frau einen Penny. Und wie ich sehe, ist deine Tochter Mary auch schon kräftig. Findet sie keine Arbeit in der Lampenputzerei oder bei der Werkskantine, so kann auch sie Tretrad laufen. Da sie aber noch jung ist, gibt man ihr nur einen halben Penny pro Stunde. Was deinen kleinen Stephen anbelangt, so ist er gerade in dem Alter, in dem Kinder unter Tage die Hunde schieben oder beim Kohleladen helfen."
„Hunde schieben? Was ist das?" fragt Mutter Kat ängstlich.
„Hunde nennt man die Rollwagen, mit denen unten in den Stollen die Kohle zu den Aufzügen geschafft wird, das ist richtige Kinderarbeit. Auch der kleine Stephen wird in der Woche seine drei bis vier Shilling heimtragen. So kommt der Haushalt allmählich ins Lot."
„Aber ersparen wird man sich nichts!" seufzt der Vater. „Es wird immer gerade so umgehen, daß keiner verhungert. Und keiner darf sich erlauben, krank zu werden oder einen Unfall zu haben."
„Wo denkst du hin, Kamerad? Das Werk kann nicht krank sein, wenn *du* es bist! Und was soll man mit Invaliden hier? Was mit alten Leuten? Weißt du, Freundchen, wozu wir Arbeiter gut sind?"
Der alte Bergmann kippt schon wieder einen Schnaps. Er wird jetzt offenbar bitter und böse. Seine Augen funkeln, und seine Faust ballt sich um das Schnapsglas.
„Wir sind gut dafür, daß wir den Herren die Kohle und das Erz billig aus dem Berg holen. Dadurch werden ein paar noble Lords reich und fett. Die spielen dann Theater, schreiben Bücher und bauen schöne Schlösser. Wir aber können verrecken, wenn wir nicht mehr fähig zur Arbeit sind. Schau mich an, Kumpel!

Hätte ich nicht drei Söhne und ihre Familien hier im Bergwerk, man würfe mich als Kranken aus der Siedlung hinaus, sobald ich die Hausmiete schuldig bliebe. Und doch habe ich dem Werk dreißig Jahre treu gedient."
Vater Stockes richtet sich auf und reckt verzweifelt die Arme zur niederen Stubendecke.
„Herrgott!" ruft er. „Hilft uns denn niemand auf der Welt? Wo sind die Könige, die Pfarrer und die Gelehrten? Sind wir denn nur geboren, um die Knechte der Geldsäcke zu sein?"
Der alte Kumpel schlägt mit der Faust auf den Tisch, daß die Schnapsflasche tanzt.
„Hilft sich der Arbeiter nicht selbst", grollt er, „so wird ihm niemand helfen."

IV. Neueste Zeit

1817 | Das Wartburgfest



Der Herbst hat die Höhen des Thüringer Waldes rings um das tief eingekerbte Tal der Saale gefärbt. Von der Universitätsstadt Jena rollt ein girlandengeschmückter Leiterwagen nach Eisenach. Ein Pferd zieht das Gefährt, ein halbes Dutzend lärmender Studenten sitzt auf dem Wagen.

Einige der Studenten tragen noch immer die nach Husarenart verschnürten Röcke, die schwarzen Jacken der Lützower oder die graublauen Uniformen der bayrischen Armee, die Militärhosen, soldatischen Stulpstiefel, die langen Säbel und Tschakos, ja sogar die baumelnden Eisernen Kreuze und andere Orden auf der Brust. Man merkt, daß sie Freiwillige des großen Befreiungskrieges waren.

Daß sie Studenten sind und gegen überkommene Bürgerart protestieren, erkennt man an ihrer Locken- und Barttracht. Vier von den sechs Studenten lassen die Haare lang auf die Schultern rollen und die wolligen Milchbärte wild sprießen. Das gibt ihnen ein gefährliches und revolutionäres Aussehen.

Kriegerisch klingt auch das donnernde Lied, das sie soeben beenden:
„Unterm Klang der Kriegeshörner ..."
Sie sind auf dem Weg zur Wartburg über Eisenach. Dort soll zur Feier des Reformationsfestes am 17., und zum Jahrestag der Völkerschlacht von Leipzig am 18. Oktober ein großes Studententreffen stattfinden.
Ein junger, blondlockiger Studiosus namens Karl Sand aus Wunsiedel in Bayern trägt den verschnürten Husarenrock und die hellblaue Hose der bayrischen Armee. Über der Brust leuchtet ihm das schwarz-rot-goldene Band der „Burschenschaft". Zu allem Überfluß trägt er noch die runde Turnermütze auf den langen Haaren. Blonder Flaum ersetzt ihm den Struppelbart. Dieser Sand führt offenbar das große Wort. Er wendet sich an den Theologiestudenten Riemann, einen Mecklenburger, der, bürgerlich gekleidet, neben ihm sitzt.
„Was soll das, Bruderherz!" ruft Sand aus. „Wir alle haben gekämpft, nicht wenige unserer Jahrgänge haben ihr Blut vergossen für das teuere Vaterland. Die edelste Jugend Deutschlands, ja Europas, hat empört gegen den Tyrannen Napoleon gestritten und gesiegt. Warum haben wir das getan? Weshalb sind die Besten gefallen? Wir wollen das Heilige Römische Reich wieder! Wir träumten von einem einzigen deutschen Vaterland, von Männerfreiheit und frischer Luft. Was aber hat uns die Fürstenversammlung zu Wien beschert, Freundchen? Den alten muffigen Obrigkeitsstaat, die gleiche Unterdrückung wie zuvor und anstatt des Reichs einen losen ‚Deutschen Bund' von 38 Kleinstaaten. Es ist, als hätte es niemals eine Revolution und niemals Freiheitskriege gegeben!"
„Ich will Ihm was sagen, Freund Sand!" entgegnet der Theologiestudent fast zornig. „Solange solche Räubergestalten wie Er das große Wort führen, solange ihr euch als Bürgerschreck aufführt, mit Zottelhaar, militärischer Maskerade, Säbel an der Seite und viel Geschrei, werdet ihr im deutschen Volk nicht gehört werden. Und mögt ihr hundertmal recht haben, so wird sich selbst der Bürger gegen euch wenden, weil er euere Aufführung mißbilligt. Die Obrigkeit aber wird euch sehr bald auf die Finger klopfen."
„Was Obrigkeit?" schreit Karl Ludwig Sand. „Sie wird noch das Zittern vor ‚Burschenschaften', ‚Studenten-Korps' und ‚Turnerschaft' lernen!"
Eine Weile streiten die jungen Herren noch, bis ein vernünftiger Reisegefährte den nächsten Cantus anstimmt. Dann fahren sie lauthals singend weiter in Richtung Eisenach.
Zu dem Freiheitsfest sind mehr Menschen gekommen, als man erwarten durfte. Daran trägt sicher die zunehmende Ausbreitung der „Burschenschaften" und „Korps" bei. Beide Gruppen von Vereinigungen halten genau wie die Jahnschen Turnerschaften den nationalen, vaterländischen Gedanken hoch, für den man vor ein paar Jahren ins Feld gezogen ist. So erscheinen aus Berlin, Erlangen, Göttingen, Halle, Heidelberg, Kiel, Leipzig, Marburg, Rostock, Tübingen, Würzburg viele Hunderte von Studenten. Von Jena herüber kommen allein zweihundert Burschenschafter.
Am 18. Oktober versammelt sich der Schwarm unter Führung national gesinnter Professoren auf dem Marktplatz zu Eisenach. Man begeht den vierten Jahrestag der Völkerschlacht von Leipzig. Der Landsturm – es sind altgediente

Bürger, Handwerker und Gutsherren aus der Umgebung — tritt mit Orden und alten Fahnen an. Die Geistlichkeit segnet den Festzug. Nur die hohe Obrigkeit, einschließlich des Herrn Staatsministers und Geheimrats Johann Wolfgang von Goethe, glänzt durch Abwesenheit. Weder der Großherzog noch Goethe lieben den lauten Rumor.

Auch am Tag darauf versammeln sich die rund siebenhundert Studenten gegen neun Uhr auf dem Marktplatz. Sie ziehen unter Musik und mit fliegenden Bannern zur Wartburg hinauf. Diese Banner tragen die alten Freiheitsfarben aus dem Bauernkrieg: schwarz-rot-gold. Es sind zugleich die Farben der freien Turnerschaft und der Burschenschaft. Kein Wunder, daß die gekrönten Häupter solche Revolutionsbanner nicht eben gerne sehen.

Trotzdem führen Professoren aus Jena den Zug zur Burg an.

Im Rittersaal der Wartburg ist ein Festessen gerichtet. Dabei klopft der Theologiestudent Riemann an sein Glas und hält eine Rede.

„Liebe Freunde! Wir erleben bei diesem Fest die schönste Einigkeit der Studenten aus ganz Deutschland. Vergessen ist, welcher Burschenschaft der einzelne angehört: ob Bayer, Mecklenburger, Hesse oder Schwabe. Wir wollen einig sein . . ."

Dann wendet er sich an die Professoren.

„Ihr Älteren Herren aber solltet uns Jungen etwas geben, wofür wir uns begeistern können: ein gemeinsames Vaterland!"

Andere Ansprachen folgen. Man sinkt sich gerührt in die Arme und schwört sich Einheit, Treue und Freundschaft.

Gegen drei Uhr nachmittags bewegt der Zug sich wieder den Berg hinab, denn auf dem Marktplatz zu Eisenach vollführen an die sechshundert Studenten turnerische und fechterische Kunststücke. Tausende von alten Kriegsteilnehmern, Bürgern und Bauern sehen zu. Als der Abend hereinbricht, entzünden die Studenten Fackeln. Trompeten und Hörner schmettern. Unterm Gesang alter Kampflieder bewegt sich ein rasch versammelter Festzug abermals zur Wartburg hinauf.

„Weiter, weiter mußt du dringen,
Du mein deutscher Freiheitsgruß!
Sollst vor meiner Hütte klingen
An dem fernen Memelfluß.
Wo noch deutsche Worte gelten
Wo die Herzen stark und weich,
Zu dem Freiheitskampf sich stellten,
Ist auch heil'ges deutsches Reich!"

Auf der Höhe des Wartenbergs werfen die Männer die Fackeln zuhauf, lassen die Holzstöße niederbrennen und reichen sich nochmals die Hände. Dann zieht die Mehrzahl zu Tal.

Zurück bleibt eine Schar besonders wilder Gestalten. Da sind die Turner Maßmanns, die „Schwarze Schar" des Hessen Follenius, einige Hitzköpfe und Zottelhäupter wie Karl Ludwig Sand.

Irgendeiner der jungen Leute hat den Gedanken, man müsse zur Erinnerung an Luthers „Bullenverbrennung" ein Feuergericht über den jetzigen Staat abhalten. Die von Wein und Reden erhitzten Köpfe schäumen über. Kein Professor ist mehr anwesend, die Ausbrüche zu mildern. Sand und Follenius sind die Rasendsten. Sie hetzen die übrigen Studenten zum Flammengericht auf. Plötzlich sind allerlei Gegenstände und auch Bücher da, die als Sinnbilder für Unterdrückung, Obrigkeit und alte Ordnung gelten.

Karl Ludwig Sand bringt, an einer Mistgabel aufgespießt, den Beamtenzopf, wie ihn in Hessen und Preußen die Schreiber und Unteroffiziere tragen. Unterm Beifall der Studenten fliegt er ins Feuer.

Den Flammen werden überantwortet: Eine preußische Schnürbrust, wie sie die Soldaten tragen müssen; sie ist das Sinnbild für den Kasernenhofgeist. Ein anderes stammt aus Österreich: ist der Korporalsstock, den Preußen abgeschafft hat. An Büchern folgen: die Verfassung des „Deutschen Bundes", wie sie der Wiener Kongreß beschlossen hat, die preußische Gendarmerie-Ordnung, das Gesetzbuch Napoleons und das Werk des verhaßten kaiserlichen Geheimrates Kotzebue, „Geschichte des deutschen Reiches".

Viele aufrührerische Reden werden gehalten. Der Tumult dauert bis Mitternacht, dann endlich verläuft sich die Schar.

In den folgenden Monaten sind die Universitäten überkochende Töpfe der Unzufriedenheit und der nationalen Umtriebe. Burschenschaftler und Turner gebärden sich revolutionär. Wieder sind es die Wilden und gänzlich Ungezügelten, die alles in Fluß bringen.

Karl Ludwig Sands Gehirn hat sich immer mehr überhitzt. Er ist fest davon überzeugt, daß er eine große Befreiungstat begehen müsse. Ihm ist es gleich, ob er als Märtyrer endet.

Aber er endet nicht als Märtyrer, sondern als Narr und Verbrecher.

Im März 1819 sucht er unter einem Vorwand den kaiserlichen Rat Kotzebue in seiner Mannheimer Wohnung auf. Kotzebue hat einige recht unfreundliche Berichte über Deutschland an den russischen Kaiser geschrieben. Die Studenten haben ihn zum Verräter erklärt.

Karl Ludwig Sand ersticht ihn.

Jetzt endlich hat Fürst Metternich, der oberste Minister des Kaisers von Österreich und der geistige Lenker des „Deutschen Bundes", einen Anlaß, hart zurückzuschlagen. In Karlsbad treffen sich Vertreter aller deutschen Fürsten. Man beschließt Presse- und Buch-Zensur, strenge Aufsicht der Polizei über die Universitäten, man verbietet Turnvereine, studentische Burschenschaften und Korps. Das Zeigen der Freiheitsfarben schwarz-rot-gold wird unter Strafe gestellt.

Karl Ludwig Sand, der in seinem jugendlichen Überschwang sich zu Mord und Gewalttat hat hinreißen lassen, wird hingerichtet.

1848 | Berliner März

Der hochangesehene Kommerzienrat Rudolf Barheine in Berlin hatte arge Sorgen. Vor einer Woche war mitten im Wintersemester sein einziger Sohn, Fritz, der Stolz der Familie, bei Nacht und Nebel aus Jena zurückgekommen.

Natürlich hatte sich Fritz als eifriger Burschenschafter mit Husarenstock, schiefem „Stößer" und Degen an der Seite in schlechten Ruf gebracht. Leider war er bei einer verbotenen Studentenversammlung ertappt worden. Das schwarz-rot-goldene Band schmückte seine Brust, die Polizei hatte es wohl notiert.

Ohne Gefängnis ging das kaum ab. Aber Fritz war ausgerissen und lief nun als wilder Revoluzzer in Berlin herum. Dauernd stand er bei den Arbeitern des väterlichen Betriebes und hetzte sie auf.

Erst gestern war Fritz wieder mit der Polizei in Berührung gekommen. Er hatte sich auf der Straße, nahe dem Gendarmenmarkt, eine von Vaters Zigarren angezündet. Da stand ein Polizist vor ihm und forderte einen Silbergroschen Strafe.

Ob er nicht wisse, daß in Berlin das Rauchen auf der Straße verboten sei? Alles war in Preußen verboten, überall standen Tafeln mit Strafandrohungen, und überall lauerten Polizisten.

Es war unruhig in der Welt. In Paris, Rom und Neapel war es zu Aufständen gekommen. Ein aufrührerischer Geist spukte in Europa.

Kommerzienrat Barheine aß mit seiner Familie in der guten Stube seines Hauses zu Mittag, als Redakteur Lessing, ein guter Bekannter, hereinstürmte. In der Hand schwenkte er seine Zeitung.

„Man hat mich soeben aus der Wohnung geholt", rief er schon unter der Tür. „Ich dachte, eine solche Nachricht wie diese, sollten Sie zuerst erfahren."

Er atmete schwer: „Hören Sie! Es geht vorwärts! Aufstand in Wien! Barrikadenkämpfe rings um den Stephansdom! Fürst Metternich hat abgedankt, Unruhen in Ungarn und Böhmen — die Revolution ist da! Herr Kommerzienrat, ich beginne nun zu glauben, daß die Freiheit vor der Türe steht."

Herr Barheine erhob sich steif. Sorgfältig tupfte er sich den Vollbart mit der Serviette ab.

„Immer mit der Ruhe, Herr Lessing! Hier in Preußen werden Revolutionen in guter Ordnung gemacht. Ich kann Ihnen auch eine Neuigkeit mitteilen: demnächst wird sich eine Abordnung von Volksvertretern unter Führung des Berliner Bürgermeisters zu Seiner Majestät, dem König begeben, um ihm die Wünsche des Volkes vorzutragen."

Da hielt es den Studenten Fritz nicht länger. Es platzte aus ihm heraus:

„So will auch ich meine Neuigkeit erzählen! Papa, ich bin zwei Vereinen beigetreten. Der eine ist die ‚Berlinische Demokratische Gesellschaft' und die andere, weil ein rechter Mann in diesen Tagen mit dem Gewehr umgehen muß, die Schützengilde."

Als in den folgenden Tagen weitere Nachrichten über Unruhen in ganz Europa eintrafen, begann es auch in den Berliner Straßen langsam zu gären.

Und wirklich: am 18. März verbreitete sich plötzlich das Gerücht, der König werde nun tatsächlich die Bürgerabordnung empfangen. Ja, man behauptete sogar, es sei beschlossene Sache, daß Preußen eine Verfassung, Gleichberechtigung aller Bürger und freiheitliche Gesetze bekommen solle.

Fritz Barheine lief gleich auf den Werkhof des väterlichen Betriebes. Dort traf er den Kutscher Lehmann und den Steinmetzen Hinrichs. Kurz entschlossen nahm er beide mit sich.

„Auf meine Verantwortung", sagte er. „An einem solchen Tag wird nicht wie sonst zwölf Stunden gearbeitet." Die beiden Arbeiter liefen glücklich hinter dem Studenten drein. Sie gingen die Kochstraße entlang. Immer mehr Menschen drängten auf die Straße. Schon tat sich der Spittelmarkt vor ihnen auf, als sie plötzlich stehenblieben und lauschten. Aus der Ferne drangen ein furchtbarer, langgezogener Schrei und das dumpfe Geknatter von Schüssen herüber.

Rascher schritten die Freunde aus. Das Brausen und Schreien, das aus der Gegend des königlichen Schlosses kam, verstärkte sich. Es war das Toben eines wilden Kampfes. Massenweise hasteten die Menschen die Straße Unter den Linden entlang und zum Tiergarten hinüber. Vorbeilaufende riefen: „Wir sind verraten! Zu den Waffen!"

„Wir werden niedergeschossen, niedergehauen" schrien die Flüchtenden. „Rettet euch! Die Soldaten kommen!"

„Welche Niedertracht!" schrie ein Mann zornrot. Fritz erkannte den Hofbäcker Kruse, bei dem die Barheines immer das Brot holten.

„Was ist geschehen, Herr Hofbäcker?" rief er. Doch der Mann stierte ihn wütend an, ballte die Fäuste und schrie: „Nichts da von *Hof*bäcker! Es ist aus mit dem Hof! Ich bin Demokrat! Auf, zu den Waffen, wer ein Mann ist!"

Der Strom erfaßte die Männer und trieb sie fort. Fritz begriff: jetzt hatte die Revolution auch Berlin erfaßt.

In der Friedrichstraße kam das Gedränge zum Stehen. Hier hatten Arbeiter das Straßenpflaster aufgerissen. Fuhrwerke waren umgestürzt, und Hausgerät lag daraufgetürmt. Lehrjungen schleppten von einem nahen Bauplatz Sandsäcke, Steine und Balken herbei. Hinter dieser Schanze tauchten nun Bürger mit Säbeln, Spießen und Gewehren auf. Waffenläden waren erstürmt worden, vom Landwehrzeughaus hörte man, daß die Aufständischen dort eingedrungen seien. Aus der Ferne rollte Kanonendonner, Trompeten schmetterten von der Dragonerkaserne am Halleschen Tor. Trommelwirbel verkündete den Anmarsch der Truppen.

Ehe es sich Fritz Barheine versah, lag er neben dem Kutscher Lehmann und dem Steinmetz Hinrichsen auf der Barrikade. Seine Begleiter hatten aus dem nahen Lokal der Schützengilde Gewehre und Munition herbeigeschafft. Der Steinmetz Hinrichsen schwang noch dazu einen riesigen Säbel, den ihm ein leibhaftiger Professor unter vielen Freundschaftsbezeugungen geschenkt hatte. Auch der Ex-Hofbäcker Kruse legte ein altertümliches Donnerrohr auf den Sandsack.

„Nu, Herr Fritz", sagte Kutscher Lehmann, „nu wolln wa mal kämpfen, damit in Deutschland det Volk auch wat zu sagn hat. Davon soll uns mal keen Militärstiebel abbringen."
Sie gaben sich die Hände.
Im selben Augenblick stieg Rauch auf, und die erste Salve der Soldaten prasselte gegen die Schanze.
Nach zwei furchtbaren Tagen und Nächten kam Redakteur Lessing ins Haus des Kommerzienrates. Er war beunruhigt, als er hier erfuhr, daß die Eltern seit Sonnabend mittag nichts mehr von Fritz gehört hatten.
Freilich, es gab viele Möglichkeiten. Nicht alle mußten gefallen sein, die nach diesen zwei Tagen nicht in ihre Häuser zurückgekehrt waren. Es verlautete, daß viele Bürger als Gefangene in die Spandauer Kasematten abgeführt worden seien. Andere hielten sich bei Freunden verborgen. Aber nun würden sie hervorkommen. Das Aufbegehren der Volksmassen war nicht umsonst gewesen. Der König hatte angesichts der Entschlossenheit der Bürger und Arbeiter nachgegeben. Das Militär war zurückgezogen worden, die Bürger fühlten sich als Sieger.
Der Redakteur brachte eine druckfeuchte Zeitung zum Vorschein.
Unter den Nachrichten stand die Erklärung des Königs an „seine lieben Berliner" vom 19. März an erster Stelle. Der König schob die Schuld an den blutigen Ereignissen gewissen Unruhestiftern unter den Bürgern zu. Die Schüsse des Militärs seien durch ein Versehen ausgelöst worden. Er forderte die Bürger auf, die Barrikaden zu räumen, so wie er auch den Truppen Befehl gebe, sich in ihre Kasernen zurückzuziehen. Jetzt wolle der König auch endlich eine Bürgerabordnung anhören. Er habe die bisherigen Minister entlassen und werde der Einberufung einer „Preußischen Nationalversammlung" keinen Widerstand entgegensetzen.
„Es ist eine Schande", murrte Kommerzienrat Barheine, „daß sich die braven Berliner Bürger zu solchen Auftritten haben fortreißen lassen. Man hört, daß sogar gewöhnliche Tagwerker mitgekämpft hätten. Pfui! Was soll solch eine Freiheit! Und mein entarteter Sohn hat sich an den Unruhen sicher beteiligt."
„Da! Lesen Sie, Herr Kommerzienrat!" rief der Redakteur begeistert und deutete auf die dritte Seite seiner Zeitung. „Der König genehmigt sogar die Aufstellung einer Bürgerwehr."
„Recht schön und gut, das mit der Bürgerwehr", erwiderte der Kommerzienrat, schüttelte aber bedenklich den Kopf. Ob das gute Wetter wohl anhält? Wie wird der König in einem halben Jahr darüber denken?"
Inzwischen saß Fritz Barheine mit vielen Leidensgenossen in den dumpf-feuchten Kellern der Festung Spandau. Man hatte die tapferen Verteidiger der Barrikade in der Friedrichsstraße gefangen. Noch schmerzten die Knochen von den Kolbenstößen des erbitterten Militärs.
Gegen Mittag brachte ein Sergeant endlich ein paar Kübel Wasser und einige schwarze Kommißbrote.
Die Gefangenen, die nichts von den Ereignissen draußen wußten, erwarteten ihre Erschießung. Statt dessen gab man ihnen einige Stunden später bekannt, daß sie frei seien. Sie waren sehr überrascht.

Berlin war tatsächlich vom Militär geräumt worden. Der „gute König" war sogar mit einer schwarz-rot-goldenen Schleife am Arm durch die Straßen geritten. Man führte nun die Barrikadenkämpfer und damit auch Fritz Barheine, Kutscher Lehman und Steinmetz Hinrichsen auf allerhand Umwegen in den Berliner Tiergarten. Als sie die Bannmeile Berlins erreichten, sahen sie, daß alle Straßen festlich beleuchtet waren.

Die Bevölkerung stand auf den Bürgersteigen und ergoß ihren Spott über die braven Freiheitskämpfer. Denn dank der süßen Pille des königlichen Aufrufes und seiner Versprechungen war die Volksstimmung schon wieder ins Gegenteil verkehrt. Der „fortschrittliche" König erfreute sich großer Beliebtheit. Auch paßte es vielen Besitzenden und Reichen durchaus nicht, daß bei der Revolution auch Arbeiter mitgekämpft hatten.

Wollten am Ende diese Burschen in den blauen Arbeitskitteln auch Freiheit und Gleichheit? Und am Ende mehr Lohn?

Tief in der Nacht schlich sich Fritz Barheine wie ein geprügelter Hund ins Haus seiner Eltern.

Der König hatte einen neuen Berater gefunden: „Otto von Bismarck". Auf dessen Rat hin ließ der König die „Preußische Nationalversammlung" zuerst tagen und reden. Dann verlegte er sie aus dem unruhigen Berlin in die Kleinstadt Brandenburg, wo sie hilflos dem Militär ausgeliefert war. Im November berief der König dann ein neues Ministerium, an dessen Spitze zwei Generäle standen.

Kommerzienrat Barheine und Redakteur Lessing sprachen mit dem ehemaligen Studenten Fritz.

„Siehst du nicht, wie es nun kommt, Fritz?" sagten sie. „Überall ist die Revolution gescheitert: in Wien hat das Militär gesiegt, sogar in Paris hat ein General den Aufstand niedergeworfen. In Ungarn rücken die russischen Kosaken ein, und vor Berlin zieht General Wrangel Truppen zusammen. Kannst du dir nicht denken, was das bedeutet?"

„Ich verstehe schon, Papa", rief Fritz verzweifelt. „Wir haben wieder einmal verloren. Der Kampf um die Freiheit ist aus. Ich will und kann aber nicht ohne Freiheit leben."

„Das sollst du auch nicht, mein Sohn", erwiderte der Vater. „Wenn du hier bleibst, wirst du sicher als Barrikadenkämpfer verhaftet und für lange in den Kerker geworfen. Deshalb schicke ich dich fort, solange der Weg nach der Freien Hansestadt Hamburg noch offen ist. Hier hast du Geld und Empfehlungsbriefe an Geschäftsfreunde. Nimm das erste Schiff, das über den Ozean und nach Amerika fährt."

„Es ist halb so schlimm, Fritz", ermunterte ihn Redakteur Lessing. „Amerika ist in diesen Tagen für viele der Hort der Freiheit. Dort drüben haben sie eine freie Verfassung, Bürger- und Menschenrechte und so weit du auch schaust: nirgendwo gibt es einen Fürsten, König oder Kaiser."

Also nahm Fritz Barheine Geld und Papiere, dankte dem Vater und dem Familienfreund. Er machte sich noch in der Nacht auf den Weg nach Hamburg.

Am 10. November aber rückte General Wrangel in Berlin ein.

1871 | Im Spiegelsaal zu Versailles



Diesen Brief schrieb am Abend des 18. Januar 1871 in seinem Quartier zu Versailles der bayrische Fahnenjunker Karl von Spreti an seine Familie in Bayern.

„Meine Lieben zu Hause!

Wenn ich zurückschaue auf die vergangenen fünf Monate, so erscheint mir vieles wie ein Wunder! Im hohen Sommer des siebziger Jahres noch die Aufregung durch die französische Herausforderung – heute dieser Sieg!

Im Juli durfte der französische Kaiser Napoleon III. uns Deutschen noch demütigende und beleidigende Briefe schreiben, jetzt haben wir ihn samt seiner Armee bei Sedan gefangengenommen. Es war eine einzige Kette glanzvoller Schlachten, in denen wir Bayern uns quer durch Frankreich bis vor die Hauptstadt Paris durchgebissen haben. Schaut man zurück, so geschah alles so rasch: in kaum einem halben Jahre!

Während ich schreibe, grollen die neuen Kruppschen Riesengeschütze vor dem Belagerungsring von Paris. Es kann sich nur noch um wenige Tage oder Wochen drehen, bis die Hauptstadt Frankreichs die Tore öffnet. Die Feldheere sind beinah alle vernichtet. Unser bayrisches Korps ist nach Orleans und zur Loire hinabgezogen, um die letzten Kräfte der Franzosen zu schlagen.

Ich aber hatte die Ehre, weil ich mir das Eiserne Kreuz erster Klasse und die bayrische Tapferkeitsmedaille erwarb, mit der Fahne meines Regiments in Versailles zu bleiben. Als Mitglied einer Fahnenabordnung wurde ich heute Zeuge, wie nach beinah fünfundsechzig Jahren aus der lockeren Form des ‚Deutschen Bundes' wieder ein *Deutsches Kaiserreich* erstand. Das Zweite Reich ist gegründet, die deutschen Stämme haben wieder einen Kaiser. Es ist der König des stärksten und größten Landes, Preußens König, der als Kaiser Wilhelm I. heißen wird.

Man hat hier viel gehört über die schwierigen Verhandlungen, die diesem Entschluß der deutschen Fürsten vorausgingen. Der Mann, der den Gedanken des Zweiten Deutschen Kaiserreichs betrieb, war Otto von Bismarck. Aber er hatte schwere Hindernisse zu überwinden. Zunächst einmal wollte der starrsinnige Preußenkönig nur dann Kaiser werden, wenn er auch wirklich der unumschränkte Herr im Reiche sei. Er soll zu Bismarck gesagt haben: ‚Ich bin Preuße und bin stolz darauf! Was soll mir der leere Titel — dieses Nichts mit einer Krone darüber?'

Denn der neue deutsche Kaiser wird das Reich nur nach außen vertreten, er wird Oberbefehlshaber im Kriege sein, aber nicht in den Ländern regieren, wo immer noch die Fürsten bleiben. Ja sogar hier hätte es viel mehr Schwierigkeiten gegeben, wäre nicht unser König, Seine Majestät Ludwig II., gewesen! König Ludwig II. ist ein großer Deutscher. Er hat die Hindernisse niedergelegt, die Deutschlands Einigung verhindert hätten. Er war es nicht nur, der zuerst dafür war, daß die Bayern, und damit die Süddeutschen überhaupt, an Preußens Seite gegen die Franzosen kämpften; er hat auch auf viele Rechte der Länder verzichtet: auf die eigenen Zoll- und Handelsgesetze, die bayrischen Münzen und Maße und viele andere Dinge.

Dann hatte der Preußenkönig schließlich Anstoß an der Gewährung des Wahlrechts genommen, welche Bismarck in der neuen Verfassung haben wollte. Der neue Reichstag wird nämlich vom Volke gewählt werden.

Die Träume unserer freiheitssuchenden Vorfahren erfüllen sich, meine Lieben! Endlich haben wir *ein* Reich, einen Kaiser und sogar die verfassungsmäßige Sicherung der bürgerlichen Freiheit.

Was habe ich nicht schon alles in meinem jungen Leben wachsen gesehen! Vor vier Jahren, als ich Kadett war, brach der deutsche Bruderkrieg aus, der mit Preußens Sieg bei Königsgrätz endete. Wie schade, daß die deutschen Völker abermals in Stücke auseinandergebrochen sind!

Seit 1866 ist Österreich ein eigenes Kaiserreich.

Das ist auch der einzige Stachel, der uns die Freude vergällt: daß die wackeren Tiroler, Kärtner, Steiermärker, Ober- und Niederösterreicher, all die deutschen Stämme jenseits der bayrischen Grenzen nicht im neuen Kaiserreiche sein werden. Es ist eine ‚kleindeutsche' Lösung, die Bismarck gelungen ist.

Freilich: wie sollten *zwei* Kaiser innerhalb *eines* Reiches bestehen? Wie würde sich die Eifersucht zwischen dem alten Wien und dem jungen Berlin auswirken? So allerdings frage ich mich leise: was wird mit uns Bayern und Süddeutschen angesichts der preußischen Übermacht geschehen?

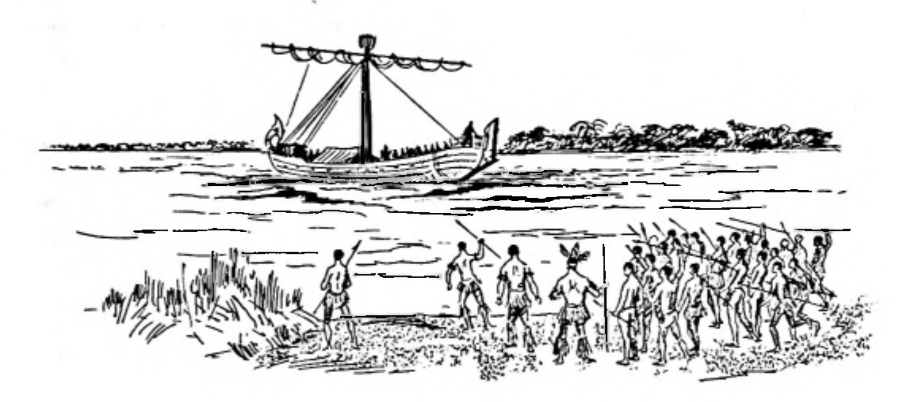
Daß wir hinten anstehen müssen, habe ich bei den Feiern im Spiegelsaale zu Versailles selbst erlebt. Das war eine würdige Veranstaltung!

In der langen, prachtvollen Spiegelgalerie des französischen Königsschlosses, dessen Decke mit herrlichen Gemälden geschmückt ist, versammelten sich alle deutschen Fürsten oder deren Vertreter, die siegreichen Generäle und die Fahnenabordnungen. Die Deckenbilder zeigten Glorie und Ruhm Frankreichs. Da stand ein Wort zu lesen, das auf den ‚Sonnenkönig' gemünzt war: ‚Der König regiert durch sich allein!'

Jetzt aber füllte sich der glänzende Saal mit den Häuptern der deutschen Nation, die soeben das stolze Frankreich besiegt hatte. Es war eine Tribüne vor einer gewaltigen Fahnendekoration errichtet worden. Rote Teppiche bedeckten das Parkett. Auf dieser Tribüne standen die deutschen Fürsten. Ganz im Vordergrund waren Wilhelm I. und sein Sohn, der nunmehrige Kronprinz Friedrich, zu sehen. Gardekürassiere in blanken Brustpanzern, blitzenden Helmen und gezogenen Säbeln bewachten die Stufen des Thrones.
In einem Halbkreis um das Podest hatten sich die Generäle und Staatsminister aufgereiht. Feldmarschall von Moltke und Fürst Otto von Bismarck — der letztere in der weißen Uniform der Gardekürassiere — standen je einen Schritt vor den anderen. Alle, mit Ausnahme der Wachtposten, hatten die Helme und Mützen abgenommen. Ein kurzer Gottesdienst fand statt.
Längs den Spiegeln und der Galerie standen die Abordnungen der Fahnen. Da reihten sich Hessen, Westfalen, Hanseaten, Mecklenburger, Pommern, Sachsen, Pfälzer, Württemberger, Badener, Thüringer und Bayern — alle deutschen Stämme waren endlich einig. Nur die österreichischen Brüder fehlten.
Uns Bayern hatte man ziemlich schlechte Plätze angewiesen. Wir sahen nur etwas, wenn wir uns sehr streckten. Was für ein Glück, daß ich über sechs Fuß (oder vielmehr muß ich jetzt einen Meter achtzig sagen) groß bin! Auch bei der Tribüne, wo Fürst Bismarck nun die Kaiserproklamation verlas, standen unsere bayrischen Generale im Hintergrund. Die Preußen hatten die vordersten Plätze.
Bismarck verlas:
‚Wir hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein wird, unter den Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde mit dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren und die Unabhängigkeit Deutschlands ... zu verteidigen ...‘
Hernach erzählte mir ein preußischer Offizier, es sei keineswegs Zufall gewesen, daß Bismarck auf dem Parkett und nicht auf der Tribüne gestanden habe. Der Kaiser war ihm immer noch böse, weil er nur ‚deutscher Kaiser‘ und nicht ‚Kaiser von Deutschland‘ geworden war.
Dann brachte der Großherzog von Baden als erster ein Hoch auf ‚Kaiser Wilhelm‘ aus. Sechsmal brauste der Ruf durch die Galerie. Der Kronprinz mit seinem rotblonden Vollbart kniete nieder und küßte die Hand des Herrschers.
Das neue Deutsche Kaiserreich war gegründet, und ich darf stolz sein, solch geschichtlichem Augenblicke beigewohnt zu haben.
Noch immer dröhnt das Rollen der Kanonade von Paris herüber. Ich wünschte, wir könnten uns mit den Franzosen vertragen. Denn es kommt nichts Gutes aus Siegen, Triumph und Haß. Unwillkürlich denke ich daran, daß wir Deutsche heute in Versailles stehen, wo noch vor hundertfünfzig Jahren der ‚Sonnenkönig‘ regierte und vor kaum fünfzig Jahren der große Napoleon stand. Die Waage der Geschichte schwankt, meine Lieben, und niemand weiß, wohin sie sich gesenkt haben wird, wenn unsere Enkel erst leben!“

1877

Wir wollen euer Fleisch



In diesem 19. Jahrhundert waren die weißen, unerforschten Flecken auf der Weltkarte immer mehr zusammengeschrumpft. Noch einmal waren die Europäer aufgebrochen, die entferntesten und unzugänglichsten Gegenden des Globus zu entdecken und zu durchdringen. Die wachsenden Industrien der europäischen Staaten riefen nach neuen Rohstoffgebieten und Märkten.

Der Wettlauf um Kolonien und Einflußgebiete steigerte sich immer mehr.

Im November 1874 war der amerikanische Zeitungsmann und Forscher Henry Stanley, begleitet von seinem weißen Gefährten Frank Pocok und dreihundert arabischen oder schwarzen Soldaten und Trägern, von Sansibar aus aufgebrochen.

In mühseligem Marsch drangen die Entdecker nach Westen vor. Sie erreichten schließlich den Tanganjika-See, den Stanley in einem mitgebrachten Boot in 51 Tagen umfuhr. Als er daraufhin mit seiner Expedition weiter in den westlichen Urwald eindrang, kam er in das Negerdorf Njangwe am Lualaba, einem breiten, gewaltig dahinströmenden Fluß, den rauschende, unabsehbare Urwälder säumten.

Stanleys Neugierde erwachte. Wohin zog das riesige Wasser? Um diese Zeit wußte man in Europa von Zentralafrika fast nichts. Aus dem Mund der Schwarzen hatte man von einem ungeheueren Strome vernommen, der fast ganz Afrika durchquerte. Seine Mündung in den Atlantischen Ozean hatten Portugiesen, Franzosen und Spanier wohl schon längst gefunden. Aber *welche* der vielen Mündungen gehörte zu dem Riesenstrom? In Afrika war alles groß. Keiner jedoch kannte Verlauf und Charakter des größten aller afrikanischen Gewässer. Vielleicht war es der Lualaba, an dessen Ufern Henry Stanley stand?

Seit man im Land „Uregga" war – so nannten die Schwarzen das Urwaldgebiet – und das schwarze Volk der „Waregga", der Waldleute, gefunden hatte, häuften sich die Gefahren. Fünfzehn Zentimeter lange Tausendfüßler, Unmengen von Käfern, Mückenschwärme in dunklen Wolken, Zecken, Blutegel

und ganze Armeen von Ameisen machten den Aufenthalt unangenehm. In dem feuchtwarmen Klima tropfte es ständig aus den halbdunklen Baumkronen. Im sumpfigen Boden ringelten sich Giftschlangen, auch auf den Bäumen lagen sie auf der Lauer. Das Unterholz aus Bambus, Dorngestrüpp und niedergestürzten Urwaldriesen war so dicht, daß die Träger pro Tag höchstens sechs bis acht Kilometer mit den Haumessern schafften.

Stanely hielt seinen Leuten eine begeisterte Ansprache. Er sagte ihnen, daß die Welt darauf warte, zu erfahren, wie die Landkarte Innerafrikas wirklich aussehe. Er sei entschlossen, den Lauf dieses Stromes zu erforschen und ihn mit Booten so weit wie möglich zu befahren.

Aber nur ein kleiner Teil seiner schwarzen Begleiter entschloß sich, den Gefahren des unbekannten, legendenumwobenen Urwalds zu trotzen.

Mit rund hundert Leuten begann Stanley die Fahrt auf dem Lualaba.

Sogleich zeigte sich, daß die Menschen in der Tiefe der Wälder keineswegs freundlich gesonnen waren. Mancher Giftpfeil schwirrte unversehens aus den Uferdickichten. Diese schwarzen Menschen hatten noch nie einen Weißen gesehen, sie wußten von der Welt nur, daß hinter der Urwaldmauer noch einige Dörfer lagen und der Strom ewig unter grünen Laubdächern dahintrieb. Für sie hatte die Steinzeit kein Ende gefunden.

Ein Neger sagte Stanley das Wort für Friede: „Senneneh". Obwohl die Teilnehmer der ersten Lualaba-Fahrt unausgesetzt „Senneneh" riefen, begleitete sie ebenso unausgesetzt der Ruf der Negervölker aus den Dickungen des Ufers. Dieser Schrei bedeutete: „Fleisch! Wir wollen euer Fleisch!"

Das war ein offenes Bekenntnis zur Menschenfresserei.

In allen Dörfern entlang dem Lualaba ertönten unablässig die Lokoli-Trommeln und das schrille Getriller der Kriegsgesänge. In Kanus kamen die Wilden mit Speeren und Keulen. Wenn sie auf Speerwurfweite heran waren, überschütteten sie die Fremden mit Geschoßen — bis die Feuerblitze und der Donner der Gewehre sie zurücktrieben. Auf solche Weise erbeutete Stanley für seine Begleiter fünfzehn Flußboote. Das größte, aus einem hohlen Riesenstamm, faßte dreißig Leute.

Wochen vergingen in feuchter Dämmerung. Schimpansen schwangen sich von Baum zu Baum, Leoparden lagen lauernd auf Ästen und unablässig folgte der blutrünstige Schrei der Wilden den Booten. Dann wieder mengte sich das fern herannahende Brausen der Wasserfälle in den Lärm der Urwaldstimmen.

Der Strom wurde rascher und wirbelte mit weißen Kronen. Da sah Stanley, daß sich der Lualaba zwischen zwei Inseln in einen brodelnden Kessel hinabstürzte, aus dem sich zuweilen Wasserberge emporhoben, um dann schäumend zusammenzustürzen. Um diesen schauerlichen Hexenkessel zu umgehen, mußte man im Urwald landen und mit Beil und Messer einen fünf Kilometer langen Pfad schlagen. Dann erst konnten Boote, Vorräte, Waffen und Kranke an dem Katarakt vorbeigetragen werden. Denn nun gab es auch schon zahlreiche Kranke: giftige Mücken, Fieberschwaden, Sumpfdünste hatten dafür gesorgt, daß Stanley und sein Freund Frank Arbeit als Ärzte bekamen.

Als sie eines Tages wieder einen Wasserfall umgehen mußten, griffen die roten Ameisen an. Kaum hatte man diesen Angriff abgewehrt und die Boote zu Wasser gebracht, als der Urwald wieder aufdröhnte von Trommelwirbeln und Schreien. Hunderte von Negerkanus stießen vom anderen Ufer ab. Bunt bemalt, mit langen Speeren und Pfeilen, griffen die Menschenfresser an: „Fleisch! Wir haben Hunger und wollen euch fressen!"
Nachdem Stanley und seine Begleiter auch diesen Angriff zurückgeschlagen hatten, schlossen sie Frieden mit den Wilden. Sie hießen Asama und luden die Expedition in ihr Dorf ein.
Dort sahen Stanley und seine Leute die grausigen Zeugnisse der Kannibalen: Menschenschädel zierten die Stangen vor den Hütten, auf den stinkenden Abfallhaufen bleichten Hunderte von menschlichen Gebeinen.
Kurz nach dieser Begegnung mündete der Lualaba in einen anderen, noch größeren Strom, den die Expedition nun hinabfuhr. Immer noch standen unübersehbare Urwälder wie gewaltige grüne Mauern an beiden Ufern.
Eines Morgens, als sich die Stanley-Leute am Ufer gelagert hatten, entdeckten sie, daß ihr Lager von starken Bastnetzen umzogen war. Irgendein Feind wollte sie offenbar fangen. Bald sah man die Gegner: Angehörige eines zwergenhaften Negerstammes mit spitz abgefeilten Zähnen.
Als man sie in ihr Dorf verfolgte, roch man schon von weitem den Dunst faulenden Menschenfleisches. Die Wege waren mit spitzen, vergifteten Rohrsplittern besetzt, die den Männern Stanleys bis auf die Knochen durchdrangen. Wieder mußten einige Soldaten und Träger begraben werden. Die Wilden freilich flohen nicht nur vor den Gewehrschüssen der Fremden, sondern noch mehr vor dem Geschrei der drei Esel, die Stanley mit sich führte.
Wochen vergingen. Dann näherte sich der breite Strom einem hundert Kilometer langen Teil seines Laufes, wo ein Wasserfall dem anderen folgte. Später nannte man diese Stelle die „Stanleyfälle". Das Wasser fließt hier über einen felsigen Untergrund, wird beiderseits durch hohe Ufer zusammengepreßt und gerät dadurch in wirbelnde, schäumende Bewegung.
Henry Stanley befahl, die Boote zusammenzubinden, so daß man große Strekken wie auf Flößen die Stromschnellen hinabfuhr.
Am 8. Februar 1877 machte die Flotte vor dem Dorf Rubunga halt. Die beiden Weißen und die braunen Araber aus Sansibar wurden bestaunt. Im Dorf fand eben ein Markt statt und der dortige Häuptling schloß mit Stanley Freundschaft. Nach dem Namen des Stromes befragt, sagte der Häuptling von Rubunga, das sei der „Kongo".
Daß man nun schon weit im Westen war, entdeckten Stanley und seine Begleiter Mitte Februar, als sie von einer Bootsflotte angegriffen wurden. Die Neger verwendeten altertümliche Flinten und schossen mit gehacktem Blei. Aber auch diese Gefahr ging vorbei. Je weiter der Strom die Schiffe abwärts trug, um so breiter wurde er. Hier gab es auch schon einen „König" der umwohnenden Stämme.
Stanley und eine kleine, schwerbewaffnete Gruppe wurden eingeladen, das Hauptdorf des schwarzen Königs zu besuchen. Sie fanden runde, strohgedeckte

Hütten, Flechtzäune und einen sehr fetten König mit vierzig Frauen. Die Lieblingsfrau trug eine dreißigpfündige Halskrause aus Messingringen.
Der dicke König zeigte ungeheuere Gastfreundschaft, er bewirtete die Fremden und gab ihnen schließlich sogar seinen ältesten Sohn als Führer mit. Der führte die Expedition in eine seeartige Erweiterung des Kongo, die später den Namen „Stanley-Pool" erhielt.
Waren die Wilden im tiefen Urwald blutgierig und grausam gewesen, so erwiesen sich die Negerstämme in der Nachbarschaft der Zivilisation als hinterlistig und verlogen. Wiederholt versuchte der König, die fremden Gastfreunde in Hinterhalte zu locken oder gar dafür zu sorgen, daß sie umkamen. Stanley schrieb in sein Tagebuch:
„Ich komme zu der Erkenntnis, daß der König von Tschumbiri trotz seiner gespielten Sanftmut der größte Halunke von ganz Afrika ist. Und ich habe immerhin an die fünfhundert afrikanische Häuptlinge kennengelernt."
Am 3. Juni verlor Stanley seinen einzigen weißen Begleiter, Frank Pocok. Der Getreue hatte sich zu weit an einen Wasserfall herangewagt. Sein Boot kippte um, und er verschwand in den Strudeln des Kongo.
Der Bericht eines Augenzeugen sagte:
„Am 30. Juni näherte sich die Expedition wieder Wasserfällen, die aber nicht befahren wurden. Stanley wählte den Landweg. Eine abgemagerte, von seelischen und körperlichen Leiden niedergebeugte Schar schleppte sich bergauf, bergab, begafft von den Bewohnern der Gegend, die für jede Banane oder andere Lebensmittel Rum und immer wieder Rum verlangten.
Auf einer Hochfläche lagernd, erfuhr Stanley, daß die westafrikanische Stadt Boma nahe sei. Er schickte einen Boten ab und teilte der weißen Welt mit, daß er da sei: daß er Afrika durchquert habe.
Am 9. August 1977 — am 999. Tag nach dem Aufbruch der Expedition aus Sansibar im Osten — sah Henry Stanley eine Gruppe Europäer nahen, die von Boma heraufgekommen war, ihn einzuholen.
Als sie ihn nach Boma, 140 Kilometer vor der Kongomündung, gebracht hatten, schrieb er in sein Tagebuch:
„O dieser verhaßte, mörderische Strom! Wie fließt er jetzt so breit, so stolz und so majestätisch ruhig, als wenn er mir nicht meinen Freund und so viele treue Seelen geraubt hätte, als hätten wir nie ihn rasen und vor Wut schäumen gesehen."

Um 1890 | **Sozialisten und Gardisten**

Die Bergarbeiterfamilie Szymaniak in Bochum hatte die Mutter beerdigt. Die Verwandtschaft und viele Bekannte aus der Arbeitersiedlung waren gekommen, ihr das letzte Geleit zu geben.

Es war ein trüber, nach Regen aussehender Novembertag, und die schwarzgrauen, hohen Reihenhäuser der Bergarbeiter sahen noch trauriger und ärmlicher aus als sonst. Nach der Beisetzung ging die engere Verwandtschaft in die Wohnung der Szymaniaks. Sie lag im dritten Stock des Rückgebäudes einer Mietskaserne, die ein Stück des schmutzigen Proletenviertels war. Die Trauergesellschaft mußte zuerst durch einen halbdunklen Gang in einen Hof gehen. Dort spielten die Kinder mit dem Müll, den die Abfalltonnen nicht mehr fassen konnten. Die Luft stand dick und mit Kohlenrauch vermengt in dem trüben Schacht, der den Hinterhof bildete. Langsam trampelten die Leute die wackelige Holztreppe mit den abblätternden Wänden zum dritten Stock hinauf.

Fast alle Anwesenden waren Arbeiter oder deren Familienangehörige. Obwohl sie zur Feier des Trauertages ihre besten Sonntagsgewänder angelegt hatten, sah man doch, wie ärmlich und bescheiden sie waren. So war es kein Wunder, daß man allgemein Anstoß genommen hatte, weil Jan — der Älteste der Familie Szymaniak — in seiner blau-weißen Garde-Infanterie-Uniform mit den Silberlitzen und mit der weißen Gardemütze erschienen war.

Jan, der seine drei Jahre Wehrdienst in Berlin abdiente, hatte zur Beerdigung der Mutter acht Tage Urlaub erhalten. Aber brauchte er deshalb gleich in Gardeuniform aufzutreten?

„Hättest ruhig wie ein Mensch gekleidet kommen können", sagte der Vater, ein zusammengeschrumpelter, grauhaariger Bergmann mit zerknittertem Gesicht. „So arg beliebt sind des Kaisers Röcke im Kohlenpott nicht! Und Mutter hat dich ja auch ohne Uniform zur Welt gebracht!"

Das Gesicht des Sohnes lief rot an. Er strich erregt die beiden spitz nach oben zeigenden Enden des Schnurrbarts. Diese Mode hatte er dem verehrten Kaiser Wilhelm II. abgeschaut.

„Nichts gegen meinen Waffenrock, Vater! Das ist ein Ehrenkleid, sagt unser Hauptmann. Außerdem erhalten Soldaten keinen Urlaub in Zivil. Wir sind eben des Kaisers Männer."

Der Vater hatte die Wohnungstüre erreicht und versuchte aufzusperren. Alles staute sich vor dem Eingang und hörte, wie Vater Szymaniak ein wenig aufgeregt entgegnete:

„Ja, ja, unsere Söhne sind des Kaisers Männer! Und der Kaiser hat kürzlich bei einer Rekrutenvereidigung gesagt: ‚Von jetzt an gehört ihr mir, Euerem Kaiser von Gottes Gnaden. Und wenn ich euch morgen den Befehl gebe, auf streikende Arbeiter zu schießen, und euer Vater oder Bruder stünden in den Reihen der Rebellen, so müßt ihr doch gehorchen und müßt schießen!' Das hat euer Wilhelm gesagt."

Unter dem zustimmenden Gemurmel der Arbeitergesellschaft strömte nun alles in die winzige und lichtlose Wohnung. Jan Szymaniak hielt den Vater am Ärmel fest. Er war wütend.
„So sollst du nicht von Seiner Majestät, meinem obersten Kriegsherren, reden! Und überhaupt: ich sage dir gleich, ich habe nicht die Absicht, nach Ablauf meiner Dienstzeit heimzukommen und auch Arbeiter wie du und die anderen alle zu werden. Ich will ‚kapitulieren', ein Unteroffizier oder gar ein Feldwebel werden! Später kann ich Beamter werden, ein angesehener, pensionsberechtigter Mensch. Wie aber wird man mich annehmen und gar befördern, wenn mein leiblicher Vater solches sozialistisches Zuchthausgerede von sich gibt? Ein wahres Glück, daß man bei meinem Regiment in Berlin nicht erfahren hat, daß du dich an dem letzten Streik beteiligt hast. Was würde mein Herr Hauptmann sagen, wenn er ahnte, aus welchem Stall ich stamme: Arbeitergesindel, würde er sagen, rote Vaterlandsverräter! Sozialistische Straßenräuber!"
Vater Szymaniak schlug mit der vom Kohlenstaub gegerbten Faust auf die Kommode, daß die Gläser tanzten. Um die beiden Streithähne sammelte sich ein Kreis von Männern.
„Jetzt will ich dir etwas sagen, Herr Gardesoldat!" schrie der Vater zornig. „Ich will dir erzählen, woher wir stammen und was mit dem Stall los ist, aus dem du kommst. Wir sind dem Herren kaiserlichen Gardisten wohl nicht mehr fein genug? Die Szymaniaks kommen aus Polen. Aus den polnischen Gebieten bei Posen, die Preußen vor Jahr und Tag geraubt hat. Uns arme Polaken haben zuerst die Herren Landjunker und Gutsbesitzer als Landarbeiter für Essen und Unterkunft wie Sklaven ausgebeutet. Unseren Vater, deinen Großvater, hat dann einer der Herren mit der Peitsche von seinem Grund und Boden verjagt. Er ist ins Ruhrgebiet ausgewandert wie viele Polen seinerzeit. Damals ging es mit Krupp und anderen Gesellschaften steil bergauf. Sie brauchten Arbeiter, billige Handlanger und rechtlose Menschenware, die ihnen Kohle und Erz aus dem Berg holte und die für sie zwölf Stunden an den Maschinen werkte. So sind die Szymaniaks Proleten und Deutsche geworden. Und weil sie helle waren, sind sie auch Sozialisten geworden."
Der Gardesoldat, der sich vor so vielen feindseligen Augen in die Ecke getrieben fühlte, lachte spöttisch. Ihm fiel eben zur rechten Zeit ein Wort ein, das der Hauptmann beim Unterricht gesagt hatte.
„Sozialismus ist Quatsch, Vater!" rief er. „Was willst du oder deinesgleichen gegen das Kaiserreich? Seine Majestät hat kürzlich gesagt: ‚Die Sozialdemokratie betrachte ich als eine vorübergehende Erscheinung. Sie wird sich austoben.'"
Gelächter der Arbeiter antwortete ihm. Einige tippten an den Kopf.
„Dein Kaiser Wilhelm hat keine Ahnung vom Sozialismus!" erwiderte der Vater. „Und mein Herr Sohn — so scheint es — auch nicht! Weißt du, was der Kern von allem ist? Organisation, Zusammenschluß, Partei und Gewerkschaft. Das haben uns Karl Marx und Ferdinand Lassalle gelehrt. Was waren wir Proleten denn vorher? Eine Riesenmasse armer Teufel, die ausgebeutet werden konnten, weil sie uneins waren und keine klaren Ziele, keine Organisation, keinen

Zusammenhalt hatten. Heute aber wissen wir, was wir wollen, und wir haben die Sozialdemokratische Partei und die Gewerkschaft, um unsere Forderungen durchzukämpfen."

„Jan", warf Onkel Anton, ein Spinnereiarbeiter, dazwischen, „es wird höchste Zeit, daß du das ‚Eisenacher Programm' einmal durchliest. Wir fordern die Errichtung eines freien Volksstaates und allgemeines, gleiches und direktes Stimmrecht für alle Zwanzigjährigen, also auch für die Frauen. Gleiches Recht für alle, Presse- und Vereinsfreiheit, gleiche Schul- und Erziehungsmöglichkeit für alle, Achtstundentag ..."

Jetzt wurde es dem Gardesoldaten zu bunt. Er richtete sich zur ganzen Länge seiner einsfünfundachtzig auf, die ihm zur Einberufung zur Garde verholfen hatten.

„Was wollt ihr denn noch alles, Sapperment? Habt ihr den Hals noch nicht voll? Fürst Bismarck hat euch ein Krankenversicherungsgesetz, ein Alters- und Invaliden-Versicherungsgesetz beschert. Unser Hauptmann sagt, das sei einzigartig in der Welt. Ihr Sozis aber seid niemals zufrieden!"

„Wären wir zufrieden gewesen, Jan", stellte der Vater fest, „so hätten wir gar nichts außer Prügel bekommen! Dein Hauptmann hat außerdem vergessen zu erwähnen, daß Bismarck auch ein Sozialistengesetz gegen uns herausgebracht hat, daß er unsere Gewerkschaft, Parteiorganisation, unsere Zeitungen und Versammlungen verboten hat und daß dein Kaiser Wilhelm erst kürzlich wieder ein ‚Zuchthausgesetz' gegen Sozialisten im Reichstag vorgelegt hat. Der Kaiser nennt uns ja ‚vaterlandslose Gesellen'."

Der Soldat wußte zu entgegnen. Der Unterricht in der Kaserne hatte Früchte getragen.

„Soll sich der Staat vielleicht nicht gegen euch wehren?" schrie er zornentbrannt. „Die Roten haben Anno 83 versucht, alle deutschen Fürsten bei der Einweihung des Niederwalddenkmals in die Luft zu sprengen, auf Bismarck und sogar noch auf den alten Kaiser Wilhelm I. haben sie geschossen und hohe Beamte ermordet."

„Das waren keine Sozialdemokraten", behauptet Onkel Anton, „sondern Anarchisten, radikale Revoluzzer. Aber man lastet alle Unruhe uns organisierten Sozis an."

„Trotz aller Verfolgungen sitzt unser Genosse Bebel seit dem ersten Reichstag in der Volksvertretung", stellte der Vater stolz fest. „Und im dritten Reichstag von 1877 hatten wir schon zwölf Abgeordnete. Heute sind es sogar 36. Nein, mein Junge, der Sozialismus ist nicht tot. Er fängt überhaupt erst an, sich zu rühren."

„Feiner Sozialismus!" spottete der Gardist. „Euere Abgeordneten stimmen im Reichstag gegen die deutsche Flotte, gegen die Rüstung, kurz gegen alles, was uns groß, mächtig und stark macht. Der Kaiser sagt: ‚Die Deutschen sind das Salz der Erde. Am deutschen Wesen muß die ganze Welt genesen.' Hat er da nicht recht, euch, vaterlandslose Gesellen' zu nennen?"

Die Männer grollten und schrien durcheinander. Dann versuchte Vater Szymaniak, seinem Sohn klarzumachen, daß nicht das ganze Leben aus Militärparaden

und Rüstung bestehe, daß man besser friedlich mit seinen Nachbarn zusammenarbeite und ohne Machtkämpfe lebe.
„Wir Sozialdemokraten sagen", fuhr er fort, „Proletarier aller Länder, vereinigt euch! Denn wir wollen den Weltfrieden, die Abrüstung und das Wohl aller Völker."
„Verflucht noch mal!" schrie Jan und ergriff seine abgelegte Gardemütze. „Verdammte Rote seid ihr, und ich habe genug von euch allen."
Damit verließ er zornig die Wohnung des Vaters.
Vier Tage vor Ablauf seines Urlaubs kehrte er in seine Kaserne in Berlin zurück. Als er sich beim Hauptmann meldete und erzählte, warum er so früh gekommen sei, lobte ihn dieser sehr.
Hauptmann Egon von Itzenplitz setzte das Monokel ins Auge und strich sich den Kaiserschnurrbart:
„Äh, Szymanowski oder wie Er heißt, det jefällt mir jut! Die wahre Heimat des Soldaten is die Kaserne. Brav so und weitermachen in diesem Sinne! Er wird wohl bald die Jefreitenknöpfe annähen dürfen! Wegjetreten!"
Dann ging der Hauptmann ins Offizierskasino, einen Kognak zu trinken. Sein Vater war mehrfacher Gutsbesitzer und bezahlte ihm genug, so daß er sich einige Pferde halten konnte und bei den zahlreichen Festen der Garde nicht hintanstehn mußte. Herr Hauptmann von Itzenplitz war mit dem Kaiserreich genauso zufrieden wie Jan Szymaniak, der die Aussicht hatte, Gefreiter, Unteroffizier und später vielleicht sogar Beamter zu werden.

1914 | Kriegsausbruch in München

Am 1. August 1914 schrieb der bayrische Dichter Ludwig Thoma:

Es wurde still.
Ein ganzes Volk, es hielt mit einem
Den Atem an. Doch stockte keinem
Darum des Herzens Schlag.
So ging der Tag.

Der Augusthimmel strahlt blau über München. Vor der Feldherrnhalle steht ein Trommlerkorps: weiße Leinenhosen, blaue Waffenröcke. Die Spitzen der Pickelhauben blitzen im Sonnenlicht. Die Schlegel rasseln über die Trommelfelle. Der Tambourmajor hebt den bebänderten Stab. Jäh reißt der Wirbel ab. Ein Feldwebel, den Helmriemen unterm Kinn, tritt vor und verliest die Erklärung des Kriegszustandes mit Rußland und Frankreich.
Schweigend hört die Menge zu. Zu Tausenden stehen sie herum: Männer mit flachen Strohhüten, Damen mit blumengeschmückten Florentinern, Buben, die sich durch das Gewühl nach vorn gedrängt haben, um die Soldaten aus der Nähe zu sehen.

Als der Feldwebel zu Ende ist, bringt jemand ein Hoch auf den alten König Ludwig aus. Brausend fällt die Menge ein. Dann stimmen ein paar Rekruten, die bereits die Sträußlein der Einberufenen auf den Hüten oder Rockaufschlägen tragen, das Deutschlandlied an.

Überwältigt von Begeisterung und Rührung, ganz hingegeben an die außergewöhnliche Stimmung dieser Stunde, singen alle mit. Es gibt keinen Unterschied der Stände, der Parteien, kein Hoch und Niedrig mehr; nur noch Deutsche, die ihr Vaterland in Gefahr glauben.

„Jetzt is so weit", sagt der Bäcker Dierigl zum Professor Meier, neben dem er zufällig steht. „Lang gnua haben s ghetzt gegen die Deutschen! Und dann hat a serbischer Student den Thronfolger von Österreich daschossn! Dös sieght jeda ei, daß si dös da Kaisa vo Österreich net gfalln lassn ko. Und wenn da Ruß am Serben hilft, dann müassn ebn mir am Österreicha helfn. San ja schließli a Deutsche!"

„Ja, ja, Herr Nachbar!" erwidert der Professor mit schwerem Kopfnicken. „Und wenn der Deutsche dem Österreicher hilft, dann muß der Franzose seinem russischen Bundesgenossen helfen! Und vergessen s' nicht, daß der Engländer auch noch da ist. Der hat ein Bündnis mit den Franzosen."

„Un die Italiena mit uns!" triumphierte der Dierigl. Aber der Professor schüttelt den Kopf.

„Sie werdn doch nicht glauben", sagt er, „daß Italien auf unserer Seite in den Krieg eintritt! Das kann es ja gar nicht, wenn es weiterleben will. Denken Sie nur an die englische Flotte und die langen italienischen Küsten. Und warum sollen die Italiener für eine rein deutsche Sache kämpfen?"

„Ja — und warum mir für a österreichische?" mault der Dierigl. „Und der Engländer für a französische und der Franzos für a russische und der Ruß für a serbische? Geh, hörn s' ma auf mit dera Politik!"

Selbst in München, wo das Volk gar nicht so militärbegeistert und übertrieben nationalistisch eingestellt ist, reißt dieser Tag alles fort. Die Menschenmassen wälzen sich die Ludwigsstraße hinab. Die Militärmusik schmettert, weiß-blaue Fahnen wehen, und auf die vorbeimarschierenden Regimenter regnet es Blumen. Auf den Bürgersteigen stehen die Reservisten, halb in Montur, halb in Zivil. Sie tragen die auf der Kammer gefaßten Ausrüstungsgegenstände auf den Armen. Kleine Jungen schleppen stolz die Brotbeutel und Feldflaschen. Von der Türkenkaserne her biegt eines der neueingekleideten, feldmarschmäßigen Regimenter ein — ein ungewohntes Bild.

Die Soldaten sind alle in Feldgrau, die Helme mit Schutzhüllen überzogen. Der bayrische Defiliermarsch ertönt, Frauen stehen am Straßenrand und merken nicht, daß ihnen die Tränen über die Wangen rollen.

„Lieb Vaterland magst ruhig sein!" singen die Soldaten.

So dröhnt und klingt und schallt es durch die Stadt und das ganze Land. Um diese Stunde reiten die Bauernburschen ihre Pferde zu den Sammelstellen, marschieren singend die Oberländer von den Bergen herab ins Tal. Ein ganzes Volk hat sich erhoben in dem Bewußtsein, angegriffen und im Recht zu sein. Und doch ist schon das Ende der alten, bürgerlichen Zeit angebrochen.

Der Schorschi von den „Schweren Reitern" nützt seinen letzten Abend vor dem Ausrücken, um mit seiner Braut Zenzi zum Monopteros und zum Chinesischen Turm zu wandern. Überall begegnet man den Soldaten mit ihren Mädchen. Ganz München scheint aufgestöbert und in Bewegung zu sein.
Dort drüben stehen die barocken Türme der Theatinerkirche. Weiter südlich ragen dunkel und ernsthaft die der Frauenkirche in den Himmel. Wann wird der Schorschi die schöne, alte Münchnerstadt wiedersehen? Welchen Schicksalen geht er entgegen. Zu „reiten" gibt es in diesem Krieg, der nun anhebt, jedenfalls nichts oder nur wenig.
„Moanst, daß lang dauert?" fragt die Zenzl schüchtern. Der Schorsch streicht sich den Schnauzbart und scheppert ein wenig mit dem langen Schleppsäbel.
„Ah, geh zua, Zenzl! Was moanst denn, bei de heitinga Waffn? Bei dene Kanona, de wo da Krupp baut! Da ist a Kriag nimma dös, was er früher war. Der is bald aus, sag i dir. Z' Weihnachten san ma alle wieda dahoam, und am Fasching tanz ma im Löwenbräu!"
„Glaabst dös wirkli, Schorschl?"
„Dös ist so vui wia gwiß. Mit de Franzosn und Russn san mir bald ferti. De wern schaun, wia die Münchner und de Boarn einihaun!"
„Ja, ist ja recht", erwidert schon wieder lächelnd die Zenzi und fügt nachdenklich hinzu: „Wenn dö nur net zruckhaun, Schorsch! Dann dauert's länger."



1917

Sturm auf das Winterpalais St. Petersburg

Es riecht nach Schnee. Über der Newa treiben Nebelbänke. Eine Nacht ohne Sterne liegt über St. Petersburg.
Am Abend des 25. Oktober haben die Geschütze des Kreuzers *Aurora* von der Newa her zu feuern begonnen. Die roten Matrosen haben ihre Offiziere über Bord geworfen und das Banner Lenins: Hammer und Sichel auf blutrotem Tuch gehißt.
Schwarz gleitet der Strom dahin. Hinter der Palaisbrücke drohen die Häusermassen des Stadtviertels Wassilij Ostrow. Auf der anderen Seite ragt finster der alte Kaiserpalast. Nur ein paar Fenster über dem alten Jordansportal sind erleuchtet. Über den weiten Platz, den auf der anderen Seite das wuchtige Gebäude

des Generalstabes begrenzt, dringen die verworrenen Geräusche der aufgewühlten Millionenstadt.
Es geht auf Mitternacht, und aus Nordwest singt unablässig der Polarwind. Die Posten hinter den Barrikaden hüllen sich frierend in ihre dünnen Kriegsmäntel. Diese Barrikaden sind der letzte Wall der bürgerlichen Welt in Rußland. Man hat sie gestern in aller Eile aus umgeworfenen Straßenbahnwagen, aufgerissenen Pflastersteinen und Mobiliar aus dem Winterpalast errichtet. Gardefähnriche und Junker der adeligen Kavallerieschule, Kammerpagen und Schüler aus vornehmen Instituten sind die Besatzung.
Fähnrich Andrej Tschuilew, siebzehn Jahre alt, liegt in einer windgeschützten Ecke und hält sein Gewehr umschlungen, als wäre es eine Rettungsplanke. Er ist hungrig und so übermüdet, daß er nicht schlafen kann. Dicht vor ihm steht Leutnant Rutenberg, ein Balte, der Wache hält.
„Fedor Alexejewitsch", flüstert der Fähnrich, „sagen Sie mir bitte: wie wird das ausgehen? Werden wir unsere Familien wiedersehen?"
Der Leutnant drückt seine Zigarette aus.
„Du weißt, *wer* da drüben wartet: Lenin mit seinen Proleten. Die erschlagen alles, was ihnen in die Hände fällt. Die lassen sich deine Pfoten vorzeigen: hast du Schwielen drauf, gut, magst du leben! Hast du aber weiche, weiße Adels- oder Bürgerpatschhändchen, werden sie dich ‚Blutsauger' und ‚Ausbeuter' nennen und erschießen. Vergiß auch nicht, Fähnrich, daß heute eine ganze Menge von den roten Matrosen im Feuer unserer MGs gefallen ist. Sie werden Abrechnung halten."
Eine Weile ist Schweigen, dann kommt wieder die flüsternde Knabenstimme des Fähnrichs aus dem Dunkel.
„Wozu das alles, Fedor Alexejewitsch? Sind sie nicht Russen wie wir?"
„Wozu? Ich weiß es nicht. Was mich persönlich betrifft, so kämpfe ich aus Rache und Abwehr. Man vertrieb mich aus Reval. In dieser Gegend liegen die Güter meiner Familie. Die Roten haben wie die Wilden auf den Gutshöfen gehaust, die Züge nach dem Süden und nach Sibirien sind seit Wochen mit flüchtendem Bürgertum und Adel überfüllt. Einige Transporte sind den Bolschewisten in die Hände gefallen. Die Flüchtlinge wurden gleich auf den Bahnhöfen niedergemetzelt."
Lange denkt der Fähnrich nach. Dann hört man abermals seine Stimme.
„Wir kämpfen *gegen* etwas, Herr Leutnant. Die da drüben aber *für* etwas. Sie schreien Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit wie in der französischen Revolution. Ich erinnere mich aber aus der Geschichtsstunde, wie es den Verteidigern des Pariser Schlosses erging. Wir verteidigen das Petersburger Schloß."
„Auch wir kämpfen für eine gute Sache, Andrej Sergewitsch. Auf daß die Ordnung der Welt erhalten bleibe, daß der Mensch keine Maschinenbestie werde und daß der Zarenadler wieder über Rußland fliege."
„Sehen Sie, Herr Leutnant, daran glaube ich nicht. Die Ordnung, von der Sie sprechen, ist nur *unsere*, die der Herren nämlich. Die Leute da drüben sind aber gerade durch unsere Ordnung zu Maschinenbestien gemacht worden. Wir haben uns erst für sie interessiert, als sie anfingen, auf uns zu schießen. Die Bauern waren immer noch halbe Leibeigene ohne Grundbesitz, die Arbeiter ausgebeu-

tete Sklaven. Das Recht galt nur für uns Herren, für die anderen war die Polizei da. Was aber den Zaren anbelangt, so ist er tot. Und dort oben im Winterpalais sitzt ein wildgewordener Advokat namens Kerenski, der demokratische Regierung spielt und Konferenzen abhält, anstatt zu handeln. Er weiß weder den Krieg zu beenden noch den Hunger der Massen zu stillen. Ich sage Ihnen, am Ende werden *wir* die Rechnung bezahlen."

Man hat den Verteidigern des Winterpalais baldigen Entsatz durch heranrückende Kosakendivisionen versprochen. Man hat ihnen aber verschwiegen, daß die Transporte auf der Strecke liegen. Der Generalstreik der Eisenbahner hält sie weit von Petersburg entfernt fest.

Kurz nach Mitternacht geht von der Peter-Pauls-Festung eine grüne Rakete hoch, durchstößt mit zischendem Geflacker die Nebelschicht und fällt sprühend aufs schwarze Wasser zurück.

Gleich darauf brüllen die Geschütze der beiden Kreuzer *Aurora* und *Sarja Swobody* auf. Irgendwo prasselt Mauerwerk, berstende Explosionen zerreißen die Nacht. Über die Brücke rattern Panzerwagen. Aus den Luken züngeln orange Flämmchen, Querschläger pfeifen und surren.

Schlaftrunken taumeln die Verteidiger aus ihren Verstecken. Verstärkung trappelt aus den Treppenhäusern des Winterpalais. Sie legen die schweren Maschinengewehre auf die Barrikaden und richten die Gewehre auf den Sandsäcken. Da wogt und gröhlt es schon heran.

Unvorstellbare Flüche kommen wie Unflat daher. Eine breiige Masse von Gesichtern schiebt sich näher. Die Scheinwerfer der Kriegsschiffe beleuchten von der Newa herüber die gespenstische Szene.

Es ist, als wären es keine menschlichen Wesen, die da kommen, sondern eine quallige Masse von Gespenstern, aufgestiegen aus den Gräbern der Jahrhunderte. All die Geräderten, Geschundenen und Verratenen haben sich erhoben, den Herren dieser Welt die Rechnung zu präsentieren. Niemand darf auf Gnade hoffen, der bei dieser Auseinandersetzung auf der falschen Seite der Front steht.

Geschüttelt von Grauen drückt Fähnrich Andrej Tschuilew auf den Abzug. Das MG hämmert mitten hinein in die wankenden, brüllenden Reihen der Arbeiter, Bauern und Matrosen.

Einige Zeit, nachdem der Nachtangriff der Bolschewisten abgeschlagen ist, treten aus einem Seitenportal Offiziere. Trillerpfeifen ertönen, Befehle schnarren.

Die Fähnrichsgarde wird abgelöst und darf ins wärmere Palais einrücken. Die Männer steigen mit schneenassen Mänteln, große Pfützen hinterlassend, in das erste Stockwerk. Endlich sollen sie warmes Essen bekommen. Eine Weile warten sie im dunklen Thronsaal Katharinas der Großen. Jenseits davon ist Kommen und Gehen.

In der fensterlosen, allen Besuchern des Winterpalais unter dem Namen „Der dunkle Korridor" bekannten Galerie tagt die Konferenz.

Fähnrich Tschuilew blickt durch die angelehnte Tür und betrachtet kopfschüttelnd das chaotische Bild. Ein anderer Augenzeuge hat es später beschrieben: „Wie überall in dem verlassenen Schloß, so haben auch hier Unordnung und Verfall Besitz ergriffen von den kostbaren Räumen. Trübe inmitten des Ziga-

rettenqualms brennen zerbrochene Lüster. Bis zum Überquellen sind die großen Malachitschalen auf dem Onyxtisch in der Mitte des Raumes mit Papirossi-Stummeln gefüllt. Stadtpläne, Meßzirkel und leere Flaschen bedecken den Tisch. Zerfetzte Zeitungen, Aufrufe, Speisereste in greulichem Durcheinander ... sind auf die Teppiche verstreut. Unter dem kriegerischen Bilde des Zaren Nikolaus I. schnarcht auf kostbarer Damastdecke mit schmutzigen Stiefeln ein offensichtlich betrunkener Gardeoberst ..."

Im nächsten Raum, wohin der Fähnrich nun unbeobachtet geht, verhandelt Alexej Fjodorowitsch Kerenski mit seiner zusammengeschmolzenen „Regierung". Man verliest Protokolle, gibt Erklärungen ab. Alle Augenblicke reißt jemand die Tür auf und bringt neue Meldungen.

Ein Offizier in Lackstiefeln führt einige Zivilisten herein. Es sind Männer mit Pelzkragen, scharfen Brillen. Der Sprecher trägt zudem schwere Arbeiterschuhe, hat gekraustes Schwarzhaar und einen Spitzbart. Sie sprechen ihn als Leo Trotzki an. Die Stimme des Gardeoffiziers erhebt sich, und der Fähnrich versteht ganz deutlich, wie er sagt:

„Euer Hochwohlgeboren, dies sind die Unterhändler Lenins. Weiterer Widerstand erscheint angesichts der Haltung aller Petersburger Truppen aussichtslos. Außerdem liegen die beiden Kreuzer unmittelbar vor unserer Tür. Diese Herren sind gekommen, die Bedingungen der Kapitulation auszuhandeln, man ist bereit, Ihnen freien Abzug zu gewähren ..."

Die Finger des Fähnrichs krallen sich in den Ärmel des baltischen Leutnants, der nun neben ihn getreten ist.

„Verloren", ächzt er. „Sie werden uns verkaufen und verraten. Die Regierung wird abhauen, Andrej Sergewitsch, und uns wird man sitzen lassen, um Zeit zu gewinnen."

Leutnant von Rutenberg tritt an eines der hohen Fenster und starrt in die Nacht. Es hat zu schneien begonnen. Auf dem weißen Feld heben sich deutlich die Postenlinien der Kerenski-Soldaten ab. Unmittelbar vor den Barrikaden und schon in der Unterhaltung mit den Regierungssoldaten drängen sich die Roten. Andrej sieht, wie ein Hauptmann der Garde dankend Feuer für seine Zigarette von einem Matrosen der roten Miliz nimmt. Der riesige Kerl trägt einen roten Stern auf der Mütze und hat das Gewehr mit der Mündung nach unten umgehängt. Einige Posten halten Mädchen aus den Arbeitervierteln in den Armen. Nein: die dort unten werden nicht mehr kämpfen. Tausende von Gesichtern blicken gespannt zu den Fenstern des Winterpalastes herauf, von denen sich jetzt immer mehr erhellen. Die dunklen Massen auf dem Platz schieben sich näher und näher.

Aus der Galerie vernimmt man hastige Schritte. Türen klappen, Regierungsmitglieder mit prallen Aktentaschen rennen zu den Hintertreppen. Aus einem leeren Saal ertönt das Schluchzen von Frauen.

Dann peitschen Schüsse.

Ein Offizier schreit: „Alarm! Alarm! Fähnriche zu den Waffen!"

Das Trampeln von tausend Stiefeln hat begonnen, brüllend stürzt sich die rote Woge in das Winterpalais. Nur noch die Fähnriche und die Schüler wehren sich.

1918 | Feldpostbrief eines Dichters

Aus dem „frisch-fröhlichen Krieg", von dessen angeblicher Herrlichkeit nationalistische Dichter und Versammlungsredner geschwärmt hatten, war ein entsetzliches, menschenverschlingendes Völkermorden und für Deutschland der Kampf ums nackte Leben geworden. Vier Jahre dauerte der Weltkrieg nun schon. Die halbe Welt stand im Kampf gegen Deutschland und das langsam zerfallende Österreich-Ungarn.

Die Deutschen hatten Unglaubliches geleistet. Die Absperrung von den Weltmeeren durch die überlegene englische Flotte hatte auch den Zufluß der wichtigsten Rohstoffe versiegen lassen. So rechneten die Engländer, daß etwa die Pulvervorräte der Deutschen binnen sechs Monaten aufgebraucht sein müßten, weil sie den Chile-Salpeter nicht mehr bekamen. Da gewannen deutsche Wissenschaftler Stickstoff aus der Luft.

Für alles gab es Ersatzstoffe: Uniformstoffe aus Brennesselgewebe, Kaffee aus Eicheln, Tee aus Pfefferminze, Brot aus Kartoffelschalen und Sägespänen, Marmelade aus Rüben, Autos mit Draht- statt Gummireifen, Patronen aus Eisen statt aus Messing.

Je länger der Kampf dauerte, um so klarer wurde es, daß nicht mehr Tapferkeit und Opfermut, sondern die größeren Industrien, die Rohstoffvorräte und die unerschöpflichen Menschenmassen der Welt siegen würden. Seit 1917 waren auch noch die USA gegen Deutschland in den Kampf eingetreten. Der Materialkrieg im Westen nahm unvorstellbare Ausmaße an: Tausende von Kanonen beschossen kleine Frontabschnitte, Maschinengewehre behämmerten die Trichterfelder, man setzt Giftgas und die eisernen Ungetüme der „Tanks" ein. Auf deutscher Seite aber war es oft nur noch der halb verhungerte, in dünnen Brennesselstoff gekleidete, schlecht ausgerüstete, ausgemergelte Feldgraue, der die Front hielt und sein Vaterland vor der Überflutung durch die Feinde bewahrte. Wie aber sollte ein Frontsoldat, der in dieser Hölle lebte, kämpfte und litt, seiner Familie oder irgendwem in der Heimat klarmachen, wie das wahre Gesicht des Krieges aussah? Welche Worte mußte er wählen, um denen zu Hause zu sagen, daß die Grenze menschlicher Leidensfähigkeit nun erreicht sei?

Ein Dichter — Rudolf G. Binding — versuchte es, als er einen Feldpostbrief nach Deutschland schrieb.

„Champagne, Lager im Gestrüpp, 16. Juli 1918

Der entmutigendste Tag des Feldzuges liegt hinter mir. Es war durchaus nicht der gefährlichste. Diese Kalkwüste ist nicht sehr groß, aber unendlich, wenn man darin festgehalten wird. Und wir wurden darin festgehalten. Unter einer unbarmherzigen Sonne, die die Luft in einen glühenden Tanz und Wirbel versetzte und eine Welle immer heißer als die andere vom kochenden Boden aufsteigen ließ, lagen Kalkberge: baumlos, wasserlos, farblos wie Steine in Weißglut.

Kein Schatten, kein Pfad, geschweige denn Straßen: ein weißliches Gebröckel auf einem flachen Teller. Querdurch zogen die rostigen Schlangen von Stachel-

drahtgewirr. Dahin lockte der Franzose uns mit Vorbedacht. Er leistete vorne keinen Widerstand, hatte weder Infanterie noch Artillerie in diesem Kampf-Vorfeld, dessen Auswertung und Anwendung er von Ludendorff gelernt hatte."
General Ludendorff war neben Feldmarschall Hindenburg der Leiter der deutschen Kriegführung. Er hatte das Wort vom „totalen Krieg" erfunden. Das bedeutete, daß die ganze Wirtschaft, das Alltagsleben und jeder Lebensfunke des Volkes für den Krieg eingesetzt werden sollten. Niemals wollten er und die anderen Generäle zugeben, daß der Krieg längst verloren war, daß Deutschland der Übermacht nicht mehr standhalten konnte und nun langsam verblutete. Und sie sahen nicht ein, daß auch die anderen Völker, vor allem die Belgier, Franzosen und Russen, für ihr Vaterland kämpften und nicht zugeben wollten, daß der deutsche Kaiser die besetzten Teile ihrer Länder behalten wollte. Zuletzt hatte General Ludendorff eine neue Art der Kampfführung erfunden, von der Rudolf G. Binding nun spricht.
„Unsere Geschütze beschossen leere Gräben, unsere Gasgranaten vergasten leere Artilleriestellungen. Aber in kleinen, ausgesparten Mulden spärlich verteilt, saßen die Maschinengewehrnester wie die Läuse in den Nähten und Falten eines Rockes. Dort bereitete man den Angreifenden Aufenthalt. So lief ihnen die Feuerwalze, die vor ihnen hergehen und sie schützen sollte, weg und hinten irgendwo über feindliches Gelände, während vorne noch nicht einmal die erste wirkliche Widerstandslinie gebrochen war.
Wir kamen von früh um fünf Uhr bis zum Abend ununterbrochen kämpfend immer mit genauest eingeschossenem Feuer überschüttet, etwa drei Kilometer vorwärts gegen die hochziehende Römerstraße, die wie ein Querbalken vor der ganzen Angriffsfront vorüberzog.
Der Stab der linken Nachbardivision, dem ich an diesem Tage zugeteilt war, hatte, den Widerstand nicht erkennend, sich dichtauf hinter den Truppen vorwärtsbewegt. Ich fand ihn nach großen Mühen, endlosem Reiten und Irren zwischen den Drahthindernissen, ewigem Umgehen und Festsitzen im Kalkschutt, in einem Kalkgraben, der ebenso wie alles andere von der Römerstraße aus mit einfachem Fensterglas deutlich zu erkennen war. Noch deutlicher wurde dieser Graben in seiner Verwendung als Gefechtsstand eines wichtigen Stabes durch die suchenden Meldegänger und Offiziere kenntlich gemacht. Um jedoch nichts zu versäumen, was ihn in Gefahr bringen könnte, hatte man es sich geleistet, oben auf dem Grabenrand eine sogenannte Blinkstation aufzubauen. Unaufhörlich flogen helleuchtende, die Sonne überstrahlende Blinkzeichen (für die eigene Artillerie) von ihr auf. Damit nicht genug, war dieser zeichensendende Apparat, den einige Infanteristen bedienten, noch sozusagen auf eine weiße Scheibe gesetzt. Denn dicht dahinter (hinter den schwarzen Menschen und dem aufgestellten Gerät) leuchtete ein Kalkhügel, der aus dem Graben herausgeschaufelt war, in der hellen Sonne des Tages.
Der Erfolg dieser Veranstaltung war denn auch, daß der Feind sich nach kaum einer halben Stunde mit immer näher kommenden Granaten herangeschossen hatte. Wenige Minuten später krepierte ein Volltreffer genau auf der Grabensohle. Ich sah das alles kommen.

Ich machte den Divisionskommandeur von R. auf die sinnlos dem Feinde ausgesetzte Stellung aufmerksam. Ich stand noch neben ihm, vertauschte aber meinen Platz hinter einem anderen Offizier zurücktretend, mit diesem. Im selben Augenblick fuhr das Geschoß zwischen die beiden hinein. Beide waren schwer verwundet. Der Ordonnanz-Offizier verblutete nach wenigen Minuten. Er hatte mich mit seinem Leibe gedeckt.

Aber es ging noch weiter. Da alle Telephondrähte zerrissen, zerschossen, ja selbst von den eigenen Kanonen und Kolonnen kaputtgefahren waren, hatte die Division keine Meldung von vorne. Statt Leutnants danach zu senden, begibt sich mein eigener General, den Ungeduld und Mut am falschen Bein gepackt haben, zu Fuß nach vorne und nimmt einen Generalstabs-Offizier mit. So laufen sie Stunden umher. Sie sind für niemanden zu erreichen. Kein Befehl ist ausführbar, keiner wird auch gegeben. Das Gefrage nach dem Verbleib der verantwortlichen Männer wird stärker und stärker. Alle Frager, alle Melder werden auf gut Glück anderswohin geschickt. Man fühlt die Panik einer von ihrem Führer in Stich gelassenen Truppe aufsteigen. Als die beiden Offiziere endlich von ihrer Streife, die ihnen zudem die seltsamsten Vorstellungen eingab, zurückkehrten, waren sie so ermüdet, daß sie für den Rest des Tages nicht mehr in Frage kamen.

Sie haben nie erfahren, was sie getan haben und was auf dem Spiele stand.

Unterdessen hatten weder Mensch noch Tier in dem Bann, in dem uns das feindliche Feuer und die eigene Ratlosigkeit hielten, etwas zu essen oder zu trinken. Ich ertappte mich dabei, wie ich am Abend dieses Tages, als ich meine eigene Division wieder aufsuchte, mein Pferd am Zügel führte, stumpf, ohne aufzusehen, wie im Halbschlaf.

An diesem Tage wurde mir alles leid. Meine eigene Tätigkeit war fruchtlos. Keine meiner Meldungen an den General meiner Division war angekommen. Daß ich meinen Stab am Abend wiederfand, war ein hervorragender Glücksfall.

Ich ging neben meinem Pferd und überlegte, ob es denn gegen den Wahnsinn der Menschheit kein Mittel gäbe. Und ich fand, daß es *keines* gäbe, bis an der Menschheit Ende ..."

1919 | Graf Brockdorff-Rantzau vergißt seine Handschuhe

Über vier Jahre Mord und Zerstörung haben ihr Ende gefunden. Aber die Glocken, die Waffenstillstand und Friede einläuten, werden in den westlichen Hauptstädten übertönt vom Triumphdonner der Kanonen und dem wilden Schrei nach Rache.

„Hängt den Kaiser!" fordert die Presse Londons. „Bestraft die Deutschen!" schreiben die Pariser Zeitungen. Die Stunde des „Tigers" ist gekommen. Die-

sen Namen hat das Volk dem französischen Politiker Clemenceau verliehen, weil er unerbittlich Strafe und Rache verlangt.
Als weltfremder Professor kommt der amerikanische Präsident Wilson zur Friedensverhandlung nach Paris. Zwar hat der Einsatz der amerikanischen Übermacht den Weltkrieg entschieden, aber der amerikanische Präsident verspielt den Frieden. Die klugen, haßerfüllten oder habgierigen Staatsmänner Englands, Frankreichs und Italiens sind dem Amerikaner in allen Verhandlungen weit überlegen.
So wird es Rache sein, was die Deutschen in Paris erwartet.
Am 25. April 1919 ist die deutsche Abordnung zu der Friedenskonferenz in der französischen Hauptstadt angekommen. Keine Ehrenkompanie holt sie ein, kein Regierungsmitglied empfängt sie. Die Polizei führt sie wie Verbrecher in ihr Hotel. Man sagt ihnen, daß sie es nicht ohne Erlaubnis verlassen dürfen.
Am späten Vormittag des 7. Mai sollen die Vertragstexte im *Trianon-Hotel* in Empfang genommen werden. Wieder bringt Polizei die Führer der deutschen Gruppe, Graf Brockdorff-Rantzau und Minister Landsberg, an ihren Bestimmungsort. Im Hotel empfängt sie eine eisige Atmosphäre.
Der Graf ist ein hochgewachsener Mann, der seine Umgebung um Haupteslänge überragt. Ohne Befangenheit, aber in tiefem Ernst schreitet er in der Hotelhalle durch eine doppelte Reihe von Offizieren aller Nationen, vorbei an Sekretären und Ministern. Er betritt den Saal, in dem trotz des Tageslichtes alle elektrischen Lampen brennen.
An den Wänden sind Stühle aufgereiht. In der Mitte steht ein kurzer Tisch mit grüner Decke. Er ist wie eine Anklagebank vor den gewaltigen hufeisenförmigen Konferenztisch gestellt, an dem die Vertreter von 27 Völkern sitzen, die gegen Deutschland gekämpft haben.
Beim Erscheinen der Deutschen erheben sich die Herren des Präsidiums. In der Mitte steht der kleine, geduckte, weißhaarige „Tiger“, der wegen eines Ausschlags Seidenhandschuhe trägt, rechts neben ihm der wohlbeleibte, weißhaarige Lloyd George. Der lange Amerikaner Wilson mit seinem Pferdegesicht und den scharfen Brillengläsern mustert die Deutschen ohne Haß. Aber der Italiener Orlando macht ein hochmütiges Gesicht.
Für die Sieger spricht Clemenceau:
„Die Stunde der Regelung ist gekommen. Unter Regelung verstehe ich eine Abrechnung, die ein uns aufgezwungener, grausamer Krieg notwendig gemacht hat . . .“
Graf Brockdorff-Rantzau ist totenbleich geworden. Seine grauen Augen sind fest auf den kleinen, bösartigen Mann gerichtet, der nun über das Schicksal der Deutschen entscheidet.
„Ach“, denkt der Graf, „es geht hier nicht um mich, nicht einmal um das tapfere, opferwillige und brave deutsche Volk, sondern um die Zukunft Europas und der Welt. Wenn diese Narren Haß statt Versöhnung, Rache statt Friede säen, so werden wir in zwanzig Jahren abermals und noch schrecklicher Krieg haben. Aber einmal muß doch ein Ende sein, einmal müssen sich die Völker die Hand reichen und wirklich Frieden machen!“

Aber er sieht es den funkelnden Augen der Sieger an, daß der Vertrag furchtbar sein wird, den sie Deutschland aufzwingen werden.
Laut ertönt die Stimme des „Tigers":
„Sie haben Frieden erbeten. Nun, wir sind bereit, ihn zu gewähren. Das Buch, das ich Ihnen überreichen werde, enthält seine Bedingungen ..."
Clemenceau spricht noch lange. Er kündigt an, daß die Deutschen knappe Zeit haben werden, die Friedensbedingungen durchzulesen und zur Kenntnis zu nehmen. Ändern werden sie nichts können. Zudem wollen die verbündeten Sieger schon jetzt bis zum Rheinufer vorstoßen, die deutsche Armee entwaffnen, die Flotte beschlagnahmen und die Hungerblockade aufrechterhalten. Jeden Tag verhungern im verarmten, ausgebluteten Deutschland Hunderte von Frauen und Kindern. Die Zeit drängt.
Alle Mahnungen zur Menschlichkeit, wie sie sowohl der Amerikaner Wilson und vor allem der Südafrikaner Smuts erhoben haben, sind überstimmt worden. Als der „Tiger" zu Ende ist, darf Graf Brockdorff-Rantzau das Wort ergreifen. Er spricht über den Glauben des deutschen Volkes, diesen Krieg für sein Recht geführt zu haben, und er verspricht, daß es fortan in Frieden und Freundschaft mit der Welt leben wolle. Nur eisiges Schweigen antwortet ihm. Man führt die Deutschen hinaus.
Im Hotel stürzen sie sich auf die Texte des Vertrages.
Das ist kein Friedensvertrag, sondern ein Diktat. Es ist noch viel schrecklicher, als sie gefürchtet haben: auf dreihundert Seiten und in 440 Artikeln wird die dauernde Niederwerfung Deutschlands verordnet.
Das Reich soll 87 000 Quadratkilometer mit sieben Millionen seiner Einwohner, also etwa ein Sechstel seines Bestandes, verlieren. Es wird als einziger Staat inmitten eines hochgerüsteten Europa nur mehr hunderttausend Mann Berufsheer, kaum eine Flotte und keinerlei Panzer- und Luftwaffe haben. Als Sicherung werden die Sieger für fünfzehn Jahre das linke Rheinufer besetzen, alle Kolonien, die Handelsflotte, den Großteil des Eisenbahnmaterials und noch zahlreiche weitere Wirtschaftsgüter beschlagnahmen. Und die Deutschen sollen bezahlen, bezahlen, bezahlen ... Noch ihre Urenkel werden alljährlich für die „Reparationen" aufkommen müssen, bis alle Kriegsschäden wieder behoben sind.
Dieser Vertrag bedeutet das Ende der deutschen Nation.
Allzu kurz ist die Frist.
Wild toben im Reich die politischen Kämpfe für oder gegen die Annahme des „Versailler Diktats". Die soeben eingerichtete Regierung der jungen Republik hat diese schreckliche Bürde zu tragen.
Doch was bleibt übrig, wenn man den Vormarsch der Feinde aufhalten und Deutschland bewahren will? Man muß unterschreiben.
Der 16. Juni 1919 ist wieder ein großer Tag für Paris. Nun will man der deutschen Abordnung die endgültigen Friedensbedingungen zur Unterschrift vorlegen. Um es recht deutlich zu machen, daß diese Stunde eine späte Rache für die Gründung des Zweiten Kaiserreichs im Spiegelsaal zu Versailles bedeutet, haben die Sieger zu diesem Akt denselben Ort gewählt.

Helle Lichtbänder lassen die altertümliche Pracht, die Bilder von Frankreichs Triumph und Eroberungen, die Spiegel und kostbaren Möbel bunt aufleuchten. Dort, wo vor 48 Jahren das Podium mit den deutschen Fürsten gestanden, wo der greise Kaiser Wilhelm I. die Krone des Reiches empfangen hat, sind nun die Konferenztische der Sieger aufgestellt.

Wie damals im *Trianon-Hotel* hat man der deutschen Abordnung einige einfache Stühle zu Füßen des Tribunals bereitgestellt. Graf Brockdorff-Rantzau sitzt fahl und starr in seinem Sessel. Er weiß nun, daß die Sieger keine wesentliche Änderung der Bedingungen angenommen haben. Er sieht, daß alles ausweglos ist und die Menschen nicht fähig scheinen, aus der Geschichte zu lernen.

Ganz von fern klingt die Stimme des „Tigers" an sein Ohr. Er vernimmt die Worte: Sühne, Gerechtigkeit, Rache und Sieg.

Umsonst hat der Graf dieser Versammlung von Staatsmännern vorgeschlagen, eine wirtschaftliche Union der europäischen Staaten zu bilden. Diese könnte dann die Vorstufe für die *„Vereinigten Staaten Europas"* sein, die innerhalb eines weltweiten Völkerbundes den Frieden sichern müßten. Wäre das nicht das Ende aller gegenseitigen Bedrohung und der Anfang friedlichen Zusammenlebens? Aber man hat auf diesen Vorschlag nicht einmal geantwortet. Alle denken nur an Beute, an deutsche Zahlungen, an das Ausplündern des Geschlagenen.

Schwerfällig erhebt sich Graf Brockdorff-Rantzau, als der „Tiger" schweigt. Er sagt, daß die deutsche Nationalversammlung schwere Einwände gegen dieses Diktat habe, er weist mit würdigen Worten die Aufforderung an Deutschland zurück, ein alleiniges Schuldbekenntnis am Kriege abzulegen. Da klopft der amerikanische Präsident Wilson auf den Tisch.

Er spricht harte Worte gegen die Deutschen und befiehlt der deutschen Nationalversammlung, den Vertrag anzunehmen. Sollte die Volksvertretung jedoch ablehnen, so würden die Truppen der Sieger nach Berlin marschieren und sich selber nehmen, was sie wollten. Außerdem droht Wilson mit einer zusätzlichen Verschärfung der Aushungerung, was den Tod von Hunderttausenden von Frauen und Kindern bedeuten muß.

Graf Brockdorff schaut blicklos in das kranke, von fiebrigen Flecken gerötete Gesicht des Präsidenten. Sein Auge geht weiter zu dem steinernen Antlitz Lloyd Georges und zu den grimmigen Zügen des „Tigers".

Es ist alles vergeblich.

Da macht er eine Geste, die den Siegern auf stumme Weise zeigt, was ein deutscher Ehrenmann von diesem Vertrag hält. Er zieht aus der Tasche seines schwarzen Rocks Handschuhe und streift sorgfältig den rechten über. Dann ergreift er den Federhalter und unterzeichnet das Schriftstück. Den Federhalter wirft er verächtlich auf den Tisch.

Vorsichtig, als sei er beschmutzt, zieht er den rechten Handschuh aus, läßt ihn fallen und erhebt sich mit einer Verneigung.

Als er wortlos fortgeht, vergißt er bewußt seine Handschuhe.



1920

Die Geschichte vom Leutnant Kern

Ernst von Salomon, ein ehemaliger Kadett, erzählt die Geschichte vom Leutnant Kern. Sie ist bezeichnend für die aufgestörte Zeit nach dem Krieg, nach Zusammenbruch, Revolution und Versailler „Friedensvertrag".
Es war in Frankfurt am Main, an dem Tag, als die französische Armee den Maingau und die Stadt besetzte. Frankfurt war aufgestört wie ein Bienenstock vor dem Schwärmen.
Auf Plätzen und in den Höfen großer Gebäudegruppen lagerten die schwerbewaffneten Truppen. Viele davon waren Senegal-Neger und braune Marokkaner.
„Im Hofe der Hauptpost trat eine Kompanie an. Vor den Toren der Einfahrt sammelte sich eine Menge ... Die Menschenmauer verdickte sich und ließ die Wellen eines finsteren, kaum gebändigten Hasses in immer kürzeren Räumen gegen die Truppe branden. Der kommandierende Offizier klirrte unruhig hin und her. Die Soldaten schoben sich eng aneinander. Der Offizier befahl etwas. Die Soldaten rissen die Bajonette aus den Scheiden und pflanzten sie auf die Gewehre. Ich begann zu johlen, laut ‚O' zu rufen. Sofort wogte das Geschrei weiter. Der Offizier drehte sich zu uns um. Er war sehr bleich und hatte ein kleines schwarzes Bärtchen und dunkle Augen und versuchte mit ihnen zu funkeln. Das Gejohle schwoll an ..."
Massen umsäumten auch den Platz vor der Hauptwache gegenüber dem Schillerdenkmal. Unruhe und Grollen lagen über den dunkel wogenden Menschenmengen. An der Hauptwache war eine Straßenbahnhaltestelle, zu der immer wieder Leute eilten. Aber genau davor hatte sich ein sehr junger französischer Offizier aufgebaut. Er stand einige Schritte abseits von den Soldaten: größtenteils Neger und Marokkaner, die hinter ihren aufgebauten Maschinengewehren mitten auf dem Platz kauerten oder standen. Die Soldaten belästigten stän-

dig die vorübergehenden Mädchen und Frauen durch Zurufe oder Annäherungsversuche. Am schlimmsten jedoch trieb es der schlanke junge Offizier. Er schwang eine Reitgerte und wies alle Fußgänger vom Bürgersteig. Den Mädchen gegenüber benahm er sich äußerst aufdringlich.
Da kam ein braungebrannter, junger und kräftiger Mensch im blauen Anzug des Weges. Man sah seiner Haltung an, daß er einstmals Offizier gewesen war. Auch er wollte an dem französischen Leutnant vorbei, aber der hielt ihn an, und als der Braungebrannte nicht stehen blieb, schlug er mit der Reitpeitsche nach ihm.
Der Deutsche drehte sich um, entriß dem französischen Offizier die Reitgerte und schlug sie ihm quer übers Gesicht. Dann nahm er den jungen Franzosen an der Brust und bei den Hüften, hob ihn hoch und trug ihn drei Schritte weit an die Treppe zu den Aborten.
Bei der Aufschrift „Frauen" warf er ihn hinab. Mit einigen Sprüngen durchquerte er eine Gruppe französischer Offiziere, die überrascht den Weg freigaben. Die Marokkaner und Neger sprangen hoch und starrten ihm nach. Aber er war schon um eine Hausecke verschwunden.
Die Menge begann zu brodeln und zu schreien. Plötzlich drängte alles gegen die Franzosen vor. Da knallten die ersten Schüsse vom Roßmarkt her.
Ernst von Salomon — damals selbst nur ein Junge von sechzehn Jahren — rannte mit den anderen los, als die Neger zu schießen anfingen. Alles brüllte, schrie und tobte. Kugeln spritzten in die Mauern und schwirrten über die Köpfe. Durch einen Hausdurchgang erreichte Ernst von Salomon jedoch die nächste Querstraße. Verschnaufend bleibt er stehen und sah sich in dem Treppendurchgang um.
„Ich sah hoch und erkannte den jungen Menschen, der nun mit verschränkten Armen und sehr gelassen sich an das Treppengeländer lehnte. Draußen war Geschrei und Knallen.
Ich ging auf den jungen Menschen zu und sagte begeistert: ‚Das war zackig!'
‚Ach, reden Sie nicht', sagte er, ‚helfen Sie mir lieber! Wir müssen diese Stadt aufputschen!'
‚Natürlich helfe ich!' schrie ich und stellte mich, meinen Namen nennend, vor.
Der junge Mensch gab mir die Hand, verbeugte sich und sagte: ‚Kern.'"
Bald wußte Ernst von Salomon mehr von seinem neuen Freund.
Der entlassene Leutnant Kern war einer aus der Millionenarmee der Feldgrauen, die aus vier Jahren Hölle und Tod heimgekehrt war. Leute wie er waren nach dem Notabitur mit siebzehn zu den Soldaten gekommen, hatten im Blutsumpf des Schützengrabens, im Weltuntergangssturm des Trommelfeuers gelegen und sich im Nahkampf Mann gegen Mann als Kerle bewährt. Sie hatten Orden bekommen, waren Offiziere geworden und als Helden verehrt worden. Und nun war plötzlich alles aus: das Reich besiegt, die Armee zerschlagen, der Kaiser geflohen — sie selbst aber arbeitslose Herumtreiber ohne Beruf und ohne Zukunft.
Ernst von Salomon schrieb damals: „Noch waren die Grenzen der neuen Republik flüssig, doch wo begonnen wurde, sie sicher zu ziehen, da schrie das Land, und die neuen Linien waren wie Messerschnitte, die ihre blutigen Fur-

chen zogen. Ganze Provinzen fielen, wie Glieder, die ein Betrunkener abgeschnitten hatte. Kleine, versprengte Trupps fochten an den Grenzen ..."

Etwas anderes als kämpfen, fechten und Abenteuer erleben hatten junge Leute wie Leutnant Kern nicht gelernt. Und so traten viele von ihnen in die Freikorps ein, die Deutschlands Grenzen gegen die Polen in Oberschlesien oder gegen die Bolschewisten in Ostpreußen und im Baltikum verteidigten. Andere traten den Truppen bei, die innerhalb der Reichsgrenzen gegen kommunistische Aufstände, Mörderbanden und Plünderer in Thüringen oder im Ruhrgebiet kämpften. Und alle zusammen waren unzufrieden mit der republikanischen Regierung in Berlin. Zu Unrecht schoben sie ihr die Schuld an Zusammenbruch, Elend, Not und Verwirrung zu. Vor allem nahm man der Berliner Regierung übel, daß sie dem Versailler Friedensvertrag zugestimmt hatte.

So kam es immer wieder zu Putschversuchen, zu Aufständen und bewaffneten Zusammenstößen. Das Reich lag im Fieber.

Durch Leutnant Kern kam der kleine Kadett Ernst von Salomon in eine solche Gruppe von Freikorpskämpfern. Da die Franzosen nun das Rhein-Mainland und später sogar das Ruhrgebiet besetzt hatten, galt ihr Kampf der Besatzungstruppe.

Man sabotierte: die jungen Leute ließen Güterzüge entgleisen, die Kohle oder beschlagnahmte Güter aus Deutschland abtransportieren sollten; sie warfen Handgranaten auf französische Offiziere, ließen Sprengstoff hochgehen. Für viele war es eine Fortsetzung des Krieges.

Einer der Kameraden wurde von den Franzosen gefangen und in Mainz in einer Kaserne eingesperrt. Leutnant Kern plante wie ein Generalstabsoffizier die Befreiung. Mit Handgranaten sprengte man das eiserne Kasernentor auf, ein Stoßtrupp holte den Gefangenen heraus. Schon wartete ein Auto voller schwerbewaffneter Freischärler. In heulender Fahrt, schießend und Handgranaten werfend, ging es über die Rheinbrücke nach Osten.

Dieses Leben gefiel den jungen Abenteurern. Kern war der geborene Anführer. Aber weder Frankfurt noch andere Städte ließen sich aufputschen. Bei allem Zorn gegen Versailles und aller Wut auf die Besatzungstruppen hatten die meisten Menschen genug andere Sorgen. Sie waren des Krieges müde, litten Not, wollten endlich Frieden.

Da ging Leutnant Kern mit seiner kleinen Schar zu den Freikorps. Die Wege Ernst von Salomons und die seinen trennten sich.

Erst etwa zwei Jahre später hörte Ernst von Salomon wieder von Leutnant Kern und seinen engsten Kameraden.

Bewegte Zeiten waren vergangen: in Berlin hatten Arbeiter einen Militärputsch durch Generalstreik erledigt, die kommunistische Aufruhrbewegung im Ruhrgebiet war niedergeworfen, die Franzosen hatten nun auch das Ruhrgebiet besetzt. Nationale Widerstandskämpfer wurden erschossen, Minister — wie Erzberger — von sogenannten „Fememördern" ermordet. Das Geld entwertete sich immer mehr. Man sprach von Inflation. Für eine Semmel bezahlte man Millionen, für eine Straßenbahnfahrt mehrere Milliarden Mark. Alles schien in Auflösung zu sein.

Da geisterte ein zarter Hoffnungsschimmer durch die deutschen Zeitungen. Der deutsche Außenminister Walter Rathenau hatte bei einer Konferenz in Rapallo einen Freundschafts- und Wirtschaftsvertrag mit Sowjetrußland geschlossen. Zum erstenmal war die Front der Feinde gespalten, und Deutschland hatte wenigstens im Osten wirklichen Frieden.
Aber Ernst von Salomons Kameraden von den Freikorps waren anderer Meinung. „Dieser Rathenau hat uns verkauft", sagten sie. „Er ist ein Erfüllungspolitiker, ein Jude noch dazu. Leute wie er haben den Kaiser gestürzt und die Revolution gemacht..."
„Das ist doch Unsinn!" erwiderte Ernst von Salomon. „Der Krieg war verloren, der Kaiser hat die Armee freiwillig verlassen. Rathenau ist es gelungen, den ersten Schritt zu tun, damit Deutschland wieder in die Völkerfamilie zurückkehrt..."
„Ein Verräter ist er!"
Die Hetze der radikalen Politiker trug Früchte. Die Saat des Hasses und der Rache von Versailles ging auf.
Am 24. Juni 1922 hielt Ernst von Salomon das Extrablatt in Händen, das die Ermordung Rathenaus meldete. Eine Gruppe junger Leute mit Maschinenpistolen und Handgranaten hatte in einem Auto dem deutschen Außenminister aufgelauert und ihn getötet.
„Warum nur?" fragte sich jeder vernünftige Deutsche. „Kann man gute Politik mit Pistolen und Handgranaten machen? Ist Mord ein Mittel, um zu überzeugen? Kann aus Gewalt etwas Gutes kommen?"
Ernst von Salomon wußte, daß dieser politische Mord das Werk seines alten Anführers und Freundes Leutnant Kern gewesen war. Es dauerte nicht lange, dann spürte die Polizei die Freischärler in einer Burg an der Saale auf. Im Feuergefecht fanden sie den Tod.
Alle Gefährten und Mitstreiter Kerns aber — darunter auch Ernst von Salomon — wurden verhaftet, abgeurteilt und für lange hinter Zuchthausmauern gesperrt.
Doch der Kampf der Radikalen mit Revolver, Schlagring und Hetze ging unablässig weiter. Zu Tausenden wühlten die Ratten an den Grundfesten der Republik.

1925 | Silberstreif am Horizont

In diesen Jahren jagt eine Konferenz die andere. Aber jede legt das Netz der Reparationen und des Hasses nur noch enger um die deutsche Republik.
Am Lago Maggiore strahlt noch Sommersonne. Blau spiegelt sich der südliche Himmel im See. Die bunten Häuschen stehen friedlich zwischen Zypressen und Olivenhainen.

Von Minucio her, einem Vorort Locarnos, nähert sich die Wagenkolonne der deutschen Abordnung, die dort draußen im Hotel *Esplanade* untergebracht ist. Als die schweren Mercedeswagen auf den malerischen Marktplatz einbiegen, säumen Bauern, Fischer und Bürger mit ihren Frauen und Kindern die Straße. Schüchterne Beifallsrufe flattern auf, Blumen werden geworfen.

Schon parken die Citroën-Limousinen der Franzosen und die Rolls-Royces der Engländer. Ein schwarzer Ford biegt auf den Platz ein. Es ist der Wagen des belgischen Außenministers Vandervelde. Minister Stresemann und Reichskanzler Luther, gefolgt von ihren Staatssekretären und Dolmetschern, steigen aus den Mercedeswagen und schreiten die Rathaustreppe hinauf.

Der Saal ist schmucklos und schlicht. Durch die hohen offenen Fenster fallen breite Lichtbänder und treffen auf den viereckigen Tisch in der Mitte des Raumes. Er bietet kaum Platz für alle Abordnungen. Die Dolmetscher müssen sich im Hintergrund auf Hockern niederlassen.

„Links neben der deutschen Delegation sitzen die Italiener. Die Engländer nehmen unter Führung von Austen Chamberlain die an der linken Breitseite freien Stühle ein. Den Deutschen gegenüber sitzen die Franzosen Briand, Berthelot und Fromageot. An der rechten Seite des Tisches haben die Belgier Platz genommen ... Rührend in seiner Einfachheit, aber vielleicht deshalb um so überzeugender, wirkt inmitten dieser Versammlung der Großen Europas auch der Bürgermeister des kleinen Städtchens. Er begrüßt in wohlgesetzten Worten auf Französisch die Verhandlungsteilnehmer. Dann zieht er sich unter vielem Händeschütteln und Lächeln, mit sichtlichem Stolz über seine Teilnahme an dem historischen Augenblick zurück ..." So beschreibt später einer der anwesenden Dolmetscher den Beginn der Konferenz.

Tag für Tag trifft man sich an dem viereckigen Tisch.

Stiernackig und kahlköpfig sitzt dort Gustav Stresemann, der deutsche Außenminister. Er raucht seine Zigarre und macht Notizen. Manchmal lächelt er aus seinen kleinen, unter schmalen Lidern verborgenen Augen zu dem löwenmähnigen grauen Aristide Briand hinüber. Der scheint immer wohlgelaunt, beweglich und überlegen. Oft streichelt er schmunzelnd seinen Schnauzbart.

Man hat über schwierige Fragen zu befinden. Es ist ein wahres Glück, daß Briand eine so freundliche Form des Gesprächs findet und häufig an den widerspruchsvollsten Punkten vorbeilenkt. Unter anderem geht es um den geplanten Eintritt Deutschlands in den Völkerbund von Genf, um die deutschen Beziehungen zum Osten und immer wieder um die endlosen Reparationszahlungen.

Eines Tages erscheint bei der Verhandlung auch der neue italienische Diktator Benito Mussolini. Er hält eine kurze Ansprache und verschwindet dann samt Leibgarde mit heulenden Autosirenen.

Die Tage sind klar wie der Wein des Tessin. Mild weht die Luft von Süden und trägt den Duft der Gärten über die Berge: eine unwiderstehliche Einladung der Natur. Die Außenminister verabreden sich mit ihren engsten Mitarbeitern zu einer Bootsfahrt auf dem kleinen Motorschiff *Orangenblüte*. Während es über den blauen See fährt, gehen die Unterredungen weiter.

Sei es nun die Gelöstheit der Stunde oder die Atmosphäre des Friedens, die über den Bergen, den zauberhaften Gartenterrassen und den bunten Dörfern der Uferlandschaft liegt — jedenfalls kommt auf dieser Seerundfahrt der Ausgleich zustande. Man wird einfach künftig nicht mehr über die Frage sprechen, wer am Weltkriege schuld war. Auch in anderen Fragen berücksichtigen die Franzosen zum erstenmal den deutschen Standpunkt. Gustav Stresemann ist hoch erfreut. Immer wieder trinkt er Aristide Briand zu und schüttelt ihm die Hände.

„Er bringt zum Ausdruck, daß nach Abschluß des Locarno-Vertrages die Besetzung des Rheinlandes durch französische Truppen völlig überflüssig sei. Fortan soll die Westgrenze eine Friedensgrenze sein — keine Macht braucht vor der anderen weiter Furcht zu haben.

Noch eine ganze Reihe anderer deutscher Forderungen und Wünsche werden auf der Fahrt erörtert. Es handelt sich um die Räumung der Kölner Zone, um Erleichterung der Besatzungsherrschaft, um das Saargebiet. Auch die Wiederzulassung Deutschlands zur Zivil-Luftfahrt wird vorsichtig zur Sprache gebracht ..."

Der Franzose Briand blickt Stresemann ein wenig spöttisch an. Er meint, das sei eine sehr kühne Wunschliste. Aber er zeigt sich nicht ablehnend. Stresemann begreift, daß Briand, genau wie er selber, am liebsten eine deutsch-französische Freundschaft wachsen sähe und daß Briand ebenso Europäer wie Franzose ist. Sie verstehen sich prächtig.

Am 16. Oktober 1925 wird in dem kleinen Rathaus zu Locarno das Abkommen unterzeichnet. Es enthält eine gegenseitige Garantie der Grenzen zwischen Frankreich, Deutschland und Belgien. England und Italien unterschreiben ebenfalls. Ferner verpflichten sich alle anwesenden europäischen Mächte, niemals wieder Krieg gegeneinander zu führen.

Das ist endlich der Friede im Westen, der Geburtstag eines Europas, das gemeinsam zu leben bereit ist.

Schon am Abend vorher ist in Locarno bekannt geworden, daß sich die Mächte geeinigt hätten. Die Freude der Schweizer Bevölkerung übersteigt alle Grenzen. So erleben die Staatsmänner am Beispiel eines kleinen Schweizer Ortes, wie die Völker ganz Europas aufatmen, als sich die Politiker endlich einigen. Als die Abordnungen zur feierlichen Schlußsitzung fahren, finden sie Locarno im Festtrubel. Girlanden schlingen sich um die Häuser, Fahnen wehen und Transparente verkünden in allen Sprachen der Schweiz: Friede — pace — paix.

Der Dolmetscher berichtet: „Gegen Abend schon war die Stadt auf eine primitive, aber eben darum überzeugende Weise beleuchtet worden. Jetzt erscheint auf den Hotels aus elektrischen Glühbirnen gebildet das Wort ‚Pace' — Friede. Selbst in den kleinsten Häusern sind zur Feier dieses Tages ein paar Kerzen entzündet, die das Gefühl der Bewohner in rührender Weise zum Ausdruck bringen ..."

In der Sitzung zeigt sogar der steife Engländer Chamberlain Spuren von Ergriffenheit. Er putzt verdächtig lange sein Monokel. In seiner Rede sagt er: „Es gibt fortan weder Sieger noch Besiegte ..."

Aristide Briand aber ist ehrlich glücklich. Er erklärt:
„Mit Locarno muß ein neuer Abschnitt der Geschichte anfangen, sonst wäre alles nur eine leere Geste gewesen . . ."
Dann ergreift Stresemann das Wort:
„Wir glauben, daß nur auf dem Wege friedlichen Nebeneinanderlebens der Völker jene Entwicklung gesichert werden kann, die für keinen Erdteil so wichtig ist wie für Europa . . ."
Draußen vor den Fenstern beginnen die Glocken von Madonna del Sasso zu läuten und vom See steigen die Raketen eines Feuerwerks zum Himmel. Mit froher Beharrlichkeit fordert die Menschenmenge, die Abordnungen sollten sich zeigen. Die Minister treten an die Fenster.
Sie sehen den Platz bis in die Seitenstraßen hinein gefüllt. Welle um Welle brandet ihnen der Jubel entgegen.
„Als die deutsche Abordnung mit Stresemann und Luther die Stufen der kleinen Freitreppe hinabsteigt, braust der Beifall der Menge erneut auf. Dann wird es plötzlich ganz still. Alle Männer nehmen den Hut ab und bilden ein schweigendes, ergreifendes Spalier, durch das die Deutschen tief bewegt zu ihren Wagen gehen, um ins *Esplanade* zurückzufahren . . ."
Der Telegraf verkündet die Botschaft von Locarno noch in derselben Nacht aller Welt. Die Zeitungen aller Hauptstädte bringen Extrablätter. Die Völker des zerrissenen, leidgeschüttelten Europa beginnen an Frieden und bessere Zukunft zu glauben.

1932 | Der Führer spricht

Endkampf — heißes Ringen um die Macht im Staat.
Die Kommunistische Partei verkündet auf ihren Plakaten: Sechs Millionen sind wir! Aber die Nationalsozialisten haben bei der letzten Wahl über elf Millionen Stimmen erhalten. Sie fassen alle Klagen der Zeit zusammen, wenn ihre Zeitung, der *Völkische Beobachter*, schreibt:

> NOTVERORDNUNGEN — NEUE STEUERN — LOHNABBAU — HUNGER — ELEND — ARBEITSLOSIGKEIT, WER DAS WILL, DER WÄHLT DAS SYSTEM DER REPUBLIK!
> WER DAS NICHT MEHR WILL UND WILL, DASS ALLES ANDERS WIRD, DER WÄHLT A D O L F H I T L E R !

Es gibt beinah sieben Millionen Arbeitslose unter den Arbeitern. Die Bauern zittern vor Pfändung und Hofzertrümmerung. Die Kommunisten verkünden schon triumphierend die baldige Rote Revolution.
Viele blicken in ihrer Verzweiflung auf diesen Hitler, dessen braune Marschkolonnen Sonntag für Sonntag durch Prügeleien, Aufmärsche und kühne Versprechungen von sich reden machen. Vielleicht ist Hitler der Retter?
Auch Locarno hat Deutschlands Leidenszeit nicht beendet. Briand ist bald gestürzt worden, Stresemann starb allzu früh. Wieder gewannen Rachegefühle und erbarmungslose Rufe nach Reparationszahlungen bei den Westmächten die

Oberhand. Die Volksaufwiegeler vom Schlag eines Hitler haben es angesichts der steigenden Not leicht, die Massen auf ihre Seite zu ziehen. Was will dieser Hitler eigentlich?
Niemand weiß das so genau. Aber viele glauben, daß alles anders und vor allem besser wird, wenn er endlich an die Macht kommt.
„Also woaßt, Onkel", sagt der Leitner Bartl zum Bäcker Hierangl, „jetzt wird's Zeit, daß du dir amal unsan Führer anschaugst, wenn er im Zirkus Krone red! I hab extra zwoa Ehrenkarten für di und die Tant' Wally bsorgt. Eigens ins Braune Haus in der Brienner Straß bin i ganga."
Anstatt der völlig unpolitischen Tante Wally geht schließlich der Freund vom Onkel Hierangl, der Spengler Hurth, mit zur Versammlung. So etwas haben die friedlichen Münchner Bürger noch nicht erlebt.
Das riesige Rund des Zirkusbaus ist bis zum letzten Platz gefüllt. Man muß fürchten, daß die Tribünen zusammenkrachen. SA und SS mit den Sturmriemen unter dem Kinn weisen die noch immer hereindrängenden Menschen in die Reihen ein. Dazu dröhnt ununterbrochen Marschmusik. Von der Kuppel strahlen die Scheinwerfer. Rote Fahnen mit weißen Scheiben und dem schwarzen Hakenkreuz hängen aus dem Gestänge.
Bartl, der ein Braunhemd trägt, grüßt zackig mit erhobenem Arm und wiederholt immer wieder: „Heil Hitler!"
Als ein unrasierter Lucki, der inmitten einer verlotterten Gruppe Giesinger Arbeitsloser steht, darauf antwortet: „Hitler kann man net heilen", entsteht sofort eine Schlägerei. Die SS-Leute haben alle Stahlruten in den schwarzen Stiefelschäften. Sie werfen den Mann hinaus.
Hurth und Hierangl haben ihre Plätze ganz vorne. An der Manege ist ein rotverkleidetes Rednerpult aufgebaut und von Lorbeerstöcken flankiert. In den Bänken sitzen bereits enggedrängt die Leute. Viele haben das Parteiabzeichen anstecken; die meisten sind Münchner, und daher finden Hierangl und Hurth rasch Kontakt. Ringsum toben Lärm, Musik und das brandungsartige Murren der fünftausend Leute, die den Zirkus füllen. Vielleicht muß die Rede sogar mit Lautsprechern auf den Marsplatz hinaus übertragen werden, weil Tausende keinen Einlaß mehr finden.
„Sie glaubn gar net", sagt ein Fräulein neben Hierangl, „wie groß unsa Führer ist! So einen Menschen gibt's nur einmal!"
„Ja wiaso nacha dös?" fragt der Hierangl erstaunt.
„Lassens S' Eahna erzähln! Da war i neuli in da Prinzregentstraßn, da wo da Führer privat wohnt. Plötzli kimmt er daher in sein großen, schwarzn Mercedes und steigt aus. D' Leut laufn zsamm und umringa eahm. Dabei renna s' a alts Weiberl um, de grad a Netz mit Kartoffe tragt. Und, was moana S', daß da Führer tuat?
„Hat a s' aufghobn?" meint der Hierangl, der nun gespannt zuhorcht. Das Fräulein rückt ein wenig zur Seite und ein Herr mit dem Parteiabzeichen macht vorwurfsvolle, erstaunte Augen.
„Gehnga S' zua", sagt die Erzählerin. „So a großa Mo und wen aufhebn! Na — mit da Reitpeitschn hat er gwunka, daß d' Leut a bißl Platz gmacht habn.

Dann hat er de Alte ogschaut und hat einfach gelächelt. Mir san vor Rührung glei de Träne kemma!"
Aber da geht es schon mit der Versammlung los. Die Riesenlautsprecher setzen aus, daß es jäh still wird und eine Kommandostimme schnarrt:
„Achtung! Achtung!"
Die Kapelle auf der Zirkus-Empore setzt mit einem neuen Marsch ein. Die Musiker sind ganz in Braun gekleidet. Der neue Marsch kommt nun aus allen Lautsprechern und schmettert alles tot. Durch die Einzugspforte des Zirkus' marschieren kraftvolle SA-Leute in Reih und Glied. Kommandos ertönen, ein Standartenführer schreitet allein daher. Dann naht ein dichter Wald von Standarten, Fahnen, Bannern mit vergoldeten Adlern in Eichenlaubkränzen, mit dem Hakenkreuz. Ganz allein, inmitten eines freien Raumes, trägt ein riesiger SS-Mann die sogenannte Blutfahne, die beim 9. November 1923 dabeigewesen ist.
Ein Brausen hebt an, schrilles, immer mehr anschwellendes Schreien steigt zur Kuppel.
Die Fahnen bilden eine dichte Reihe in der Arena, die Standarten gruppieren sich zu beiden Seiten des Rednerpults. Kaum ist der Aufmarsch der Banner beendet, schnarrt die Kommandostimme von neuem:
„Achtung! *Der Führer!*"
Es ist wie ein seelisches Wechselbad. Alles ist genau auf Wirkung berechnet, und alles knallt. Selbst der schwerfällige alte Hierangl fühlt sich wie aus seinem Alltagsgewand gerissen und spürt so etwas wie eine Gänsehaut.
Die Musik bricht jäh ab — die Pause dehnt sich gerade so lange, daß jedermann erschreckt den Atem anhält. Dann bricht es mit erhöhter Lautstärke los.
Es ist der berühmte Badenweiler Marsch, unter dessen Klängen der Gefreite des Weltkrieges gekämpft hat und den er besonders liebt. Seit Hitler Politiker geworden ist, wird der „Badenweiler" nur noch als „Führer-Einzugsmarsch" gespielt.
Zuerst fangen die Menschen hinten am Eingang an zu schreien. Dann greift es um sich wie ein Waldbrand. Schreie, gellende Rufe, wahnsinnige Ausbrüche schlagen wie Gischt aus der rasenden Masse empor. Der Hierangl glaubt, der Jüngste Tag sei gekommen. Er sieht ganz benommen auf seine Nachbarin. Ist das noch das nette, kleine Fräulein?
Sie ist auf die Bank gesprungen und reckt den Arm hinaus. Starr treten ihr die Augen aus den Höhlen, die Gesichtszüge sind verzerrt, der Mund ist weit aufgerissen, und unablässig keucht sie: „Heil! Heil! Heil!" Dabei rinnen ihr die Tränen über die Wangen.
Der feine Herr mit dem Parteiabzeichen ist ebenfalls auf die Bank gesprungen Er trampelt wie ein Verrückter und bellt mit überschlagender Stimme: „Heil! Führer Heil!"
Aber am meisten wirft es den Hierangl um, als er sieht, daß sein alter Tarockbruder und Hitlergegner Hurth ebenfalls auf der Bank steht und sein „Heil" plärrt. Ja, da hat der Hierangl immer gemeint, der Hurth sei ein Schwarzer oder Roter — und jetzt das?

Er zupft den Freund vorsichtig am Ärmel, und es dauert eine Weile, bis der alte Hurth ihn bemerkt. Da geht es wie Erwachen über dessen Züge. Er steigt verlegen von der Bank und grinst.

„I woaß net", sagt er entschuldigend, „auf oamol hat's mi packt! Wia de andern alle so gschrian habn, hab ich halt aa geschrian."

Der „Führer" schreitet unterdessen durch die breite Gasse, die ihm SA und SS freihalten. Die Banner senken sich vor ihm, die Standarten salutieren. Ganz nahe kommt er an Hierangl und Hurth vorbei.

Er trägt eine braune Hose und ein braunes Hemd mit dem EK I und dem Parteiabzeichen, aber keine Kopfbedeckung. Ein kaltes, blaues Augenpaar richtet sich für einen Bruchteil auf Hierangl. In die etwas zurückfliehende Stirn über dem rotbackigen, undurchsichtigen Gesicht hängt ein störrischer Haarwisch. Aber der „Führer" feuert ihn immer wieder mit herrischer Kopfbewegung zurück, dazu grüßt er mit abgewinkeltem Arm — nur „Heil Hitler" sagt er nicht.

Mit seinem Bürstenbärtchen auf der Oberlippe schaut er wie ein österreichischer Oberkellner aus, denkt Hierangl.

Aber er hat auch etwas anderes an sich, etwas, das verwirrt und verzaubert. Das spürt Hierangl sogleich, als Hitler ans Rednerpult tritt und mit kehliger, fortreißender Stimme zu sprechen beginnt.

Das bricht auf wie Vulkanfeuer unter dünner Asche. Hitler versteht es, mit tiefen, vertrauenerweckenden Tönen und in normaler Stimmstärke zu beginnen. Dann aber reißt plötzlich eine elementare Kraft alles fort. Metallen klingt die Stimme auf, wird heiser, eindringlich, laut und wie aus tiefstem Herzensgrund. Die Massen rasen, der Zirkus bebt in den Grundfesten.

Hierangl und Hurth hören nur diese Stimme, nur die einzelnen Sätze. Sie begreifen keine Zusammenhänge. Es entgeht ihnen völlig, daß Hitler einmal von seiner Friedensliebe und gleich darauf von seinen finsteren Rachepläne spricht, daß er zuerst dem Arbeiter mehr Lohn und bessere Bedingungen und dann dem Unternehmer Gewinn verspricht, daß er die Bauern mit der Erhöhung der Lebensmittelpreise lockt und den Verbrauchern billige Grundnahrungsmittel verheißt, daß er von Recht und Gerechtigkeit redet und im gleichen Atem mit Gewalt, Waffen und Härte droht.

Alle verfallen nur der Stimme, dem Feuersturm der allgemeinen Leidenschaft.

Und als die Versammlung nach Stunden unter Tosen, Musik, Fahnenauszug, Heilgeschrei und infernalischem Lärm zu Ende ist, weiß im Grunde keiner mehr genau, *was* der Führer gesagt hat. Aber alle wissen, daß es ein Erlebnis war und daß dieser Mann Deutschland retten kann.

„Aba no amoi geh i nimmer hi!" sagt der Bäcker zu seinem Neffen. „Da woaßt ja am Schluß nimma, ob d' a Manndl oda a Weibe bist!"

„D' Hauptsach is, Onkel", erwidert lachend der Bartl, „wennst bei da nächstn Wahl an Hitla wählst!"

„Da kann i durchaus no gar nix verspretcha", sagt der Hierangl.

1943 | Die Bombennacht



Das Feldtelephon in der Flak-Stellung schrillt. Der Chef hebt ab und hört zu. Dann blickt er auf die Wehrmachtsuhr, deren Leuchtzifferblatt 22 Uhr 35 zeigt. Er legt den Hörer auf den Apparat zurück und wendet sich an den Leutnant.
„Starke Einflüge über dem Kanal. Alarmstufe I. Der Flugmeldedienst spricht diesmal von ‚Bomberströmen', die sich in Richtung Rheinland bewegen. Gleich wird es tuten ..."
Wortlos nehmen beide Offiziere die Stahlhelme von den Haken der Barackenwand und treten hinaus in die Nacht.
Fünf Minuten, nachdem die Sirenen über dem nächtlichen Düsseldorf aufgeheult haben, beginnt es am westlichen Horizont zu summen. Noch läuft der Großalarm wie ein Echo den Rhein hinauf und hinab. Die Lichter der Bahn sind die einzigen Fünkchen in der Finsternis. Alle Fenster sind verdunkelt. Noch sind viele Menschen auf den Straßen. Bei Mannesmann und Henckel wechselt eben die Nachtschicht. Als die Sirenen aufheulen, blicken viele Frauen und Männer ärgerlich zum Himmel und beschleunigen die Schritte.
Jetzt ist der Schrei der Sirenen verklungen. Stille liegt über der Stadt. Auf dem Flachdach des Hochhauses am Rheinhafen kontrolliert der Chef der leichten Flakbatterie seine Fernsprechverbindungen und meldet der Abteilung „Feuerbereitschaft".
Kein Mensch ist nun in der Tiefe der Straßenschluchten zu sehen. Die große Hängebrücke ist leergefegt. Nun reißen wohl in den Häuserblocks und Mietskasernen die Mütter die schlaftrunkenen Kinder aus den Betten. Die schlafenden Babys auf den Armen, begleitet von Greisen, die das Luftschutzgepäck schleppen, eilen die Frauen in die notdürftig abgestützten Keller oder in die wenigen Betonbunker. Wer von all diesen Menschen kann sagen, ob er in einer Stunde noch leben wird, ob er noch Besitz, Haus, Dach und Kleidung hat?
Das Gebrumm der Motoren ist stärker geworden, wird allmählich zu einem Brausen.

Schon zuckt es feurig rings um die Stadt. Die schwere Flak beginnt zu schießen. Die Lichtarme der Scheinwerfer tasten lautlos den Nachthimmel ab. Nun haben sie erst einen, dann zwei, vier sechs — überall, wohin sie greifen, viermotorige Bomber erfaßt. Der Lärm der zahllosen Motoren ist so stark, daß er den Abschußknall einer ganz nahe stehenden Batterie beinah verschluckt.
Acht weiße „Christbäume" — Leuchtraketentrauben — fallen fast gleichzeitig vom Himmel. Sie bilden ein großes Viereck rings um den Stadtkern von Düsseldorf. „Prost Mahlzeit!" sagt ein Fähnrich mit etwas verkrampfter Stimme. „Das gilt uns. Helm ab zum Gebet!"
Kaum ist das Wort verklungen, schwebt ein „roter Christbaum" lautlos vom Himmel und flammt senkrecht über dem Hochhaus auf. Zuerst sieht er aus wie eine große, rote Leuchtkugel, die sich langsam auseinanderfaltet und einen feurigen Regen ausstrahlt, um schließlich wie eine riesige, purpurne Traube für eine Weile am Himmel zu stehen.
Das Angriffsziel ist abgesteckt, der blühenden Großstadt und unzähligen Menschen das Todesurteil gesprochen. Gleich werden die fliegenden Festungen mit der Hinrichtung beginnen.
Der Chef schaut nochmals über die Stadt hin, wo jetzt Tausende zittern und betend in den Kellern sitzen, die vielleicht innerhalb der nächsten dreißig Minuten zerfetzte Leichen sein werden. Neben dem roten Markierungszeichen erscheint jetzt ein grünes: das Signal zum Angriffsbeginn.
Der Unteroffizier im Richtsitz des Geschützes schnauft auf.
„Gott sei Dank, daß es hier losgeht und nicht drüben in Oberhausen. Dort wohnt nämlich meine Mutter."
Noch hat sich der grüne „Christbaum" nicht ganz entfaltet, zittert der Himmel und die Erde bebt. Die Bomben fallen rudelweise. Die Stadt am Rhein stirbt. Die Soldaten sind die Zeugen ihres Untergangs. Wie lächerlich klein mag dagegen Kaiser Neros Erlebnis gewesen sein. Denn das, was die Menschen des 20. Jahrhunderts sehen, hat er nie geschaut, als Rom brannte.
Fünfhundert Meter nördlich des Hochhauses liegt die Gitterkonstruktion einer Eisenbahnbrücke über den Rhein. Plötzlich wachsen in atemberaubender Folge rechts, links, mitten im Strombett kirchturmhohe Feuersäulen um die Brücke. Dann erst schlägt der Donner der Detonationen ans Ohr der Soldaten.
„Die Brücke!" schreit der Fähnrich auf. Aber der Chef, an den er sich wendet, ist von einem noch furchtbareren Anblick gebannt.
Die dunklen Schatten der Kirchtürme heben sich aus dem Häusermeer der Stadt wie beschwörende Arme — und nun, in einem einzigen, nicht mehr abreißenden Höllenlärm von Einschlägen, wachsen riesenhafte Wolken und Springfontänen von Flammen aus den Straßenzügen. Halbe Hausdächer wirbeln Hunderte von Metern weit durch die Luft. Ein Regen von Funken sprüht auf. Sechs- und siebenstöckige Häuser krachen zusammen, als hätte sie eine urweltliche Faust zusammengedrückt oder weggewischt.
Die Luft ist erfüllt vom Orgeln der vorüberziehenden Bomberströme und dem wahnwitzigen Lärm der Detonationen. Manchmal vernimmt man das Brodeln der irrsinnig feuernden Flak-Batterien, das helle Zirpen der Splitter. Nur die

kleinen Zwei-Zentimeter-Geschütze reichen nicht in die Höhe der Bomber. Sie stehen da und warten. Rings um das Hochhaus, das wie ein Rohr im Explosionsdruck der Luftminen schwankt, schlägt es ein, so daß der Boden unaufhörlich rollt. Der Luftzug drückt die Soldaten an die Mauern, reißt den Atem vom Mund weg. So weit man sehen kann steht alles in Flammen. Allmählich verdecken dunkle Rauchwolken die Sicht. Das freistehende Hochhaus ist jetzt wie angestrahlt. Denn wie Fackeln liegen ringsumher Hunderte von Brandbomben, die in hellem Magnesiumlicht abbrennen.

Aus der qualmenden Dachluke des gegenüberliegenden Wohnhauses erscheint, nur für einen grellen Augenblick, ein BDM-Mädchen mit Luftschutzhelm und schleudert eine Stabbrandbombe auf die Straße. Auch die Soldaten haben mit Brandbomben zu kämpfen.

In der Rauchschicht, die sich, von aufzuckenden Blitzen erhellt, dicht um die Hochhausflak gelegt hat, lohen Lichter wie feurige Finger. Es sind die brennenden Turmspitzen der Stadt. Die hohen Lagerhäuser am Hafen stehen in Flammen. Das Feuer prasselt aus allen Stockwerken zugleich. Einmal, als der Offizier eben geduckt einen Rundgang um das Flachdach macht, saust keine hundert Meter entfernt eine Phosphorbombe ins Dach eines Hauses. Gespenstisch breitet sich der bläuliche Feuerschein aus.

Wie soll das Luftschutzmädchen mit Sandschaufel und Feuerpatsche dieser Gefahr Herr werden? Ein Brandkanister trifft dasselbe Haus, und eine Feuersäule, hoch wie ein Dorfkirchturm, erhebt sich. Daraus wächst eine glühende Woge, breit und dicht wie ein mehrstöckiges Gebäude. Die Feuerflut ergießt sich langsam über alle Stockwerke.

Wieder und wieder erzittert das Hochhaus in seinen Festen. Man spürt, wie die Mauern ächzen und reißen. Wie lange wird der Bau verschont bleiben? Die Soldaten, die bei der geringen Reichweite ihrer Geschütze nicht schießen können und ohnmächtig zusehen müssen, zählen die Treffer mit. Ein Bauernjunge betet halblaut vor sich hin.

Immer wieder springt der Tod auf sie zu. Achthundert Meter vor ihnen wächst aus dem allgemeinen Tosen ein Rauchpilz, einen Atemzug später fünfhundert Meter entfernt ein zweiter, eine Sekunde danach steht der dritte zweihundert Meter vor dem Haus: turmhoch, alles zerfetzend, von Funken überregnet.

Alle wissen: in der Verlängerung des Reihenwurfes liegen sie. Aber die vierte Bombe kracht hundert Meter hinter dem Hochhaus in einen Block: Volltreffer bis zum Keller, vierzig bis fünfzig Tote.

Schreckliche Szenen spielen sich dort unten ab. Im Magnesiumlicht der Brandbomben sieht man aus einem Haus, in dessen Keller glühender Phosphor eingedrungen ist, Frauen herausstürzen. Sie rennen geduckt, wie man bei Hagelwetter läuft. Kinder hängen an den Kleidern der Erwachsenen. Lautlos — denn es dringen keine menschlichen Laute mehr durch — rennen sie um ihr Leben. Da: mitten zwischen den kleinen Gestalten tagheller Feuerschein! Ein springender Irrwisch, der auf dem Pflaster zerstäubt und zerplatzt — eine Sprengbombe. Es ist vermutlich nur eine kleine, von der aus dieser Höhe fast harmlos erscheinenden Sorte.

Der Pilot dort oben, irgendein Mister Smith, der seine Pflicht tut wie jeder Soldat dieses grausamen Krieges, hat eben auf den Hebel gedrückt. Sicherlich hat auch er Frau und Kinder zu Hause. Wahrscheinlich verurteilt er sogar diesen Krieg. Aber in diesem Augenblick ist er nur ein Stück der teuflischen Maschine, die „totaler Krieg" heißt.
Als sich die Blendung und die Staubwolke des Einschlages verziehen, ist das Pflaster freigefegt. Hoch im Dunkel des Himmels ziehen brennende Maschinen ihre Spur. Wie ein flammender Meteor stürzt ein Bomber mit unheimlichem, sogar in diesem Höllenkonzert hörbarem Sausen auf die Soldaten zu. Aber er verschwindet dann im dichten Rauch, aus dem ein alles übertäubender Schlag dröhnt. Die Sprengwolke strebt wie ein schlanker Stamm zum Himmel. Dann breitet sie sich wie ein Pilz aus. Einige Engländer sind in den Abgrund gefahren.
Die Minuten schleichen dahin. Der Fähnrich sieht wieder auf die Armbanduhr. Sind wirklich erst dreißig Minuten vergangen? Ein Großangriff pflegt zweieinhalb Stunden zu dauern. Wer soll das aushalten?
Jede Sekunde bedeutet Tod und Vernichtung für Hunderte.

1943 | Die „Weiße Rose"

Nach der Melodie eines damals vielgesungenen Schlagers intonieren die Lausbuben: „Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei! Zuerst geht der Hitler und dann die Partei!"
Die Erwachsenen, die solche lästerlichen Lieder hören, grinsen sich verständnisvoll zu. Im übrigen tun sie, als hätten sie weder etwas gehört noch verstanden. Keiner weiß, ob die Geheimpolizei nicht friedlich verkleidet mitten unter ihnen steht. Sogar ein älterer Herr mit dem Hoheitsadler der Partei auf dem Rockaufschlag brummt nur: „Halts euer Mäu, ös Saubuam! Sonst kommts nach Dachau!"
An die Wand der Münchner Pinakothek hat jemand einen Sowjetstern gepinselt, und an der Fassade des neuen „Gesamtministeriums" in der Ludwigstraße steht: „Nieder mit Hitler!" Einige „Ostarbeiterinnen" mit bunten Kopftüchern mühen sich ab, die Inschrift zu entfernen.
So ist die Stimmung in München 1943.
Der 18. Februar, ein klarer, schon vorfrühlingshafter Donnerstag, dämmert über der Stadt. Die vergangene Nacht haben Hans und Sophie Scholl zusammen mit ihrem Freund Christel Probst in einem kleinen Atelier verbracht, um Flugblätter zu drucken.
Sophie hat noch ein wenig geschlafen und ist mit einem Schrei aufgewacht. Sie hatte geträumt, die GESTAPO sei in ihre Geheimwerkstatt eingedrungen und habe sie und den geliebten Bruder verhaftet.

Hans, der große, schon so selbstsichere junge Mann, sitzt auf einem Stuhl und liest nochmals das Flugblatt, das sie in der letzten Nacht vervielfältigt haben. Es ist an die Studentenschaft gerichtet.
STUDENTEN und STUDENTINNEN!
Erschüttert steht das deutsche Volk vor dem Untergang der Männer von Stalingrad. 330 000 deutsche Männer hat die „geniale Kriegskunst" des Weltkriegsgefreiten sinn- und verantwortungslos in Tod und Verderben gehetzt!
FÜHRER WIR DANKEN DIR!
Es gärt im deutschen Volke. Wollen wir weiterhin einem Dilettanten das Schicksal unserer Armeen anvertrauen? Wollen wir den niederen Machtinstinkten einer Parteiclique den Rest der deutschen Jugend opfern? Nimmermehr! Der Tag der Abrechnung ist gekommen, der Abrechnung der deutschen Jugend mit der verabscheuungswürdigsten Tyrannis, die unser Volk je erduldet hat.
Im Namen der deutschen Jugend fordern wir vom Staate Adolf Hitlers die persönliche Freiheit, das kostbarste Gut der Deutschen, zurück, um die er uns in erbärmlichster Weise betrogen hat!
„Es ist Zeit, Hans", sagt Sophie. „Wenn wir noch vor Öffnung der Hörsäle die Blätter auslegen wollen, müssen wir uns beeilen!"
Rasch packen sie die Mappen und die Koffer mit den gefährlichen Zetteln voll und brechen auf: ein stattlicher Jüngling und ein fast knabenhaftes Mädchen.
Kaum haben sie das Atelier verlassen, als ein Freund klingelt. Er will ihnen eine Warnung bringen. Er hat erfahren, daß die GESTAPO alle Kraft aufwendet, die unbekannten Verfasser und Verbreiter der Flugblätter ausfindig zu machen. Alle diese Aufrufe sind mit WEISSE ROSE unterzeichnet.
Aber die Geschwister Scholl nähern sich bereits der Universität, die sie durch einen Hintereingang betreten. Auch die Flugschriften in ihrem Koffer tragen die Unterschrift der WEISSEN ROSE.
Eilig legen sie die Blätter vor den Hörsälen, auf den Balustraden und in den Galerien nieder. Dort werden andere Studenten sie schon entdecken, lesen und weitergeben.
Jetzt schlägt die Uhr, das Hauptportal wird geöffnet, und der Hausmeister wird kommen, die Hörsäle aufzuschließen. Hans und Sophie laufen schnell in das oberste Stockwerk der Eingangshalle und leeren kurz entschlossen den Rest der Flugzettel über die Brüstung, so daß sich ein Wirbel von Papier in Halle und Galerien ergießt.
Doch diese letzte Aktion ist von einem wachsamen Menschen erspäht worden. Der Hausmeister, der eben die Pforten aufschließen wollte, wird Zeuge des Geschehnisses. Er ist Beamter, er ist Parteigenosse, er ist Staatsbürger, und er tut selbstverständlich seine Pflicht. Diese gebietet ihm, rasch und umsichtig zu handeln. Seit die Flugblätter angefangen haben, die Universität zu beunruhigen, liegt eine GESTAPO-Wache im Haus. Sofort werden alle Türen verschlossen. Die GESTAPO-Leute durchkämmen das Gebäude.
Sie finden die Geschwister Scholl und verhaften sie. Im schwarzen Mercedes bringen die SS-Männer die Verhafteten zum Wittelsbacher-Palais. Draußen steigt ein sonniger Tag herauf.

Tage- und nächtelange Verhöre folgen. Die beiden verraten keinen ihrer Freunde. Mutig nehmen sie alles auf sich. Aber es ist für die geschulten GESTAPO-Männer ein leichtes, dem Freundeskreis der beiden Studenten nachzugehen. So wird bald auch Christian Probst verhaftet. Dann geraten Professor Kurt Huber, Willi Graf und Alexander Schmorell in die Netze der Geheimen Staatspolizei.

Am Montag, dem 22. Februar, tritt vormittags im Justizpalast der „Volksgerichtshof" zusammen. Aus Berlin ist eigens zu diesem Zweck der berüchtigte Blutrichter Freisler eingetroffen.

In roten Roben thronen die Büttel Hitlers vor einem Saal, der von geladenen Nazi-Führern besetzt ist.

Freisler tobt und schäumt, wie es seine Art ist. Er hält fanatische Brandreden, die für die Ohren des „Führers" Adolf Hitler bestimmt sind.

Er hat keinen Sinn für die mutigen, aufrechten Worte der jungen Menschen, er sieht nicht ihre tapfere und stolze Haltung, Sophie Scholl sagt ihren Richtern ins Gesicht: „Was wir sagten und schrieben, das denken viele. Nur wagen sie nicht, es auszusprechen!"

Das Todesurteil steht von vorneherein fest.

Christl Probsts Frau liegt eben in der Klinik und bekommt ihr drittes Kind. Sie weiß noch nicht, daß ihr Mann verhaftet und schon verurteilt ist.

Noch am selben Tage werden die drei: Hans und Sophie Scholl und Christl Probst in das Vollstreckungsgefängnis München-Stadelheim überführt. Sie bleiben tapfer und aufrecht bis zur letzten Stunde. Sophie geht, ohne mit der Wimper zu zucken, in das graue Zimmer, in dem Block und Richtbeil stehen. Christl Probst folgt nach, und als letzter legt Hans Scholl sein Haupt auf den Block.

Sein letzter Ruf hallt durch das Gefängnis: „Es lebe die Freiheit!"

Einige Wochen später läuft der nächste Prozeß. Dann werden auch Professor Huber, Willi Graf und Alexander Schmorell zum Tod verurteilt und enthauptet. Ein neues, kommendes Deutschland hat seine Märtyrer.

1944 | # Der Hauptverbandsplatz



Die Kinder wußten, daß der Onkel im Zweiten Weltkrieg Offizier bei den Fallschirmjägern gewesen war und viele Orden bekommen hatte. Da sie eine Anzahl Kriegsfilme gesehen und auch Hefte mit Kriegsgeschichten gelesen hatten, dachten sie, der Onkel könne ihnen sicherlich tolle Abenteuer erzählen.

Endlich hatten sie den Onkel so weit, daß er bereit schien, eine Geschichte zu berichten. Aber zur Enttäuschung der Kinder sprach er nicht von kühnen Siegen oder phantastischen Heldentaten, auch nicht von Einmärschen unter wehenden Fahnen und Musik, sondern von einer Seite des Krieges, die weniger verlockend schien. Er klopfte auf sein künstliches Bein und sagte:

„Nun gut, ich will euch von meiner Verwundung berichten."

Aber er begann nicht etwa da, wie er an der Spitze seiner Fallschirmjäger vorgestürmt war oder wie sie alle zusammen tapfer das Trommelfeuer der Feinde ausgehalten hatten, sondern erst mit dem Augenblick, als ihn ein Regen von Splittern im rechten Bein getroffen hatte.

„Da lag ich nun also hinter einer Hecke und merkte, daß ich mein rechtes Bein nicht mehr benützen konnte. Blut kam hervor, ringsum schlugen immer noch die Geschosse ein. Nur ein ‚Knick' – eine Art dornbewachsener Damm, wie er in der Normandie häufig ist – schützte mich etwas. Es war, als ob die Welt unterginge.

Ringsum war Krachen, Donner, Blitz und Pfeifen. Obwohl es ein heller Sonnentag im August war, hatte sich der Himmel verdunkelt. Vor ihm lag ein Schleier von Rauch, Qualm und kleingehacktem Laub, das die Granaten aus dem Buschwald wirbelten. Erdbrocken flogen umher, Steinsplitter und Eisenstücke heulten durch die Luft, und dazwischen hörte man das Schreien und Heulen der getroffenen Landser. Der Feind hatte unsere Stellung genau im Ziel und hämmerte unerbittlich darauf.

Plötzlich rannte mein Bursche namens Kruse geduckt durch die Hölle von Granateinschlägen und wirbelndem Buschwerk. Er kam zu mir, winkte einem anderen Soldaten zu, der auch herankam. Beide schrieen, aber ich hörte nichts wegen dem Krachen. Dann zogen sie mich weiter zurück, hinter einen anderen Knick, und nach einiger Zeit noch ein Stück weiter rückwärts. Da war gut geschützt eine Mulde, in der mir Kruse das Hosenbein aufschlitzte und die Wunden mit Mull verband. Trotzdem waren die Verbände sofort wieder durchblutet.
Nach einige Zeit umstanden mich etwa ein Dutzend meiner Fallschirmjäger. Andere hatten das Kunststück fertig gebracht und den Stabsarzt herbeigeholt, der sich die Sache besah. Dann nahm er eine rotgeränderte Karte — so eine Art Paketadresse —, schrieb meinen Namen und die Verwundung darauf und hängte sie mir um den Hals.
‚Gratuliere, Herr Kamerad', sagte er. ‚Für Sie ist der Krieg aus. Sie kommen sofort nach hinten. Ich schicke Sie auf den Hauptverbandsplatz und ins Lazarett!
Nun ist es nicht eben erfreulich, wenn man ins Bein geschossen wird und mit Löchern gespickt am Boden liegt. Aber damals war eben alles verdreht. Ihr hättet sehen sollen, welche Veränderung mit meinen alten, getreuen Landsern vor sich ging, als mir der Arzt den Verwundetenzettel umhängte.
Sie schauten auf einmal voller Neid auf mich, als habe ich einen hohen Orden bekommen. Das war es auch: die Freifahrkarte in die Heimat nämlich. Ich war heraus aus der Hölle, sie aber mußten noch bleiben, weil sie gesund und heil geblieben waren.
Trotzdem war es ein schwerer Abschied, als der Geländewagen kam und meine Leute mich auf den Hintersitz luden. Ich sah sie noch lange in der Hecke stehen: bärtige, verdreckte Burschen in gefleckten Tarnjacken, die mir nachwinkten und sich verstohlen die Augen wischten.
Wir erreichten außerhalb des Wald- und Buschgebietes eine der schnurgeraden französischen Nationalstraßen. Der Fahrer bog ein und nahm Kurs auf den Bauernhof, der etwa fünf Kilometer rückwärts lag, und in dem der Hauptverbandsplatz einquartiert war.
Auf einmal stieß aus dem klaren Himmel eine Kette von Lithnings herab. Das waren gefährliche Jäger mit Doppelrumpf, die im Tiefflug auf jeden Hasen schossen. Jetzt waren *wir* die Hasen!
Der Wagen hatte ein großes rotes Kreuz auf dem Kühler und eine Rotkreuzfahne am Heck.
Ob die Lithnings das Zeichen wohl beachteten?
Es war immer wieder vorgekommen, daß sie trotzdem schossen. Mein Fahrer wollte unter die Alleebäume lenken und sich verstecken. Aber dann hätte man ja auch die roten Kreuze nicht mehr gesehen.
‚Geradeaus, Mensch!' befahl ich. ‚Fahren Sie ganz ruhig auf der Mitte der Straße.'
Er tat es. Die beiden Jänger stießen donnernd und mit heulenden Motoren herab und setzten zum Tiefflug an. Aber sie brausten dicht über uns hinweg, ohne zu feuern, und bogen dann ab.
So kamen wir lebendig zum Hauptverbandsplatz.

Ich hatte gedacht, dort würde ich verbunden und versorgt und man würde sich um mich kümmern. Weit gefehlt! Zwei Soldaten luden mich aus und legten mich in dem Gehöft an eine weiße Hauswand, an der reihenweise schon Verwundete aller Waffengattungen lagen. Hier sammelte sich der menschliche Ausschuß der Schlacht, alles, was noch lebte und doch nicht mehr zu gebrauchen war. Wie nahe die Schlacht war, sah ich an den aufspritzenden Erdfontänen auf den Äckern ringsum und hörte ich an dem höllischen Heulen der Granaten, die sich bis hierher verirrten.
Jetzt vernahm ich auch das ständige Geheul und Geschrei der Verwundeten. Zerfetzte, blutverschmierte und sterbende Soldaten füllten alle Gebäude: das Gutshaus, die halbzerschossenen Scheunen und Ställe, ja sogar den Hof, in dem auch ich lag.
Die Sonne schien warm an die Hauswand. Neben mir wälzte sich ein blutjunger Fallschirmjäger im Wundfieber. Er hatte die Uniform aufgerissen und krallte beide Hände in seinen Bauch, der von blutigem Verbandszeug bedeckt war.
„Wasser! Wasser!" schrie der Junge, und dann wieder, indem er schreckensstarr auf seinen blutenden Bauch schaute: ‚Ich verblute! Sanitäter! Hilfe, ich verblute!'
Aber niemand scherte sich um ihn. Er war nur einer von vielen Dutzenden, die ringsum heulten, fieberten, Wasser verlangten, nach Verbänden schrien oder den Arzt wollten.
Die drei Sanitäter standen mit aufgekrempelten Ärmeln an einem Brettertisch, der mitten im Hof aufgebaut war. Sie hatten rotgefleckte Schürzen um und hielten aus Leibeskräften einen Soldaten fest, der sich immer wieder verzweifelt aufbäumte. Ein junger Stabsarzt mit Gummihandschuhen, das blanke Skalpell in der Faust, operierte den Verwundeten. Offenbar gab es keine Betäubungsmittel mehr. Alle Eingriffe, ja sogar Amputationen mußte man ohne Narkose machen.
‚Kaffee!' befahl der Arzt, und irgend jemand reichte ihm eine Tasse schwarzer Brühe. Der Arzt arbeitete seit sechzehn Stunden und war zum Umfallen müde.
Jetzt sah ich auch, womit die Sanitäter Verbände anlegten. Es waren Rollen mit einer Art Krepp-Papier, so etwas wie Toilettenpapier.
Ein Wehrmachtswagen nahm heulend die Kurve und fegte in den Hof. Der Krach und das ständige Heulen waren unbeschreiblich. Trotzdem hörte ich, wie die beiden Landser schrien: ‚Rasch, Herr Doktor! Unser Chef verblutet sonst!'
Sie zerrten einen Hauptmann mit totenfahlem, grauem Gesicht aus dem Wagen. Die ganze Uniform war voller Blut. Der Stabsarzt am Operationstisch blickte kurz hin, hob mit der freien Hand die Augenlider des Hauptmanns und wandte sich wieder seiner Arbeit zu.
‚Was wollen Sie denn?' knurrte er. ‚Der Mann ist längst tot.'
In diesem Bauernhof, der ‚Hauptverbandsplatz' hieß und in dem gelitten, gekämpft und gestorben wurde, während ringsum die Granaten einschlugen und die Tiefflieger darüber wegbrausten, lag ich bis zur sinkenden Nacht. Wir bekamen weder Wasser noch Verband noch Essen. Und als die Nacht kühl und mit Tau niedersank, hatten wir keine Decken.

Es war nichts da. Der Arzt operierte immer noch. Er und seine Sanitäter wankten nur noch vor Müdigkeit. Sie waren wirkliche Helden.
Nun — was soll ich euch noch viel erzählen?
Alles geht vorüber, der Mensch kann beinahe alles ertragen. Und so ging auch diese Nacht vorbei. Aber sie war voller Todesschreie. Ich kroch zu dem jungen Fallschirmjäger mit dem Bauchschuß, der immer noch gegen den unvermeidlichen Tod kämpfte. Da ich kein Verbandszeug hatte, riß ich mein Hemd in Streifen und von herumliegenden Haufen blutigen Krepp-Papiers die sauberen Fetzen ab, bis ich einen dicken Knäuel hatte. Den stopfte ich dem armen Kerl in das Loch in seinem Bauch, aus dem unablässig Blut und Eiter quollen.
Gegen Morgen, als ich in unruhigen Schlaf verfiel, ist der Junge neben mir wohl gestorben. Jedenfalls lag er im Dämmerlicht des Tagesanbruchs ganz friedlich da. Jetzt erst sah man ,wie jung er gewesen war: höchstens achtzehn Jahre.
Irgendwo im fernen Deutschland wartete eine Mutter auf ihn.
Auch er war für Hitlers Machtwahn und den Wahnsinn der Gewaltpolitik geopfert worden, wie vor ihm schon Millionen Menschen.
Ich will es kurz machen, meine Lieben! Das Glück war mir hold. Am Morgen kamen drei gewöhnliche Lastautos mit einer Lage Stroh auf der Ladefläche. Darauf lud man uns leichter Verwundete. Es war eine schreckliche Fahrt über Stock und Stein — nach rückwärts, zum ersten Feldlazarett. Später hörte ich, daß der Hauptverbandsplatz zwölf Stunden nachher vom Feind erreicht worden war. Der tapfere Arzt konnte jetzt vermutlich schlafen. Die Amerikaner hatten ja ausgezeichnete Ärzte, Medikamente und Einrichtungen für Verwundete.
Als ich nach Wochen in ein Heimatlazarett in Deutschland kam, war ich der erste Verwundete aus der Normandie. Ein Heimoberst, der hier seine Magenbeschwerden kurierte, sagte zu mir: ‚Na, Herr Kamerad, wie lange schätzen Sie, daß der Führer braucht, um an der Westfront den Endsieg zu erringen?'
Und als ich ganz erschreckt antwortete, es sehe im Westen durchaus nicht nach Endsieg aus, wo wir kaum noch Flugzeuge und Panzer hatten und die Armee in Auflösung war, da wurde der Heimatoberst zornig und schrie: ‚Das ist Feigheit! Das ist Vaterlandsverrat! Ich habe gute Lust und melde Sie bei der GESTAPO! Nur Ihr abgeschossenes Bein hindert mich, dafür zu sorgen, daß Sie hinkommen, wohin Sie gehören!'"
„Und", schloß der Onkel, „so seht ihr, wozu ein Holzbein gut sein kann. Er hat mich tatsächlich nicht gemeldet und man hat mich nicht als Verräter erschossen."

1945 | Auf deutschen Straßen

Der Großvater lenkt das Auto voller Enkelkinder auf einen Rastplatz. Es ist auf der Autobahn Kassel–Hannover, etwa bei der Ausfahrt Einbeck. Vom höhergelegenen Parkplatz aus hat man eine gute Fernsicht auf die Waldhöhen des Harzes. Ringsum und weiter nach Osten zu liegen uralte Plätze deutscher Geschichte: Kloster Gandersheim, Goslar, ferne da drüben dann Quedlinburg und Magdeburg. Man ist mitten im Herzen Deutschlands.

„Seht nur, wie herrlich unsere Heimat ist", sagt der Großvater und zeigt auf die sanften Hänge mit grünen Wiesen und den rotbraunen gepflügten Streifen der Felder. Kleine Dörfchen mit Fachwerkhäusern schmiegen sich in baumbestandene Mulden, die weißen Bänder der Straßen laufen zu den Waldbergen hinüber.

„Da blitzt alles nur so von Sauberkeit und Reichtum", fährt der Großvater fort. „Denkt daran, wie wir vor einer Stunde an der Stadt Kassel vorübergefahren sind und wie ihr diese nagelneuen Stadtviertel, die schmucken Siedlungen, die Hochhäuser und Fabriken, die riesigen Kleeblattanlagen der Straßen, die kühnen Brücken und die mit blitzenden Autos überfüllten Parkplätze bewundert habt. Deutschland ist ein wohlhabendes und geordnetes Land, ein wahres Schmuckkästchen. Und was ihr hier im freien Land seht, gleicht einer zierlich und hübsch aufgebauten Spielzeuglandschaft."

„Am liebsten möchte ich", sagt der vierzehnjährige Hans, „dort hinüber in die großen Wälder fahren. In den Harz, Opa. Hat man dieses Gebirge nicht das grüne Waldherz Deutschlands genannt?"

Ein Schatten zieht über das Gesicht des Großvaters. Er schüttelt den Kopf.

„Leider geht das nicht. Denn wir würden keine Autostunde weit fahren und ständen dann vor einer der bösesten Grenzen, die es in Europa und in der Welt gibt. Es ist eine Grenze mit Drahtzäunen, mit Minenfeldern, Wachtürmen, nächtlichen Scheinwerferfingern und kläffenden Wachhunden, eine Grenze mitten durch unser Vaterland. Da kann man nicht hinüber."

„Aber wieso?" rufen die Kinder. „Warum gibt es diese Grenze? Ist dort drüben denn nicht mehr Deutschland? Leben da nicht auch Deutsche wie wir?"

„Unsere Brüder und Schwestern ..."

„Weshalb also diese böse Grenze?!"

„Die böse Grenze", sagt der Großvater, „kommt aus böser Zeit. Es war meine Zeit, Kinder. Euere Großeltern und Eltern haben euch diese Erbschaft hinterlassen, weil sie mit Hitler ausgezogen waren, die Welt zu erobern, und weil dann die Welt kam und uns erobert hat. Ich will euch davon erzählen. Nicht umsonst habe ich an diesem Platz gehalten. Vor beinah einem Vierteljahrhundert bin ich als gehetzter Landser durch dieses Land am Harz gewandert. Ach, das war ein ganz anderes Land als heute, und ganz andere Menschen haben es bevölkert. Keiner von euch vermag sich vorzustellen, wie es auf deutschen Straßen 1945 aussah und zuging ..."

Die Kinder setzen sich im Halbkreis und der Großvater beginnt zu berichten. Er spricht davon, wie die Engländer und Amerikaner vom Rhein herüber in breiten Panzerströmen auf das Herz Deutschlands vordrangen, wie ein Wettlauf mit den russischen Armeen einsetzte, die schon dicht vor Berlin standen und in Richtung Elbe vorrückten. Der Himmel dieses Frühjahrs 1945 war erfüllt vom Motorengebrumm feindlicher Bomberschwärme, vom Heulen herabstoßender Jagdbomber und dem Rattern ihrer Maschinengewehre.

Fast alle deutschen Städte und Großstädte waren in rauchende Ruinenfelder verwandelt. In Trümmerbergen und Kellern hauste ein verdrecktes, herabgekommenes, aber tapfer ausharrendes Volk von Frauen, Greisen und Kindern. Zwischen den Mühlsteinen der Übermacht, die eine ganze Welt aufgeboten hatte, zerbrachen die Reste der deutschen Armee. Die Truppenteile lösten sich auf, wurden gefangen, streckten die Waffen. Wer Glück hatte, entkam, verkleidete sich und suchte sich in seine Heimat durchzuschlagen.

„In dieser Zeit ohnegleichen", sagt der Großvater, „durfte man auf deutschen Straßen ungefähr alles sein — nur kein Deutscher. Ich selber trug die zerfetzte Uniform eines Polen, hatte an einer alten Krawatte eine Bierflasche mit Wasser hängen und einen Riesenprügel als Gehstock. Den brauchte ich, um mich meines Lebens gegen Räuber zu wehren. Die vorrückenden Truppen hatten nämlich nicht nur die Konzentrationslager Hitlers, sondern ganz einfach auch alle Zuchthäuser und Gefängnisse geöffnet. Nicht jeder, der aus dem Zuchthaus oder KZ kam, war ein ‚politisch Verfolgter', wenn sich auch jeder natürlich dafür ausgab. Dann waren die riesigen Lager mit russischen, ukrainischen und anderen Ostgefangenen ‚befreit' worden. All diese ausgehungerten, durch den Stacheldraht zu Tieren gewordenen Leute ergossen sich über das Land. Die Menschen verrammelten die Häuser und Höfe. Über die Straßen kamen nicht nur entlassene Gefangene, Zuchthäusler und raubende Kosaken, Tataren oder Ukrainer, sondern auch fremde Truppen mit Panzern, Lastwagen und Jeeps. Und zwischen all diesen Eroberern, Siegern und Plünderern schlichen wir deutsche Soldaten uns heim."

„Kann man sich gar nicht vorstellen", sagt Hans, „wenn man dieses schöne und stille Land sieht."

„Dreh dich um, Hans", verlangt der Großvater. „Da drüben an der Autobahn hatte ich zwei bezeichnende Erlebnisse. Ich kam dahergepilgert, ging längs des Grünstreifens und immer nach Süden. Dort, hinter dem Brückenpfeiler der Überführung, kauerte eine amerikanische Feldwache. Die drei oder vier Burschen sahen mich kommen: einen zerlumpten Polen mit verwildertem Bart und einem klobigen Stock. Plötzlich sprang einer vor, hielt mir die Maschinenpistole vor den Bauch und rief: ‚Hej, are you Polski? — He, bist du ein Pole?' Ich war nicht faul und antwortete mit meinen wenigen polnischen Brocken: ‚Da, da, Pan!' Und weil mir das zu dürftig erschien, fügte ich einen polnischen Fluch hinzu, den aber der Ami nicht verstand: ‚Psiakrew peronnje!' Das bedeutet zwar ‚verfluchter Hund', aber ich sprach es sehr freundlich aus. Die Amerikaner nickten freundlich zurück, reichten mir eine Dose Milch, Schokolade und eine Dose Fleisch. Ich sagte auf russisch: ‚Spassiba! — Danke!' Dann zog ich ungeschoren meines Wegs."

Nachdem die Kinder genug gelacht hatten, forderte ein Mädchen den Opa auf, die zweite Geschichte zu erzählen.
„Das geschah etwa einen Kilometer bergaufwärts. Ich marschierte dahin, als ich plötzlich aus dem Straßengraben angerufen wurde. Dort lagerte ein Trupp von Arbeitsmaiden in blauen Kleidern mit roten Kopftüchern. Es waren lauter Mädchen zwischen sechzehn und achtzehn Jahren, die man weit entfernt von ihrer Heimat zum Arbeitseinsatz befohlen und beim Herannahen der Feinde sich selbst überlassen hatte. Im Rudel zogen sie nun südwärts. Ihr Gepäck lag auf einem Kinderwagen mit drei Rädern. Als Leibgarde hatten sie sich zwei Landser verschafft, die ziemlich durchsichtig verkleidet und mit Stöcken bewaffnet, bei ihnen saßen. Sie fragten mich, ob ich auch deutscher Soldat sei, und als ich das bejahte, forderten sie mich auf, ihre Truppe zu verstärken.
Das wollte ich aber nicht und ging weiter. Da tauchte eine seltsame Erscheinung auf der Autobahn auf: ein Pfarrer per Fahrrad, der auf der Lenkstange einen Totenkranz hatte. Was tat ein Pfarrer in dieser Zeit auf der Autobahn?
‚Wohin, Hochwürden?' rief ich. Der Pfarrer stieg ab und lachte.
‚Darfst schon anders mit mir reden, Kumpel', sagte er. ‚Ich bin genauso ein Landser wie du. Hab mir nur dieses Kleid und auf dem nächsten Friedhof einen Kranz besorgt. Wenn mich die Amis sehen, grüßen sie und lassen mich überall durch. Ich bin immer auf dem Weg zur nächsten Beerdigung. Und Beerdigungen gibt es ja mehr als genug.'"
„Das war ein schlauer Bursche!" fährt der Großvater fort. „Als Geistlicher war er auch ein wenig sicherer auf seinem Fahrrad als andere Leute. Fahrräder waren nämlich das beliebteste Raubobjekt für alle möglichen Leute. Ich will euch noch etwas erzählen, was ich drüben in Halberstadt erlebt habe. Deutsche Straßen Anno 45 waren wirklich gefährlich."
Der Großvater nimmt einen neuen Anlauf und berichtet:
„Die Städte brannten noch vom letzten Bombenangriff, dann rasselten die Panzer dröhnend in die mit Schutt übersäten Straßen. Plötzlich heulten die Sirenen ‚letzte Entwarnung' — der Krieg war aus! Aus Kellern, Bunkern und Gräben krochen voller Schmutz, in Hosen und mit Kopftüchern, eingemummt, als wäre es tiefer Winter, die Frauen mit ihren Kindern. Sie hatten außer dem Leben noch allerhand Kostbarkeiten gerettet: ein Köfferchen, dort ein gut verborgenes Fahrrad, etwas brauchbaren Hausrat. Die Straßen von Halberstadt füllten sich bald mit Menschen. Es ging zu wie auf der Kirchweih.
Ich wanderte mit meiner Polenuniform, den Stock in der Hand, bärtig und verwegen anzusehen, durch die Hauptstraße. An jeder Kreuzung standen ein paar Amerikaner mit Karabinern und hielten Wache. Plakate waren angeschlagen: ‚Wer plündert, wird erschossen!'
Vor mir fuhr ein junges Mädchen auf dem Rad. Sie trug noch den Kopfbund und die langen Militärhosen vom letzten Fliegeralarm. Da sprang mitten in dem Gewühl ein riesiger Pole auf sie zu. Überall wurde geraubt, geplündert, geprügelt — niemand nahm Rücksicht auf die Plakate. Die letzten Schaufenster wurden eingeworfen, Russen, Polen und KZler liefen mit dicken Bündeln über die Straße. Der riesige Pole hatte es auf das Fahrrad der Kleinen abgesehen. Er

faßte es am Lenker und riß so heftig daran, daß das Mädchen zu Boden fiel. Stolz wollte er mit seiner Beute davoneilen. Doch die Kleine rief den Amerikaner zu Hilfe, der in der Kreuzung stand. Der nahm gelassen sein Gewehr, setzte es dem Räuber auf die Brust und drückte ab. Es gab einen kurzen Knall. Der Pole fiel tot um, und der Amerikaner reichte höflich dem erschrockenen Mädchen das Fahrrad zurück. So wenig galt damals ein Leben."

„Und du, Opa?" fragt Hans, „Bist du überall gut durchgekommen?"

„O Gott, Kinder! Ich könnte euch tausend Abenteuer berichten. Von Gutshöfen, durch die ich kam, wo man die Kälber auf offenem Hof schlachtete, briet und verzehrte, während andere das Klavier vom Balkon herabwarfen. Ich müßte von Bauern berichten, die wie Kleiderbündel reihenweise an den Alleebäumen hingen und einen Zettel auf der Brust trugen: ‚Als Verräter gerichtet! Die SS.' Oder ich könnte von den langen Lastautokolonnen erzählen, die dicht gedrängt voller deutscher Gefangener waren, zum Beispiel von einem Transport, der unter Alleebäumen anhielt: als er wieder anfuhr, hatten sich einige Landser an den Ästen hochgezogen, so daß die LKWs unter ihnen wegfuhren. Und dort drüben, wo jetzt so friedlich der Ausläufer des Harzes in der Sonne liegt, da erlebte ich noch einmal eine Gefahr, die von deutscher Seite drohte."

„Los, Opa! Erzähl!"

„Ich ging im dichten Wald Richtung Autobahn. Denn ich kam ja von Osten, von der Elbe herüber. Als ich schon den Russen entkommen und auf der Seite der Amerikaner war, dachte ich, jetzt käme ich leichter voran. Aber ich hatte nicht mit den unbelehrbaren Anhängern Hitlers gerechnet. Plötzlich raschelte es, und ein SS-Hauptsturmführer mit einem Schnellfeuergewehr stand vor mir. Er hielt mich an und sagte: ‚Sie sind deutscher Soldat? Wie? Dann unterstelle ich Sie hiermit meinem Befehl. Ich führe eine Werwolfgruppe, wir kämpfen für den Führer bis zum Endsieg!'

Es war nicht einfach. Der Mann hatte eine gefährliche Waffe. Ich selber besaß nur den Stock. Und man wußte ja inzwischen, wie schnell die SS schoß und wie rücksichtslos sie gegen Feinde und Deutsche war.

‚Tut mir leid', sagte ich. ‚*Mein* Krieg ist aus! Ich gehe heim. Aber *ich* kann heimgehen, denn ich habe keine Verbrechen begangen. Vielleicht können *Sie* nicht heimgehen und müssen daher für einen Endsieg kämpfen, den es nicht mehr geben wird.'

Dabei hielt ich mich nahe an einem Graben, immer bereit, bei der ersten falschen Bewegung des anderen hineinzuspringen. Doch der SS-Offizier sah mich nur nachdenklich an. Dann senkte er das Gewehr, ließ mich vorbeigehen und verschwand selber wortlos im Wald. Ich war recht froh, als ich hundert Meter weiter war."

„Es muß eine schreckliche Zeit gewesen sein", meint das Mädchen. „Wir wollen sie vergessen und froh sein, daß unser Opa heimgekommen ist."

Da legte der Großvater der Enkelin die Hand auf den Kopf.

„So etwas darf niemals wiederkommen, meine Kleine! Niemals wieder Krieg! Aber vergessen wollen wir nicht. Auch die fahlen, blassen Gesichter der Jungen will ich nicht vergessen, die kaum älter waren als ihr jetzt seid. Man hatte sie

zum Volkssturm geholt und ihnen Panzerfäuste in die Hände gedrückt. Da kauerten sie längs der Autobahn in Schützenlöchern und warteten zitternd auf die ersten Feindpanzer. Ich habe sie gesehen: dort drüben, wo jetzt die Autos dahinflitzen und die Lastzüge brummen. Die armen Kerle hatten blutige Löcher in den Köpfen und Stahlhelmen, die bleichen Gesichter lagen in Höhe der Straße und sie schauten aus verwunderten gläsernen Augen in den blauen Himmel. Sie waren allesamt tot. Gefallen für den Wahnsinn des Krieges, gefallen in letzter Minute.
Nein, Kinder, wir sollen auch heute nicht vergessen wie es war: damals, auf den Straßen von 1945."

1933/1945 | Der Mann mit dem gelben Stern

In einem Vorort Münchens spielten im Vorgarten eines halbzerstörten Hauses die Kinder eines heimgekehrten Soldaten. Als Verwundeter war er von den Amerikanern aus Gefangenschaft entlassen und zu seiner Familie geschickt worden. Nur hatten sie alle kaum zu essen.
Seit ein paar Tagen kam nun ein befreiter KZ-Gefangener, der an seiner Jacke einen gelben Stern aufgenäht trug. Er stand am Rand des Grundstückes, schaute den Kindern zu und rief dann den fünfzehnjährigen Hans zu sich. Ohne viel Worte gab er dem Jungen einige Dosen Konservenmilch, zwei Tafeln Schokolade, eine große Dose Fleisch und einen halben Laib Brot: wahre Schätze in dieser Zeit! Diesen Besuch hatte der Mann mit dem gelben Stern schon mehrmals wiederholt. Es war wie ein Wunder inmitten von Not und Elend.
Durch die unverhofften Gaben des Fremden ging es der Familie nun viel besser als anderen. Als wieder die Zeit nahte, da der Mann mit dem gelben Stern zu kommen pflegte, wartete der Vater auf ihn. Er trug noch die feldgraue Uniform und ging auf Krücken.
Er hatte den Kindern erklärt, daß der sechszackige, gelbe Stern ein Abzeichen sei, das Hitler für alle Mitbürger jüdischen Glaubens angeordnet hatte. Inzwischen erschien der Mann, und der Vater bat ihn, ins Haus einzutreten.
„Sagen Sie mir", forschte er, nachdem der Fremde Platz genommen hatte, „warum helfen ausgerechnet *Sie* uns Deutschen? Sie sind doch Jude. Ich kann mir nicht denken, daß Sie einen Grund hätten, uns freundlich gesinnt zu sein."
Der Mann mit dem gelben Stern seufzte tief. Dann blickte er ohne Zorn in die Runde: zur abgehärmten Mutter, zu den drei blassen Kindern, zum Vater mit seinen Krücken.
„Mein Name ist Markus Levin", begann er. „Ich besaß einst in dieser Stadt ein angesehenes Geschäftshaus. Meine Familie hat so lange in dieser Stadt gelebt, daß selbst der Urgroßvater nicht mehr wußte, wann sie zugezogen war. Wir waren Münchner wie jeder andere auch. Da aber kam Hitler an die Macht. Nun erklärte man in allen Zeitungen, im Radio und auf Massenversamm-

lungen, wir Bürger jüdischen Glaubens seien keine Deutschen und man müsse uns meiden wie die Pest. SA- und SS-Trupps beschmierten unsere Schaufenster mit Hakenkreuzen und klebten Zettel an: KAUFT NICHT BEIM JUDEN! Jüdische Professoren, Richter, Ärzte oder Schauspieler wurden mit Gewalt an der Ausübung ihrer Berufe gehindert."

„Ja", sagte der Vater, „so war es. Und 1938 kam die ‚Reichskristallnacht', wo SA und SS Synagogen in Brand setzten, Schaufenster einschlugen und die jüdischen Wohnungen und Geschäfte plünderten."

„Vorher schon", sagte Herr Levin, „im Jahr 1935, waren die Nürnberger Gesetze herausgekommen, die uns Juden zu Menschen dritter Klasse machten. Und kurz vor dem Kriege befahl man uns, den gelben Stern zu tragen. Auf den Anlagenbänken gab es nun Schilder: JUDEN DÜRFEN SICH NICHT SETZEN! Der Zutritt zu Bibliotheken, Schulen, Bädern, zur Straßenbahn oder in einen öffentlichen Park wurde uns verboten. Juden wurden auf offener Straße niedergeschlagen. Es gab kein Recht mehr für sie. Viele flohen ins Ausland, andere blieben, weil sie hofften, der Wahnsinn würde nachlassen. Dann brach der Krieg aus. Kein Jude konnte mehr aus Deutschland hinaus, und in Deutschland hatte Hitler beschlossen, alle Juden endgültig zu vernichten!"

„Wir waren alle ohnmächtig", warf der Vater ein. „Wer sich gegen die Nazis und ihren Hitler stellte, verschwand im KZ — im Konzentrationslager. Man hörte von Folterkellern der SS und von heimlichen Hinrichtungen. Da ballten eben viele die Faust in der Tasche . . ."

„Ich war in München geblieben", fuhr Herr Levin fort. „Meine Familie lebte schon solange dort, und meine Nachbarn waren freundlich zu uns. Aber 1943 kam die GESTAPO bei Nacht und Nebel, verhaftete uns und schleppte uns ins Gefängnis. Ich wurde von meiner Frau getrennt, die ich nie mehr wiedersah. Aber ich blieb mit meinem Jungen beisammen. Der hieß Markus wie ich, war vierzehn Jahre alt und sah genauso aus wie Hans dort . . ."

Der Mann mit dem gelben Stern wischte sich über die Augen. Alle am Tisch waren verlegen. Vater sagte: „Von all diesen Dingen haben wir kaum mehr erfahren als ein Gerücht. Ich war zudem Soldat und ahnte nicht, was in der Heimat vorging."

„Nun ja", erwiderte Herr Levin, „es geschahen solche Dinge nicht nur in der Heimat. Man hat die jüdischen Bürger auch in Holland, Frankreich, Ungarn und vor allem in Polen zusammengetrieben und in langen Güterzügen nach Osten transportiert. Auch mein Markus und ich fuhren tagelang in einem überfüllten Waggon: ohne Wasser und Essen, ohne Möglichkeit, zu schlafen oder auszutreten. Als man die Wagentüren endlich öffnete, fielen die Leichen der Erstickten und Verdursteten hinaus . . ."

„Ja", bestätigte der Vater, „davon haben wir im englischen Radiosender gehört. Wir wußten also, das es KZs gab, daß man die Juden von Staats wegen vernichtete — aber wir glaubten es nicht. Viele erinnerten sich, daß im Ersten Weltkrieg die Engländer schreckliche Greuellügen erfunden hatten. Jetzt dachten wir: das sind auch nur wieder Märchen, die der Feind erfunden hat. Leider mußten wir 1945 einsehen, daß alles furchtbare Wahrheit gewesen war."

Markus Levin fuhr fort:

„Am Bahnsteig, wo wir angehalten hatten, standen SS-Posten mit Polizeihunden. Man trieb uns über schmutziges Bahnhofsgelände auf ein riesiges Barackenlager zu, das von doppeltem Stacheldraht umgeben war. In der Ferne qualmten hohe Schornsteine. Wir ahnten, daß dies die berüchtigten Gasöfen für Leichen waren. Frauen rechts, Männer links! schrien die Posten. Ich hielt meinen Markus fest und trat in die linke Kolonne. Langsam mußte nun jeder Gefangene an einem SS-Arzt vorbeigehen. Ich verstand rasch, daß dieser Arzt lediglich feststellte, ob das Opfer noch kräftig genug zur Arbeit sei oder ob man es sofort vergasen wolle. Als die Reihe an mich und Markus kam, flüsterte ich dem Jungen zu: Mach dich groß und wölb die Brust heraus! Ich richtete ihn durch einen Griff auf. Der SS-Offizier deutete für uns beide nach rechts — das war der Pfad des Lebens."

„Entsetzlich!" schluchzte die Mutter, der die Tränen in den Augen standen. „Und solch ein System hat im 20. Jahrhundert und im Herzen Europas existieren können."

„Niemand", warf der Vater ein, kein Volk und kein einzelner kann eine Diktatur aufhalten, wenn sie erst einmal aufgerichtet ist."

„Sechs Millionen Juden sind ermordet worden", stellte Herr Levin leise fest. „Dazu kommen noch die ermordeten Polen, Russen, Tschechen und die Millionen Opfer anderer Nationalität, einschließlich der deutschen Widerstandskämpfer.

„Sechs Millionen?" zweifelte der Vater. „Ist das nicht zu hoch gegriffen?"

„Hier kann man nicht um Zahlen feilschen, lieber Mann", sagte der Träger des gelben Sternes, „ganz gleich, wieviele es waren. Die Tatsache überhaupt, *daß* dieser staatliche Massenmord möglich war, ist das Schreckliche. Nun — ich sagte Ihnen: mein Markus und ich waren an den SS-Ärzten vorüber und auf die Bahn des Weiterlebens gekommen. Aber — *was* für ein Leben war das! Überfüllte, stinkende Baracken, kaum ausreichendes und ekelhaftes Essen, die Aufseher stets mit der Reitpeitsche, mit Stöcken oder scharfen Hunden zur Hand. Ein Leben galt nichts. Wer bei der harten zwölfstündigen Arbeit versagte, kam in die Gaskammer. Eines Tages mußte ich zusehen, wie sie meinen Jungen mit Stockschlägen jagten und mit Hunden hetzten. Er rief um Hilfe, und ich war ohnmächtig. Ich sah ihn nie wieder."

Nun liefen auch dem Mann mit dem gelben Stern die Tränen über die Wangen. Ringsum war es still geworden, bis der Vater endlich, beinah schüchtern, fragte: „Und Sie haben den Tag der Befreiung erlebt, Herr Levin! Aber nun sagen Sie uns, warum Sie nicht alle Deutschen hassen, weshalb Sie sogar deutschen Kindern Essen geben und sie mit Geschenken überhäufen? Empfinden Sie keinen Haß?"

Markus Levin wischte sich die Tränen ab und sah mit seinen dunklen Augen wehmütig auf Hans.

„Nein", sagte er, „ich empfinde keinen Haß, sondern nur Trauer. Ich will keine Rache, denn aus Rache kommt wieder Unheil und neue Rache. Dieser Junge gleicht meinem toten Markus. Eine bessere Welt muß kommen, in der dieser Junge leben kann, so wie mein Markus hätte leben sollen."

Er stand auf und ging gebeugt aus dem Haus: eine schmächtige Gestalt mit dem gelben Stern auf der Brust. Er trug das Schandzeichen wie einen Orden.

1945 | # Der Tod von Hiroshima

Auch nach der Kapitulation Deutschlands kämpft Japan noch todesmutig um die letzten Stützpunkte vor den Hauptinseln. In seiner mehr als zweitausendjährigen Geschichte hat das „Land der aufgehenden Sonne" noch nie einen Krieg verloren und keinen Feind auf seinen Inseln erlebt.
Aber nun steht es allein. Auch Sowjetrußland hat den Krieg eröffnet und schickt seine Massenheere nach der Mandschurei und nach Korea.
Amerika hat um diese Zeit zwei Atombomben zum Einsatz bereit. Diese neuartigen Zerstörungsmittel sind unter ungeheuerem Aufwand von Arbeit, Material und Geist von amerikanischen und europäischen Wissenschaftlern entwikkelt und gebaut worden. Amerika hat für dieses Unternehmen eine Anzahl streng geheimer Plätze eingerichtet: in Wüsten, Gebirgen und in abgesperrten Tälern. Die bedeutendsten „Väter der Atombombe" waren Juden, die Hitler durch seine Rassenverfolgung aus Europa verjagt hatte: Einstein und Oppenheimer kamen aus Deutschland, Lise Meitner aus Österreich, Teller aus Ungarn und Fermi aus Italien.
Jetzt — 1945 — schlägt ein Komitee dem Präsidenten Truman vor, die Bomben ohne vorherige Warnung auf Japan abzuwerfen und damit den Krieg zu beenden. Dieser Meinung schließt sich Kriegsminister Stimson an.
Er weiß, daß Japan immer noch eine Armee von fünf Millionen Mann unter Waffen hat. Allein fünftausend Selbstmordflieger stehen bereit, sich mitsamt ihren sprengstoffgeladenen Maschinen auf amerikanische Schiffe zu stürzen.
Als man sich klar ist, daß die Bomben auf Japan fallen müssen, läßt sich Kriegsminister Stimson in Washington eine Liste von japanischen Städten vorlegen. Es sind Städte mit Industrien, Hafenanlagen und volkreichen, dichtgedrängten Straßen. Stimson wählt unter anderem die Städte Hiroshima und Nagasaki aus.
Die fertigen Atombomben werden in Teilen antransportiert. Der schwere Kreuzer *Indianapolis* läuft die nahe Okinawa gelegene Insel Tinian an und lädt schwere Kisten und dick verpackte Maschinenteile aus. Tags darauf landen drei Bomber vom Typ B 29 und bringen den Rest der Bombenteile. Eine Spezialmannschaft setzt sie in einer streng bewachten Halle zusammen.
Der Flugplatz von Tinian füllt sich mit immer mehr Staffeln viermotoriger Flugzeuge. Der schrecklichste Einsatz des Zweiten Weltkrieges beginnt.
Weit drüben überm Meer liegt die umstürmte Festung Japan. Tagelang hat man die Aufmerksamkeit der Japaner eingeschläfert. Jeden Morgen gegen 9 Uhr kreisen ein oder zwei Flugzeuge über den Städten, ohne Bomben abzuwerfen. Die Japaner nehmen diese „Erkundungsflüge" nicht mehr ernst.
Und doch wird diesmal in einer dieser Maschinen der Atomtod die Grenze der Nation überfliegen. Eines der Flugzeuge wird die erste *Plutonium-Bombe* tragen. Dazu wählt man die *Enola Gay* aus. Das viermotorige Flugzeug hat seinen Namen von der Mutter des Kommandanten, Oberst Tibetts.
Scheinwerfer strahlen hell die Startbahnen von Tinian an. Auf den Abrollbahnen stehen Bomber in dichten Reihen. Es ist gleich 3 Uhr nachts. In der Mitte des B-29-Bomber-Pulks steht die *Enola Gay.*

Oberst Tibetts hat den Kopfhörer aufgesetzt. Captain Parson und Captain Lewis melden, daß die Maschinen startklar sind. Die Horstkommandantur gibt das Zeichen zum Start. Die Motoren brüllen auf, ein Zittern läuft durch die Riesenvögel. Ohrenbetäubender Lärm verschlingt jedes Wort. Schattengleich rollen die Begleitbomber über das Feld. Sie heben langsam ab und verschwinden in der Nacht.

Jetzt ist die Reihe an der *Enola Gay.* Sie bebt, setzt an, holpert schwerfällig über die Startbahn und zieht dann hoch. Vor dem Fenster des Piloten steht der Sternenhimmel über dem Pazifik.

Die Geschwader haben den Kurs gewechselt. Sie fliegen weiter nördlich einen Ablenkungsangriff. Gleich wird die Küstenlinie Japans auftauchen. Es ist Tag geworden, und lockere Wolkenfetzen treiben an den Fenstern vorbei.

Die Wetterstation funkt: „Klares Wetter über Hiroshima ... klares Wetter über Hiroshima ..."

Das ist die Entscheidung. Hiroshima wird das Ziel sein, nicht Nagasaki oder eines der anderen Ausweichziele. Damit ist das Todesurteil über die Kinder gesprochen, die eben jetzt aus den Betten aufstehen, über die Frauen, die ihren Werkstätten zustreben, und die mageren, kleinen Arbeiter, die von den Nachtschichten nach Hause eilen. Die *Enola Gay* fliegt mit fünfhundert Stundenkilometern nach Nordwesten. Rotgesäumte Zirruswölkchen stehen hoch über ihr, der Dunst reißt auf. In der Ferne taucht ein Streifen aus dem grünen Meer auf, und unten huscht der Schatten des Flugzeugs über den Ozean.

Captain Lewis hat das Glas an den Augen. Er blickt in das Geschachtel der Straßen und Häuser hinunter. Trotz der sechstausend Meter Höhe kann man die Eisenbahnen und die rauchenden Schlote der Fabriken erkennen. Es ist Hiroshima, die todgeweihte Stadt.

Zwei Begleitmaschinen tauchen auf. Sie huschen etwas tiefer dahin, um die Aufmerksamkeit der Japaner auf sich zu ziehen. Doch die Flugabwehr scheint nicht viel von den paar Flugzeugen zu halten. Der Bordfunker meldet, daß drunten Entwarnung gegeben worden sei.

„Gott sei ihnen gnädig!" sagt Oberst Tibetts. „Sie wissen nicht, daß sie an der Schwelle der Hölle stehen!"

„Achtung!" meldet Parson durch die Bordverständigung. „Ich setze zum Zielflug an: Mitte Hiroshima, Oberst!"

Die Besatzung blickt gebannt hinab. Die *Enola Gay* kurvt ein und stößt wie ein Schatten über die Landkarte hin. In der Mitte der Großstadt ragt als auffälliges Gebäude das halbrunde Hochhaus eines Kaufhauses empor. Captain Parson visiert es an.

„Bombe ab!" ruft Oberst Tibetts und krampft die Hände um den Steuerknüppel.

Er ist bleich wie ein Tuch. Die B 29 schüttelt sich erleichtert, als die Atombombe aus dem Schacht fällt. Die Männer zählen die Herzschläge, blicken aus der Maschine nach rückwärts.

Jede Sekunde ist gewonnen, die sie weiter von dem zu erwartenden Explosionspilz fortträgt.

Da — ein ungeheuerer Schwall von Licht schlägt zum Himmel auf. Die Augen sind geblendet, fast blind.
Hiroshima zerstiebt. Radioaktive Stürme rasen über das Feld, das einst die Stadt getragen hat. Aus der Mitte wächst ein Rauchpilz, der die dünnen Wolkenschleier durchstößt und sich wie eine drohende Faust zum Himmel reckt.
Der amerikanische Kriegsminister Henry Stimson schrieb einige Zeit später in der Pariser Zeitung „L'AURORE" über den Abwurf der Atombombe:
„Ein Bomber löste am 6. August 1945 eine einzelne Bombe über Hiroshima. Eine weitere Bombe wurde drei Tage später über Nagasaki abgeworfen — und der Krieg war beendet. Die Japaner glaubten, die USA könnten diesen Angriff endlos fortsetzen. Es waren nicht die beiden Bomben, welche die Kapitulation herbeiführten, sondern die Tatsache, welche Zerstörungen diese Bomben in den Orten anrichteten, und die Angst vor dem Gedanken, andere Angriffe könnten folgen . . ."
Das klingt in der Sprache des Politikers sehr nüchtern.
Die Wirklichkeit war unvorstellbar schrecklicher. Von den rund vierhunderttausend Einwohnern Hiroshimas waren in Augenblicksschnelle mehr als hunderttausend zerstäubt, weitere Hunderttausende mit fast unheilbaren Verbrennungen, Erblindungen, Verkrüppelungen geschlagen. Pflanze, Tier, Wasser, Luft und Erde waren für lange durch Strahlungen verseucht. Und noch Jahrzehnte nach dieser Katastrophe aus Menschenhand siechten in den Krankenhäusern Japans unheilbare Märtyrer dahin. Selbst die ungeborenen Kinder einer fernen Zukunft hatten Schäden und Mißbildungen durch die radioaktive Wirkung davongetragen.
In Hiroshima waren in der Sekunde der Atomexplosion Stahlträger von Brükken, Laternenpfähle und die Gerippe der Wokenkratzer durchgeschmolzen, hatte sich Eisenbahnmaterial und Maschinenhallen in teigigen Brei verwandelt. Der Explosionssturm hatte Dörfer, Vorstädte und Landhäuser in kilometerweitem Umkreis der Stadt fortgefegt.

1946 | Die Flüchtlinge



Der Bürgermeister hatte ausrufen lassen, daß alle Hausbesitzer und Wohnungsinhaber um 14 Uhr bei der Bahnhofswirtschaft sein sollten. Man erwartete einen Transportzug aus der Tschechei.
Da wir in einem entfernten Vorort wohnten, war es bei uns kaum zu Kämpfen oder Bombardierungen gekommen. Nur die verschleppten Polen hatten geplündert und einen Bauernhof abgebrannt. Die Bahnhofswirtschaft und ihr großer Saal waren unbeschädigt davongekommen. In dem einstigen Tanz- und Kinosaal war Stroh eingelagert, als Notquartier für die Ausgebombten.
Als der Gemeindebote die Anordnung des Bürgermeisters ausrief, sagte unser Vater: „Jetzt kommen die Flüchtlinge."
Mutter begann gleich laut zu jammern und meinte: „*Die* sind uns noch abgegangen! Sollen sie doch bleiben, wo sie gewesen sind. Ihr seht ja, daß Brot, Mehl, Fett und Fleisch kaum für die Einheimischen ausreichen. Wir sind selber nah am Verhungern."
„Die blieben gern dort, wo sie geboren wurden", meinte Vater. „Aber sie können nicht. Sie sind Deutsche wie wir. Man hat sie aus ihrer tausendjährigen Heimat fortgejagt. Vierzehn Millionen kommen auf uns zu: aus Ost- und Westpreußen, Schlesien, Böhmen, Mähren, aus dem Donauland und dem ganzen Osten, wo einstmals Deutsche gesiedelt haben. Es ist die Rache der Geschichte an Hitlers Großdeutschland, das ausgezogen war, Polen, Tschechen und anderen Ostvölkern das Lebensrecht zu nehmen!"
„Was soll das nur werden?" lamentierte die Großmutter. „Ist es nicht genug, daß sie unser Rest-Deutschland gevierteilt und besetzt haben? Es sitzt ja so schon alles zu dicht aufeinander . . ."
„Aufnehmen müssen wir sie", erklärte der Vater. „Wir haben den Krieg genauso verloren wie die Heimatvertriebenen. Nur hat es uns Gott sei Dank nicht so arg getroffen wie die, die alles verloren haben."
„Aufnehmen!" schimpfte jetzt der Großvater. „Du hast leicht reden, du bist nicht der Hausbesitzer! Wir aber haben schon dich und deine Familie aufgenommen, weil ihr in der Stadt ausgebombt seid. Sechs Personen in einem Haus, das für zwei gebaut ist! Sollen wir vielleicht noch enger zusammenrücken?"

Der Vater war kurz vorher, abgemagert und krank, aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt. Jetzt sagte ausgerechnet er, der am meisten durchgemacht hatte, daß man dem Schicksal dankbar sein müsse. Wir waren doch allesamt am Leben geblieben, hatte uns wiedergefunden und nur wenig von unseren Besitztümern verloren.
Schließlich nahm der Vater uns zwei Kinder bei der Hand und sagte: „Und jetzt wollen wir die Flüchtlinge begrüßen."
Am Bahnhof waren eine Masse Leute versammelt. Ein Güterzug war auf das tote Gleis geschoben, auf dem sonst die Fabrik ihre Waren verlud.
In den Güterwaggons hatte man offenbar Menschen transportiert, denn noch immer kletterten Frauen, Kinder und alte Männer heraus. Sie luden dürftiges Hausgerät, zusammengeschnürte Bündel mit Wäsche, Kleidern, Decken und etwas Geschirr aus. Am Bahnsteig stapelte sich bereits eine Menge ärmlicher Besitztümer.
Die Sanitätskolonne und das Rote Kreuz bemühten sich um eine Anzahl Kranker oder Verletzter, die auf Tragbahren lagen. Weil es an Autos fehlte, schaffte man sie mit Leiterwagen und Pferden weg.
Gott weiß, wohin! Das nahe Krankenhaus war zum Teil zerbombt, der Restteil so überbelegt, daß die Kranken auf den Gängen und im Keller auf dem Boden lagen.
Wir sahen schon, daß die Mehrzahl der Flüchtlinge aus Frauen und Kindern bestand. Die Männer waren entweder Greise, Krüppel oder Invaliden — kaum daß man ein paar gesunde und jüngere Männer sah.
Vater erklärte uns, daß man die Männer in Straflagern zurückbehalten habe. Sie mußten beim Wiederaufbau helfen. Andere aber waren Soldaten gewesen und saßen nun am anderen Ende der Welt, in sibirischen und ukrainischen Gefangenenlagern.
Ein Mann mit einer rot verschwollenen Nase und blauen Ringen unter den Augen ging vorbei. Ihn sprach Vater an.
„Was ist den mit Ihnen los, Kamerad?" sagte er. Der Mann stellte sich als Ulrich Reinhold aus der Gegend von Zwittau vor. Er sagte, daß er sein zerschlagenes Gesicht einer Nickelarmbanduhr verdanke, die ihm eine deutsche Mutter als Andenken für ihren Sohn anvertraut habe. Er fuhr fort: „Im Aussiedlerlager zu Zwittau wurde ich nach dieser Uhr gefragt. Ich gab zu, daß ich sie hatte, und legte sie auf den Tisch. Darauf erschien ein Partisan und nahm mich mit. Im Wachzimmer gab man mir zwei Faustschläge ins Gesicht, daß mir das Blut aus der Nase lief. Dann bekam ich auf die bloßen Fußsohlen acht Schläge mit einem Bleikabel. Schließlich erhielt ich Faustschläge, Kolbenhiebe und Fußtritte am ganzen Körper, bis ich zusammenbrach. Bis zum nächsten Tag blieb ich eingesperrt. Dann mußte ich unterschreiben, daß ich die Uhr abgeliefert habe und keinerlei Ansprüche stelle."
Eines der Kinder wollte wissen, warum die Flüchtlinge so wenig Gepäck mitgebracht hätten — warum keine Möbel, keine Haustiere, keine schönen Kleider, ganz zu schweigen von Autos, Fahrrädern oder Maschinen. Das hörte ein alter Mann, der nun zu uns trat und in einem etwas fremd klingenden Deutsch Auskunft gab.

„Ich heiße Josef Zeche. Auf meinem landwirtschaftlichen Besitz in Kuntzendorf bei Mährisch-Trübau saß seit November 1945 der Tscheche Franz Matonoha aus Boskowitz als Verwalter. Er quälte nicht nur meine ganze Familie unmenschlich, sondern drangsalierte das ganze Dorf. Meine Frau war schwer krank und gelähmt. Auf sie nahm er in keiner Weise Rücksicht. Meine Tochter mißhandelte er schwer. Bei jeder Kleinigkeit wütete er gegen uns und machte uns für alles verantwortlich. Deutsche hatten nicht das geringste Recht. In allen Häusern nahm dieser tschechische Verwalter Kontrollen vor. Dabei stahl er, was ihm gefiel. Als wir endlich ausgesiedelt wurden, behielt er die besten Sachen zurück. Den Rest unserer Habe nahmen uns die Grenzsoldaten, die Polizei und die Partisanen ab. Deshalb sind wir mit leeren Händen nach Deutschland gekommen."

Vater und wir Kinder gingen aufmerksam durch die Reihen der Flüchtlinge. Der Bürgermeister und einige Gemeinderäte stellten eben Listen zusammen. Sie hatten die schwere Aufgabe, die Leute in Quartiere einzuweisen. Denn sie waren mit nichts als den paar Bündeln und den Kleidern am Leib angekommen. Irgendwo mußten sie nachts schlafen, irgend etwas sollten sie zu essen bekommen. Eine alte Feldküche im Hof des Bahnhofswirtes qualmte, und auch in der Wirtsküche machte man Kaffee und Suppe. Den Kaffee kochten die Wirtsmägde aus dem Kaffeesatz, den die Amerikaner auf den Abfallhaufen geworfen hatten, und die Suppe bestand aus den Resten der Mahlzeiten, welche die amerikanischen Soldaten fortwarfen.

Vater hatte einen Kriegsinvaliden auf Krücken entdeckt, der noch den zerschlissenen feldgrauen Rock trug. Der Mann hatte ein kluges Gesicht hinter der scharfen Stahlbrille. Er hieß Dr. Kurt Zamsch. Auch er hatte eine Leidensgeschichte zu berichten.

„Ich wurde am 6. Oktober 1945 krankheitshalber — dauernde Arbeitsunfähigkeit infolge Unterernährung, Körpergewicht 54 Kilo bei Körpergröße einsvierundachtzig, Wasser in beiden Beinen — aus russischer Kriegsgefangenschaft in meine Heimat Mährisch-Schönberg entlassen. Bei meiner Ankunft in Brünn am 4. November nahmen mich die Tschechen fest und brachten mich in das Kriegsgefangenenlager Kurim. Dort schrieb man mich gleich wieder arbeitsunfähig, trotzdem mußte ich mehrmals beim Heranschaffen von Brennholz mitarbeiten. Das bedeutete einen Tagesmarsch von 24 Kilometern mit Belastung. Es überstieg meine Kräfte, und ich brach zusammen. Daraufhin trieb man mich mit Stockschlägen an, und ich mußte weitermarschieren.

Im Lager gab es die Prügelstrafe. Für jede Kleinigkeit bekam man Prügel, so daß die Gefangenen völlig eingeschüchtert waren. Die Verpflegung war verhältnismäßig reichlich: Dreiviertel Liter dünne Graupensuppe und fünfhundert Gramm Brot täglich — freilich alles ohne Salz und ohne Fett."

Der Doktor berichtete von seinen weiteren Leiden in den Kohlengruben, als seine Frau kam. Sie unterbrach seinen Redefluß und wußte selber allerhand zu bezeugen.

Sie sprach von Gefängniszellen, die für zwei Leute gebaut waren, und in denen man mehr als dreißig zusammenpferchte. Sie erzählte, wie die deutschen Häft-

linge — fast nur Frauen und Kinder — fünfmal am Tag ausgeplündert, geprügelt und geschunden wurden. Sie hatten aus Schweinetrögen essen und aus Abfallkübeln trinken müssen. Dabei erhielten sie fünfzehn Gramm Brot täglich und eine Tasse dünnen Kaffee. Man hatte den Frauen die Haare abgeschoren und ihnen ein Hakenkreuz mit Ölfarbe auf den Rücken gemalt. Die Anrede war nur „deutsches Schwein!", die Arbeit für die Frauen bestand im Mörtelmischen, Ziegelschleppen und Steineklopfen.

Wir hörten mit großen Augen zu und waren ganz still geworden.

Vater aber ging zum Bürgermeister und sagte, indem er auf den invaliden Doktor und seine Frau deutete: „Diese beiden nehmen wir."

So kamen Dr. Franz Zamsch und seine Frau zu uns. Sie blieben ungefähr fünf Jahre in einer einzigen Kammer mit Kochnische und Wasserhahn. In unserem winzigen Gemüsegärtchen bauten sie Grünzeug, Kohl und Salat an. Dann zog der Doktor in seine neugebaute Praxis um.

Heute — 22 Jahre nach der großen Austreibung — ist Dr. Franz Zamsch einer der angesehensten Gemeindebürger und wohnt in einer schönen Villa, wo er auch seine Praxis hat. Er fährt einen Mercedes. Der alte Gutsbesitzer aus Kunzendorf in Mähren hat es noch erlebt, wie ihm der „Grüne Plan" einen schönen Neubauernhof bescherte. Er liegt ganz nahe bei unserem Ort. Die Kinder und Enkel des alten Mannes unterscheiden sich nicht mehr von eingeborenen Bayern. Die Enkelkinder sind übrigens selber geborene Bayern.

Der Mann mit der eingeschlagenen Nase und den „blauen Augen" machte einen Werkstattbetrieb auf. Es zeigte sich, daß er tüchtig und fleißig war. Heute besitzt er ein Haus, eine Garage und eine Tankstelle. Seine Kinder waren unsere Schulkameraden, und wir haben Freundschaft mit ihnen geschlossen. Kein Mensch denkt heute mehr daran, daß sie einstmals als Flüchtlinge zu uns gekommen sind.

1947 | Die Blüten des Bösen

Frau Schulze war eine „Trümmerfrau". Darunter verstand man damals die deutschen Frauen und Mädchen, die von der russischen Besatzungsbehörde dienstverpflichtet worden waren und meist die Ziegelsteine der Bombenruinen abklopfen, aussortieren und säuberlich stapeln mußten.

In alten Militärhosen, Männerjacken und mit hochgebundenen Kopftüchern standen diese Frauen tagaus, tagein in den Ruinenfeldern Berlins und arbeiteten schwer. Weil die Männer fehlten, lag fast alle Last auf den Schultern der Mütter, Kriegerfrauen, Witwen und Mädchen. Die Männer saßen entweder im fernen Sibirien im Gefangenenlager, oder sie waren nach Westen geflohen. Andere wieder warteten hinter Stacheldraht auf ihr Urteil, und die wenigen, die noch übrig waren, taten die schwerste Arbeit. Sie verluden die letzten deutschen

Maschinen, die nach Osten rollten, sie arbeiteten in Bergwerken oder beim gefährlichen Einreißen der Trümmer.
Anfangs März hatte Frau Schulze Glück. Sie erhielt wegen ihren drei unmündigen Kindern und weil sie schon dreimal ohnmächtig zusammengebrochen war, eine leichtere Arbeit zugewiesen. Jetzt kam sie in eine Kohlenverteilungsstelle und hatte Kohlen zu packen.
Da beinahe alle Gebäude in der Behnkestraße zerstörte und ausgebrannte Kästen waren, hatte die Kohlenstelle ihre Tätigkeit in einige Keller verlegt. Über einen Hinterhof stieg man in diesen unterirdischen Bereich. Man sah noch deutlich die Spuren des ehemaligen Luftschutzkellers: die verbauten Ausstiegsluken, die Abstützbalken und die eiserne Türe zum Hauptraum. Durch die Luken schüttete man jetzt die kostbaren Briketts, die dann unten im Kellerraum in kleine Päckchen zu zehn bis fünfundzwanzig Pfund verpackt wurden. Denn Heizmaterial bekam man, genau wie Nahrung oder Kleidung, nach Pfund und Gramm „zugeteilt“. Dafür gab es „Punkte“, „Marken“ oder Bezugsscheine. Ein Brikett war zum Wertgegenstand geworden, den man in der neuen Zigarettenwährung teuer bezahlte.
Frau Schulz hatte wie jedermann die Werttabelle der Zigarettenwährung im Kopf. Im März 1947 war das so:

20	Ami-Zigaretten	=	150 Reichsmark
1	Kil. Kaffee	=	1100 Reichsmark
3/4	Liter Schnaps	=	150 Reichsmark oder 1 Päckchen Ami-Zigaretten
1	Ei	=	150 Reichsmark oder 1 Schachtel Zigaretten
1	Schachtel Streichhölzer	=	5 Reichsmark
1	Brikett	=	150 Reichsmark oder 10 Zigaretten

Als Frau Schulz bei der Kohlenverteilungsstelle zu arbeiten anfing, fand sie zwei Arbeitskollegen, die Kohlen abzuwiegen und umzuschaufeln hatten.
Der eine war ein alter Mann, sicherlich ein Rentner, den die blanke Not zwang, zur Arbeit zu gehen. Er hieß Paul Möller und hauste in einem Keller nahe der Behnkestraße. Mit ihm fand sich Frau Schulze gleich zurecht. Sie redete ihn mit „Opa“ an, und er fragte sie, woher sie komme und wovon sie lebe.
Da berichtete Frau Schulze, sie sei aus Dresden geflohen, kurz bevor die Engländer die Stadt voller Flüchtlinge mit Bombenteppichen vernichtet hatten. Nach dieser Katastrophe war Frau Schulze nochmals in die Trümmerwüste zurückgekehrt, weil sie dachte, ihr Mann suche sie dort. Doch nach einem Jahr bekam sie die Nachricht, er sei im Lager Workuta in Sibirien.
Aus ihrer Dresdener Zeit hatte Frau Schulze allerhand Erlebnisse zu berichten.
„Wenn in den Abendstunden der überfüllte Personenzug P 315 aus Dresden mit mehr als fünfzehn Kilometern in der Stunde durch die einsame Gegend zwischen Wünsdorf und Zossen ‚brauste‘, stürzten die ‚Gleis-Piraten‘ wie die Buschklepper aus dem Gebüsch hervor. Während der Zug vorbeifuhr, schrien sie sich mit ihrem Losungswort ‚Hunger! Hunger!‘ Mut zu. Dann schlugen sie lange Stangen, Spitzhaken und sonstige Enterwerkzeuge in die auf den Trittbrettern liegenden Gepäckstücke, um sie herunterzureißen. Frauen und

Jugendliche waren die Verwegensten. Sie hatten es besonders auf die Rucksäcke und die Kartoffelsäcke abgesehen.
Sie kennen ja diese Züge, Opa. Die Leute saßen auf Dächern und Puffern, sie hingen wie Trauben an Trittbrettern und Plattformen. Alle waren beim ‚Hamstern' gewesen und hatten gegen ihre letzten Goldringe, Uhrketten, gegen Kopfkissen, Bettbezüge, Pullover, Schuhe oder Werkzeug bei den Bauern Kartoffeln, etwas Mehl oder Brot eingetauscht. Jetzt brachten sie ihre Beute unter größten Schwierigkeiten in die Stadt zurück, immer in Gefahr, von den Russen, von der deutschen Polizei oder von Räubern ausgeplündert zu werden. Nun, ich hatte unter vielen Schwierigkeiten und Ängsten einen halben Zentner Kartoffeln vor den Polizisten retten können. Jetzt aber geriet ich auf der Zugfahrt den ‚Gleis-Piraten' in die Hände. Sie rissen meinen Sack vom Trittbrett, und ich kam mit leeren Händen zu meinen hungrigen Kindern zurück. Da hatte ich genug von Dresden und machte mich auf nach Berlin."
Opa Paul Möller wußte auch einiges zu erzählen. Am liebsten sprach er vom Essen — wie jedermann damals. Er schilderte gern, was er früher für herrliche Dinge gehabt hatte: Gänsebraten, Eisbein, Schweinebraten mit Klößen und wunderbare Kasseler Rippchen. Dann berichtete er, was er schon alles auf dem „Schwarzen Markt" verschachert hatte, nur um einigermaßen satt zu werden: sein Eisernes Kreuz aus dem Ersten Weltkrieg, Hitlers „Mein Kampf" an einen Ami, die ganze Bettwäsche und den Sonntagsanzug.
„Es gibt überall in Berlin dunkle Ecken, junge Frau", sagte der Opa. „Man muß nur wissen, wo man die rechten Leute findet. Da wird mit allem gehandelt, was sich nur bewegen läßt. Und man kann gegen Zigaretten oder Gold, gegen Wertsachen, Wäsche, Schuhe oder Schmuckstücke so ziemlich alles eintauschen: falsche Papiere, Lebensmittelmarken, Brot, Kleider, amerikanische Waren und Konserven, einen Entlassungsschein oder ein Dokument, in dem steht, daß man kein Nazi war."
Dann erzählte Opa Möller von einem Kameraden, der als Kraftfahrer bei den Amerikanern in ihrem Sektor arbeitete. Er war Kriegsgefangener mit schwarz umgefärbter Uniform, auf dem Rücken trug er die Buchstaben PW, aber er durfte sich als Lastwagenfahrer ziemlich frei in der Stadt bewegen. Nur ein Amerikaner war bei ihm.
Mit dem hatte er Geschäfte gemacht und ihn überredet, sich an einer tollen Sache zu beteiligen. Sie lieferten einen LKW mit amerikanischen Nahrungsmitteln statt in der Kaserne auf dem Schwarzen Markt ab. Seither schwammen beide im Geld und hatten alles. Auch den amerikanischen Lastwagen verkauften sie gleich.
Opa Möller war ein sehr umgänglicher Mensch. Um so unheimlicher war für Frau Schulze der andere Kohlenpacker, ein beinah fünfzigjähriger Mann namens Erich Kramer, der aber aussah, als sei er zwanzig Jahre älter als Opa. Er wog, wie er selber sagte, nur 47 Kilo, dabei maß er wenigstens 1,70 Meter. Kramer war eine menschliche Ruine: ausgehungert, nur noch Haut und Knochen. Die Augen flackerten ihm wild und bösartig in tiefen Höhlen. Er sprach kaum und hörte nur dann den Gesprächen der anderen zu, wenn vom Essen die Rede war. Manchmal kaute er an Holzstücken, und einmal ertappte ihn Frau Schulze, wie

er gierig eine in den Kohlenstaub getretene Brotrinde aufhob und sofort verschlang.
Als Frau Schulze kaum ein Woche bei der Kohlenstelle gearbeitet hatte, bemerkte sie am Morgen des 5. März einen Menschenauflauf, die Polizei und viele aufgeregte Gaffer. Sie erfuhr, daß Erich Kramer, dieses menschliche Wrack, seinen Kollegen, Opa Paul Möller, erschlagen und unter den Kohlen verscharrt hatte.
Obwohl man damals gewohnt war, jeden Tag von Mord und Totschlag, Raub und Gewalt zu hören, erschütterte es Frau Schulz doch sehr, weil sie eben den armen „Opa" gekannt hatte. Deshalb verfolgte sie auch im *Telegraf* die Verhandlung, als man Erich Kramer ergriffen und vor Gericht gestellt hatte. Sie las den Rest der Geschichte in der Zeitung:
„Der 43jährige Kohlenarbeiter Erich Kramer erschlug am 5. März 1947 seinen Freund und Arbeitskollegen Paul Möller. Das Schwurgericht verurteilte ihn zu zwölf Jahren Zuchthaus und zehn Jahren Ehrverlust. Der Angeklagte, der eine völlige Ruine darstellt, nimmt das Urteil ebenso unbeeindruckt hin, wie er den Antrag des Staatsanwaltes zur Todesstrafe gehört hatte. In seinem dünnen Lazarettkittel vor Kälte zitternd, macht er vor den Geschworenen seine Aussage. Unerschöpflich ist die Geduld des Vorsitzenden. Alles scheinbar Widersinnige im Ablauf des Verbrechens wird entwirrt durch das einzige Wort ‚Hunger'! ‚Ich hatte Hunger, da ist alles so gekommen!' sagt der Angeklagte. Seit Tagen hatte er nichts als einige Scheiben trockenen Brotes zu essen. Möller aber hatte seine Lebensmittelkarten dabei und zudem noch ein Vesperbrot im Rucksack mitgebracht. Sie standen im Keller bei ihrer Arbeitsstätte, beide waren mit Kohlenpacken beschäftigt. Da bückte sich Möller. Kramer erschlug den Kameraden mit einer schnell aufgerafften Eisenstange. Mit beiden blutbesudelten Händen riß er das Brot aus dem Rucksack und verschlang es.
Dann nahm er dem Toten die Brieftasche ab, schleifte ihn in einen Nebenkeller, verschloß die Tür und warf den Schlüssel fort.
Im nächsten Restaurant verzehrte er, was er bekommen konnte. Er hielt sich auch an den folgenden Tagen nur in Eßlokalen auf. Schon am Abend des 7. März erfolgte seine Verhaftung."
Überall waren die Blüten des Bösen aufgegangen.
Hitler hatte das Recht gebrochen und die Gewalt verkündet. Aus Gewalt kam Krieg, aus Krieg Niederlage, Not, Hunger, Verbrechen und Tod. Der Rest war die Welt, wie sie nun mit giftigem Hauch blühte: die einstige Hauptstadt Berlin geteilt, alles in Trümmern, Hunger, Not und Gewalttat.

1947/1948

Indien wird frei

Die Umwälzungen des Zweiten Weltkrieges hatten auch dem Kolonialismus den Todesstoß versetzt. Einerseits hatte dieser Krieg die Kolonialmächte, vor allem England und Frankreich, sehr geschwächt, zum anderen waren die meisten der farbigen Völker zu neuem Selbstbewußtsein erwacht. Sie wollten nicht länger unter fremder Herrschaft leben. Die Veränderung erfaßte nicht nur den Nahen Osten, Afrika und Ostasien, sondern auch das Juwel unter den britischen Kolonien: Indien.

Lange Jahre lang hatte dort ein Volksführer namens Mahatma Ghandi den Engländern Widerstand geleistet. Er predigte jedoch im Gegensatz zu anderen Revolutionären „Gewaltlosigkeit" und die „Macht des beständigen Geistes". Indem er fastete, betete und sein Volk aufforderte, keine englischen Waren zu kaufen, die Straßen, Bahnen und anderen Verkehrswege durch ihre Leiber zu blockieren, machte er schließlich die englische Besatzungsmacht so mürbe, daß sie einverstanden war, den Indern die Freiheit zurückzugeben.

Im März 1947 verkündete Lord Mountbatten, ein Vetter des englischen Königs, als Generalgouverneur in Kalkutta, daß England entschlossen sei, im Verlauf der kommenden fünfzehn Monate seine Truppen aus Indien zurückzuziehen.

Aber sogleich erhoben sich alle in Jahrtausenden gewachsenen Gegensätze des riesigen Landes. Kaste stand wider Kaste, Religionsgemeinschaft gegen Religionsgemeinschaft, Maharadschas gegen ihre Völker, Mohammedaner gegen Hindus. Die größten Parteien mit den meisten Anhängern waren die Moslem unter ihrem Führer Ali Jinnah-Chan und die Hindus, die von Ghandi und Pandit Nehru geführt wurden.

Indien hatte eine wild bewegte Geschichte hinter sich. Seit Urzeiten waren immer wieder andere Rassen und Stämme in das reiche und riesige Land eingewandert. Alle hatten ihre eigenen Sitten, Gebräuche, Religionen und Sprachen. Ein Jahrhundert nach dem Tode des Propheten Mohammed, also etwa um die Zeit, als im Westen Karl Martell die Araber schlug, waren arabisch-persische Scharen ins Industal eingedrungen. Seither waren immer wieder mohammedanische Eroberervölker gekommen. Die Massen der Urbevölkerung bildeten jedoch dunkelhäutige Hindus, die von den kriegerischen Mohammedanern besiegt worden waren. Zwischen diesen beiden Gruppen der Bevölkerung herrschte jahrhundertelang Todfeindschaft.

Erst als im 18. Jahrhundert die Engländer Indien unterwarfen, sorgten sie dafür, daß die fortwährenden Kriege, Morde und Gemetzel zwischen Moslems und Hindus aufhörten.

Jetzt aber, in der nahen Stunde der Freiheit, ist alles wieder wie einst. Die Mohammedaner wollen einen eigenen Staat für sich, den sie Pakistan nennen. Die Hindus behalten den größeren Teil Indiens.

Im Streit um die Grenzziehung kommt es in Kaschmir zu Füßen des Himalaya zu schweren Ausschreitungen und Massenmorden. Während man in Pakistan

die Hindus wie wilde Tiere hetzt und verfolgt und sie schließlich das Gemetzel von Karatschi über sich ergehen lassen müssen, können in Hindostan Moslems die höchsten Ämter in den Landesregierungen bekommen.
So ist also die Lage, als der 79jährige Ghandi eingreift.
Gewaltlos hat er sein Ziel: die Freiheit Indiens, erreicht. Soll nun alles in einem Blutbad enden? Im selbstgewebten Wollumhang war er an der Spitze von Hunderttausenden ans Meer gezogen, um Salz aus dem Wasser zu gewinnen: damit niemand mehr englisches Salz kaufen müsse. Er hatte seinem Volke gelehrt, mit der Heimspinnmaschine umzugehen und die Künste der Väter wieder zu üben.
Wenn ihn die Engländer wegen Aufruhrs einsperrten, hatte er freiwillig solange gefastet, bis sie ihn wieder freiließen. Am Ende hatte er durch sein armes, heiligmäßiges Leben und seine unendliche Güte Freund und Feind so sehr beschämt, daß man ihm all seine Forderungen von selbst zugestand.
Aber nun wollen sich die indischen Völker selber zerfleischen!
Da wendet Mahatma Ghandi seine bewährte Waffe noch einmal an: er unternimmt ein letztes Fasten, um das Morden zu beenden. Und tatsächlich: unter seinem ungeheueren Einfluß kehrt Friede im Land ein.
Der Tag der indischen Freiheit bricht mit dem 15. August 1947 an.
Hunderttausende versammeln sich vor Tempeln und Moscheen. Kanonenbatterien schießen Salut, die Tempelgongs dröhnen, und bunte Aufzüge mit wehenden Bannern ziehen durch die Straßen. Die britischen Truppen treten vor den Regierungsgebäuden an, präsentieren die Gewehre und holen feierlich die englische Flagge ein. Die neue Fahne steigt am Mast empor: in Neu-Delhi die gelb-weiß-grüne Flagge der Republik Indien, in Karatschi das grün-weiße, mit Stern und Halbmond geschmückte Banner Pakistans. Tausende singen das Loblied auf die große, nährende Mutter Indien:

„Ich grüße dich, Mutter,
die wasserdurchfunkelte,
reich mit köstlichen Früchten begabte
und von Himalayawinden gelabte,
lächelnde, die uns Segen bringt,
Mutter, ich grüße dich!"

In Birla House sitzt der alte Ghandi und fastet. Diesmal geschieht es um des Friedens und der Versöhnung willen. Noch stehen schwere Stürme bevor, die schlimmer sind, als sie die Briten je heraufbeschworen haben: Stammeshaß, Unduldsamkeit, Rassenhaß, religiöse Raserei.
Der heilige Mann predigt seinem Volk:
„Der Weg der Wahrheit ist auch der Weg des Friedens! Die Lüge dagegen ist die Mutter der Gewaltsamkeit. Ein nach Wahrheit strebender Mensch kann auf die Dauer nicht gewaltsam sein. Er wird auf seinem Wege bald erkennen, daß er die Gewalt überhaupt nicht nötig hat. Er wird weiterhin entdecken, daß solange noch die geringste Spur von Gewaltsamkeit in ihm steckt, all sein Streben vergebens ist.

Es gibt keinen Mittelweg zwischen Wahrheit und Nicht-Gewalt einerseits und Unwahrheit und Gewalt andererseits . . ."

Die Besten seines Volkes begreifen ihn. Aber allenthalben gibt es engstirnige, unbelehrbare, rachsüchtige und fanatische Menschen. Selbst unter der Masse weißgekleideter oder halbnackter Gestalten, die Birla-House — Ghandis Wohnsitz — zu jeder Stunde des Gebetes umdrängen, fehlen die Gewalttäter nicht.

Am späten Nachmittag des 30. Januar 1948 weht ein heißer Wind aus der Ebene über die Menge. Tausende haben sich in den Schatten der hohen Bäume gelagert.

Die Wartenden sind tief erregt, denn erst vor einer Woche ist eine Bombe gegen den geliebten Mahatma Ghandi geworfen worden. Zum Glück ist der Heilige unverletzt geblieben. Er hat, seiner Lehre getreu, seinen Feinden verziehen und darauf bestanden, daß die Polizei nicht nach ihnen fahndete.

Der Vorhang des Bungalows öffnet sich. Der fast achtzigjährige „Vater der Inder" tritt ins Freie. Er trägt das selbstgewebte weiße Baumwolltuch. Die magere, zerbrechliche Gestalt des Greises stützt sich auf den Arm seiner Enkelin.

„Mahatma Ghandi -ki-ja!" jubelt die Menge. Menschen stehen zu beiden Seiten des Kiesweges, der zum Gebetsplatz im Garten führt.

Ghandi wehrt mit freundlicher Geste ab. Seine Freunde bahnen ihm einen schmalen Weg durch die begeisterten Anhänger.

Ein bärtiger Sikh aus dem Gebirge wirft sich vor dem Meister auf die Knie. Die Enkelin beugt sich herab, den Flehenden zur Seite zu schieben. Da hebt der Mann eine Pistole und feuert.

Ghandi greift zum Herzen, schwankt und sucht nach Halt.

Der Rasende schießt noch zweimal, bis der Mahatma tot zusammenbricht.

1948

Die Fehler der Russen und die Luftbrücke



Wir hatten einen jungen Mann zu Gast, der sich durch kühne, neu-revolutionäre Ansichten auszeichnete und Mao und Ho-Tschi-minh über alles stellte, aber auch einen Berliner, der die Dinge ganz anders, mit rein „westlichen" Augen sah. Im Verlauf des Streits, der sich zwischen den beiden entspann, meinte der Berliner, die Russen unter Stalin hätten 1945, nach Kriegsende, vor allem zwei Fehler gemacht: sie hätten erstens dem Westen ihre Truppen gezeigt, und dann hätten sie ihren Truppen den Westen sehen lassen.

Er erzählte, wie es war, als die russischen Soldaten in die deutschen Städte kamen; wie sie plünderten, Gewalttaten verübten, die Frauen jagten und es kein Recht eines Deutschen gegenüber einem Russen gab. Er berichtete aber auch, wie sich die russischen Soldaten im WC wuschen und diesen Raum „Strickzimmer" nannten, weil ein Strick zum Ziehen der Wasserspülung für sie etwas ganz Neues war. Andere holten die Radioapparate aus den Häusern, stellten sie auf die Anlagenbänke und wollten deutsche Arbeiter zwingen, sie zu richten.

„Du Sabotage!" riefen sie. „Du machen Musik!"

Am übelsten aber war, daß die Russen monatelang Jagd auf alle weiblichen Wesen machten. Ihr katzenartiges Gejaule „Frauu komm!" klingt vielen Berlinern heute noch in den Ohren.

Der andere Fehler Stalins war, daß seine Soldaten zum erstenmal ein mitteleuropäisches Land zu sehen bekamen. Sie wunderten sich, daß trotz Kriegszerstörungen ein deutscher Arbeiter ein Häuschen hatte und eingerichtet war wie ein „Kapitalist".

Viele Russen wollten nicht mehr nach Rußland zurück. Stalin mußte die Truppen erst in Sibirien „umschulen". Sie hatten gesehen, daß in einem Land, von dem man ihnen erzählt hatte, es sei voll von Sklavenhaltern und Ausbeutern, die Arbeiter besser lebten als jemals im roten Paradies.

„Wer aber wie ich in russischer Gefangenschaft war", sagte der Berliner, „und wer den Bolschewismus an Ort und Stelle erlebt hat, der hat wenig Sehnsucht danach, daß ähnliche Verhältnisse auch bei uns einziehen. Die Berliner aber haben durch das erste Jahr der russischen Besatzung solche Lehren empfangen, daß sie heute lieber sterben würden, als sich einem System der Gewalt zu beugen."

„Das sind große Worte, Mister Berlin!" rief der junge Mann. „Man sagt so leicht ‚lieber tot als rot', aber wenn es soweit ist, will jedermann gern leben."

„Sie irren", entgegnete der Berliner. „Meine Landsleute haben bereits bewiesen, wie hartnäckig sie die Freiheit verteidigen. Und der vielgeschmähte Westen hat ebenfalls gezeigt, daß er im Ernstfall bereit ist, für Verträge, Freiheit und Menschenrecht auch zu kämpfen."

„Ach, Sie meinen den Kampf der Amerikaner und ihrer Verbündeten in Korea und in Vietnam?" spottete der andere.

„Nein", sagte der Berliner, „ich meine die Geschichte der Berliner Luftbrücke! Damals hat der Westen — vor allem Amerika — für uns Deutsche die Freiheit West-Berlins erfolgreich verteidigt."

Und dann begann er zu erzählen.

Als damals am 24. Juni 1948 die westlichen Kommandanten die neue Deutsche Mark als Währung in West-Berlin einführten, verhängten die Russen die Blockade. Sie wollten Berlin wirtschaftlich erledigen und aushungern. Wenn aber die Westkommandanten die bundesdeutsche Währungsreform und die neue Währung einführten, dann konnte Berlin wieder aufblühen und nicht als reife Frucht dem roten Herrschaftsbereich zufallen.

Die Russen verboten also jede Lieferung von Lebensmitteln, Kohle, elektrischem Strom, Waren, Maschinen und die Beförderung von Personen per Auto, Bahn, Schiff oder Flugzeug nach West-Berlin. Die wenigen Verbindungsstränge Berlins zum Westen wurden unterbrochen und abgeriegelt.

Den Russen kostete das nicht viel. Sie brauchten nur den Hahn zuzudrehen. Die Amerikaner hatten im Waffenstillstandsvertrag einfach „vergessen", sich die Verbindungslinien nach dem Westen zu sichern.

Die Amerikaner, Engländer und Franzosen in den drei West-Sektoren der geteilten Stadt würden — so dachten die Russen — sicherlich nicht zugeben, daß über zwei Millionen Westberliner samt ihren Frauen und Kindern verhungerten. Eher würden sie Berlin räumen. Dann konnte Rußland auch den Rest der Stadt verschlucken.

Aber da telefonierte noch am 24. Juni General Clay in Berlin mit Generalleutnant Le May in Wiesbaden. General Clay sagte: „Ich brauche täglich wenigstens fünf- bis siebenhundert Tonnen Güter, um Berlin halten zu können."

Das amerikanische Hauptquartier sagte zu, diese Güter mit Riesenflugzeugen in die Inselstadt einzufliegen. Das war der Anfang der „Luftbrücke".

General Clay holte sich aus Amerika und England erstklassige Flugfachleute heran, die ihm die Luftbrücke organisierten. Auch die Engländer erklärten sich bereit, täglich fünfzehnhundert Tonnen Waren nach Berlin zu fliegen, weitere dreitausend Tonnen übernahmen amerikanische Transportflugzeuge. Denn es stellte sich heraus, daß die Stadt viel mehr brauchte, als man zunächst geglaubt hatte. Trotz aller Hilfe brachen sehr harte Zeiten für die Berliner an.

Sie saßen im Dunkeln, weil die Elektrizitätswerke ohne Kohle nicht genug Strom erzeugen konnten. Ihre Mahlzeiten schrumpften auf amerikanisches Trockengemüse und Trockenkartoffeln zusammen.

„Lieber POM", sagten sie (denn so hieß das US-Erzeugnis aus Kartoffelmehl), „als das russische: ‚Frauu komm!'"

Bis zum 31. Juli mußten in Westberlin 3619 Betriebe wegen Strommangel schließen, die Arbeitslosen standen wieder einmal Schlange. Am 4. August begann man in Tegel mit dem Bau eines neuen Luftbrücken-Flugplatzes. Bis zum fünfzigsten Tag der Blockade hatte man schon neunzigtausend Tonnen Lebensmittel nach Berlin gebracht. Innerhalb von 24 Stunden wurde die Stadt oft 373 mal angeflogen, ständig dröhnte der Himmel von Motoren.

„Lieber, junger Freund", sagte unser Berliner, „das waren Tage der Furcht, des ungebrochenen Stolzes und der Hoffnung! Jeder einzelne Mann, jede Frau und jedes Kind waren entschlossen, sich und die Stadt gegen den Zugriff aus dem Osten zu verteidigen. Damals hätten Sie ‚Heil Stalin!' rufen sollen! Die Antwort der Berliner wäre ziemlich klar gewesen. Wir sind nachts aufgewacht, wenn einmal das Motorengebrumm aussetzte. Wir schauten ständig zum Himmel: ob Regen, Schnee, Sturm oder Gewitter – unsere Freunde aus den USA oder England kamen angeflogen. Ich sage Ihnen: ein Luftbrückenpilot war damals beliebter und umschwärmter als heute ein Filmstar. Und mancher von diesen braven Jungen hat sogar sein Leben eingebüßt, wenn er Bruchlandung machte oder im Sturm notlanden mußte."

Und er berichtete weiter, wie der Winter kam: ein Winter ohne Kohle. Denn bei allem Einsatz vermochten die Verbündeten doch keine Kohlen für eine Zwei-Millionen-Stadt heranzuschaffen. Da erhielten die Berliner Familien die Erlaubnis, je zwei Kästen Holz selber zu schlagen: sie holzten den Tiergarten ab, die Landstraßen und die Parks ab. Es reichte jedoch nur, daß jede Familie etwa zweimal in der Woche heizen konnte.

Niemand sprach von Ergeben, keiner wollte durch Klagen die Kampfkraft schwächen. Alle schimpften fürchterlich auf die Russen, hielten durch und froren dazu erbärmlich.

General Clay brachte durch die „Aktion Storch" Zehntausende von Berliner Kindern in das warme westliche Nest. Das machte den Berlinern die Lage etwas leichter.

Allmählich schrieben alle Zeitungen der freien Welt voller Bewunderung über die tapfere Bevölkerung der Inselstadt. Die Russen, die sonst immer davon sprachen, welche Volksfreunde und Befreier der Armen sie seien, beschuldigte man, nur die Ausdehnung ihrer Macht anzustreben.

Dazu setzten Amerika, England und sogar Frankreich immer mehr Flugzeuge ein. Endlich erkannte man im Osten, daß *so* kein Sieg zu gewinnen sei.
Am 11. Mai 1949 beendeten die Russen die Blockade Berlins.
Die Stadt war der glücklichste Platz der Welt. Die Leute umarmten sich weinend vor Freude auf den Straßen.
„Und deshalb, junger Freund", schloß unser Berliner, „kämpfen jene Leute, die das alles erlebt haben, mit Leidenschaft und Ausdauer für die Freiheit und unsere demokratische Staatsform. Ich aber — als alter Berliner — möchte nur wünschen, daß die Söhne und Enkel nicht durch leichtfertiges Geschwätz diese Freiheit verspielen."

1964 | Abenteuer an der Berliner Mauer



Als wir in Berlin zu Besuch waren, brachte uns der Fremdenführer zur Ruine des alten Reichstagsgebäudes. Es steht dicht an der Grenze zum Ostsektor und überall warnen große Tafeln: „Achtung! Sie verlassen jetzt das freie Berlin!"
Wir standen vor der „Mauer", einem häßlichen Gebilde aus Zementmauersteinen mit mehrfachen Reihen Stacheldraht auf der Krone. Drahtrollen lagen davor, und dahinter ragten hölzerne Wachttürme, auf denen Vo-Pos (Volkspolizisten) mit umgehängten Maschinenpistolen ihre Ferngläser spielen ließen und sie sogleich auf uns richteten.
Der Fremdenführer geleitete uns auf eine hölzerne Plattform, von der aus man eine größere Übersicht bekam. Jetzt erkannte man die Betonpfeiler hinter

der Mauer. Man machte uns auf die zugemauerten Fenster der gegenüberliegenden Häuser aufmerksam. Im „Todesstreifen" drüben befanden sich kaum Menschen außer den Soldaten und Polizisten.
Ich fragte den Fremdenführer: „Warum hat Walter Ulbricht eigentlich diese Dummheit gemacht? Er möchte doch als Staatsführer des ostdeutschen Staates in der Welt angesehen werden. Und nun kommen alle Staatspräsidenten, Negerhäuptlinge und Politiker, die irgendwann Berlin besuchen, hierher auf diese Tribüne, und man zeigt ihnen die Schandmauer. Was sich die nun denken, wird nicht eben günstig für Walter Ulbricht sein."
Und ein Herr, der ebenfalls auf der Plattform stand, fügte hinzu:
„Es ist wahrhaft eine Schande im 20. Jahrhundert, mitten in Europa und mitten in der Hauptstadt Deutschlands, daß man die Menschen durch Stacheldraht, Mauern und Gewehre voneinander trennt."
„Das sehen die Parteileute im Osten ganz anders", erklärte unser Fremdenführer. „Sie sagen, die Mauer schütze ihren Staat vor westdeutschen Hetzern, Provokateuren und Agenten."
„Ach, was!" rief der Herr. Überall kann man hören, daß die Partei im Osten verkündet, da drüben sei das Paradies der Arbeiter und Bauern im Entstehen. Ein seltsames Paradies, das man mit einer Mauer umgeben muß, damit die Leute nicht davonlaufen!"
„Auch darauf", sagt unser Führer, „hat man im Osten eine Antwort. Es heißt, die Mauer sei notwendig, um den Abstrom der Facharbeiter und der jungen Leute zu verhindern. Auf ‚Republikflucht' steht dort drüben Zuchthaus."
„Na also!" rief der Herr triumphierend. „Da haben wir es! Warum laufen ihnen die besten Arbeiter und die junge Leute davon? Weil es bei uns soviel besser ist! Sehen Sie nur die vielen Autos, die von Waren überquellenden Schaufenster, die zahllosen Neubauten."
„Wenn Sie die Sache *so* ansehen", erwiderte der Fremdenführer, „haben Sie freilich recht. An Gütern, Geld, Wohlleben und Vergnügen gemessen stehen wir im Westen viel besser da. Übrigens schaffen sie es im Osten auch allmählich, daß es besser wird. Bei ihnen geht es nur viel schwieriger und langsamer. Ihnen hilft kein Amerika, im Gegenteil: sie mußten noch lange an Rußland liefern. Aber sie haben ungeheuere Arbeitsleistungen vollbracht — mehr noch beinah als wir im Westen. In ein paar Jahren geht es ihnen vielleicht auch schon so gut wie uns. *Das* dürfte kein Grund sein, warum soviele Menschen unter Lebensgefahr, ja mit Kindern und Frauen und unter Zurücklassung allen Besitzes in den Westen flüchteten."
„Na also!" empörte sich der fremde Herr. „Welchen Grund können dann die Machthaber angeben, daß sie Familien auseinanderreißen, Freunde voneinander trennen, alte Wirtschaftsbande zerschneiden und deutsche Brüder von deutschen Brüdern fernhalten?"
„Seien wir nicht zu selbstgerecht, lieber Herr", sagte der Fremdenführer. „Manches ist im Osten gut, manches im Westen besser. Unsere Wohlstandsmoral ist sicherlich kein Vorbild, unsere Geldrafferei auch nicht. Aber *eines* hat der Westen, das immer wieder Menschen anzieht, so daß sie wie Motten zum Licht in die Bundesrepublik flüchten."

„Und das wäre?“ fragten wir wie aus einem Munde.
„Die Freiheit“, antwortete der Sprecher, „die Sicherung der Menschenwürde und die Unantastbarkeit der Person.“
Er fuhr fort und meinte, auch „drüben“ werde die Sehnsucht nach echter Demokratie, nach wirklich freien Wahlen und offenen Grenzen immer stärker. Schon hätten andere Ostblock-Länder ihren Bürgern mehr Freiheit gewährt. Auch Ulbricht werde folgen müssen.
„Ja, ja“, nickte der Herr. „sie kämen in Scharen, wenn sie könnten. Bevor es die Mauer gab, sind täglich einige tausend geflohen — jetzt ist es jedesmal ein Abenteuer, wenn jemandem die Flucht gelingt.“
Unser Fremdenführer erinnerte sich, wozu er angestellt war. Er gab einige Zahlen an:
„Zum Bau der Berliner Mauer sind 9500 Kubikmeter Steine verwendet worden, das ist eine Menge, die für fünfzig bis sechzig vierstöckige Wohnblocks ausgereicht hätte. Die Kosten betrugen, ohne Arbeitslöhne gerechnet: Für die Mauer 7,5 Millionen DM, für den Stacheldraht 6,5 Millionen DM, für die Todes- und Schußstreifen 3,5 Millionen DM, für Wachttürme, Lautsprecher, Schlagbäume und Kontrollstationen 4 Millionen DM. Zusammen mit den Arbeitslöhnen und technischen Einrichtungen hat sich der Osten seine Mauer hundert Millionen kosten lassen. Sie ist fünfzehn Kilometer lang, die Stacheldrahtverhaue erreichen 130 Kilometer, der zehn Meter breite Todesstreifen verläuft 170 Kilometer lang um ganz Westberlin. Und dann setzt sich diese Grenze zum Sozialistischen Paradies quer durch ganz Deutschland fort: von Lübeck an der Ostsee bis Hof in Bayern. Trotzdem gelingt es immer wieder Menschen, die VoPos zu überlisten und die Todesgrenze zu überwinden.“
„Das ist aber selten geworden — beinah unmöglich!“ zweifelte der Herr. Unser Fremdenführer lächelte.
„Ich selber bin noch nicht sehr lange im Westen. Genau gesagt: ich kam im Januar 1964 herüber — trotz der Mauer. Wenn es Sie interessiert, will ich Ihnen gerne die Geschichte meiner Flucht berichten.“
Das interessierte uns freilich sehr. Wir hörten gespannt zu, was der Mann uns zu erzählen hatte.
„Es war mehr als gefährlich, wenn man in Ostberlin wohnte und arbeitete, wie ich. Nur selten vertraute man seine geheimsten Wünsche einem Arbeitskameraden, Freund oder Bekannten an. Überall waren die Spitzel der Partei.
Trotzdem konnte ich nicht anders. Eines Tages hatte ich genug von dem Zwang, den lärmenden Schlagworten, den ‚freiwilligen‘ Überstunden, den Aufmärschen und alle den Lügen. Meine meisten Verwandten wohnten zudem in Westberlin. Ich sagte zu einem Kollegen: ‚Wenn ich nicht Frau und Kind hätte, ich versuchte es lieber heute als morgen, nach dem Westen abzuhauen!‘
Ich hatte sagenhaftes Glück. Der Arbeitskamerad, den ich für ganz neutral gehalten hatte und von dem ich glaubte, er sei harmlos, nahm mich nach Arbeitsschluß beiseite und entpuppte sich als V-Mann des Westens. Ein V-Mann ist ein Verbindungsmann, der geheime Nachrichten aus dem Westen erhält und weitergibt. ‚Erich‘, sagte er. ‚wenn es dir mit diesen Dingen ernst ist, dann kann ich dir

helfen. Bereite du und deine Familie nur mal den Umzug vor: aber leichtes Gepäck, wenn ich bitten darf, denn es muß schnell gehen.'

Ich erfuhr schließlich, daß es mehr Leute wie mich gab. Viele wollten in die Freiheit, zu ihren Bräuten, Eltern, Freunden oder zu besseren Lebensbedingungen. Ein Abiturient war dabei, der durfte im Osten nicht studieren, weil in seiner Familie Offiziere und Bürger waren. Jetzt verdonnerte ihn der Staat dazu, ins Bergwerk zu gehen. Im Frühjahr sollte er anfangen. Ich lernte die meisten meiner Schicksalsgenossen erst kennen, als die Flucht dicht bevorstand.

Mein Freund bestellte uns in der Nacht zum 24. Januar 1964 in ein Hinterhaus Mottlstraße 35. Er sagte uns, wie wir uns unauffällig bewegen sollten, auf welche Zeichen wir achten müßten und welchen Weg wir zu nehmen hätten.

Aber jetzt muß ich Ihnen zuerst den Plan der Stadt ein wenig erklären!"

Der Fremdenführer holte einen Stadtplan hervor und deutete auf die Hasenauerstraße, die vom Westen in den Osten führte. Die Mauer zerschnitt diesen langen Straßenzug in eine West- und eine Osthälfte. Die Mottlstraße im Ostsektor war eine kreuzende Nebenstraße der Hasenauerstraße. Dann fuhr der Mann fort:

„In der Nacht zum 13. August 1961 hatte Walter Ulbricht damit begonnen, den sowjetisch besetzten Teil der Stadt durch Stacheldraht und eine notdürftige Mauer vom Westen abzuriegeln. Von den bisherigen achtzig Berliner Übergängen blieben nur noch vier geöffnet. Nach dem 13. August wurde die eigentliche Mauer ausgeführt. Am 24. September 1961 warf man allein auf der Ostseite der Hasenauerstraße zweitausend Menschen aus ihren Wohnungen. Heute sind fünfzig Hauseingänge, 67 Läden und 1235 Fenster vermauert, damit niemand in den Westen herüberklettern kann. Dort, wo die Mauer die Straße kreuzt, in der Mottlstraße, stehen seither ganze Häuserblöcke leer. In den Fenstervermauerungen fehlen hie und da Ziegel. Durch diese Lücken spähen VoPos und beobachten den Westen.

Im Keller des verlassenen Hauses Nr. 35 war der Treffpunkt der Flüchtlinge. Als Zeit war 23 Uhr ausgemacht: nicht zu spät, damit der starke Verkehr in Mauernähe nicht auffiel, und nicht zu früh, damit die Straße leer und die Nacht dunkel genug war.

Aber nun sollte ich Ihnen von den Vorbereitungen im Westen etwas sagen.

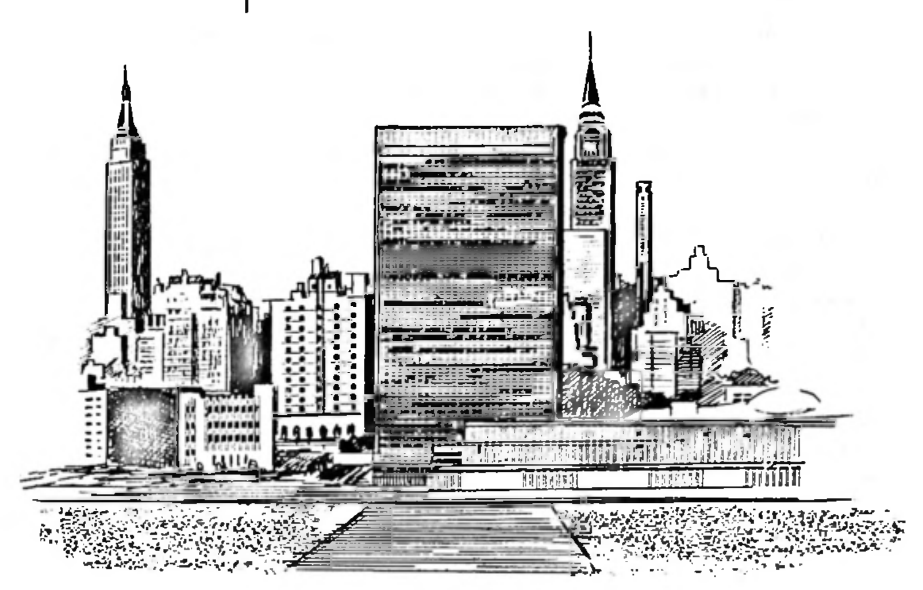
Das Wäschereigeschäft Czibilsky in der Hasenauerstraße Nr. 36 war seit einiger Zeit geschlossen. Man hatte ein Schild angebracht, das auch die VoPos mit ihren Ferngläsern lesen konnten: „WEGEN TOTALUMBAU GESCHLOSSEN". So fiel es auch nicht auf, wenn Maurer ins Haus gingen und wenn Autos vorfuhren, die Bohrgeräte, Spitzhacken und Entlüftungsgeräte brachten oder Bauschutt fortfuhren.

In Wirklichkeit aber hatte ein Gruppe kühner und unternehmungslustiger Studenten, junger Arbeiter und Handwerker den Laden Czibilsky nur gemietet, um ungestört von dort aus in den Keller Hasenauerstraße 36 zu gelangen und unauffälliger arbeiten zu können. Sie hatten mit aller Kunstfertigkeit unter Anleitung eines jungen Bauingenieurs angefangen, einen Tunnel zu graben.

Nach den Plänen der Fluchthelfer mußte der Stollen im Keller des Hauses Mottlstraße 35 herauskommen: im Osten also, jenseits der Mauer.
In jener Nacht huschten wir: ich, meine Frau und die beiden Kinder, beladen mit dem Handgepäck, in dem unsere kostbarsten Besitztümer waren, von Straße zu Straße. Am Eck, in der Mottlstraße, stand ein später Herumtreiber und las eine Parteizeitung unter der Laterne. Als er uns sah, blätterte er zweimal um. Das war das Zeichen, daß die Luft rein war.
Schnell verschwanden wir im dunklen Hauseingang, überquerten den verlassenen Hinterhof und kamen in die Durchfahrt, die man uns bezeichnet hatte. Eine dunkle Gestalt tauchte auf und zeigte uns, wo der Weg in den Keller ging.
Alles war gespenstisch, lautlos und geschah ohne Licht.
Im dunklen Keller endlich geisterten einige Taschenlaternen. Wir erkannten die dichtgedrängte Schar unserer Freunde. Da waren alte Frauen, ganze Familien mit Kindern, sogar Babys waren dabei, die beruhigt werden mußten. Doch auch kräftige Arbeiter, zwei oder drei Studenten, ein paar Schüler und einige Mädchen befanden sich darunter. Später sagte man uns, daß in jener Januarnacht insgesamt 93 Personen durch den Stollen gingen.
Die Helfer aus dem Westen hatten offenbar bereits den letzten Durchbruch getan. Weiter vorn hörten wir Ziegelbrocken fallen und den dumpfen Klang von Spitzhacken. Lichter flackerten, und die dunkle Masse der Leute geriet in Bewegung.
‚So rasch wie möglich!' flüsterte uns einer der V-Leute zu, die im Osten alles organisiert hatten. ‚Wenn VoPos auftauchen, einfach durch zum Westen! Wir hoffen, sie einige Zeit aufzuhalten!'
‚Und wenn die VoPos Handgranaten in den Stollen werfen?' wandte ein etwas ängstlicher Mann ein. ‚Die schießen doch rücksichtslos auf Flüchtlinge. Denen kommt es auf ein paar Tote nicht an. Dafür bekommen sie sogar noch Orden.'
‚Nicht soviel reden!' flüsterte der V-Mann. ‚Die Freiheit hat ihren Preis. Der heißt heute nacht: Angst!'
Einmal blieb eine dicke Frau in dem niederen Einstieg stecken. Schwitzend und keuchend zerrten die Helfer sie in den Stollen. Alle atmeten auf, als sie endlich in dem Schacht verschwand. Als wir an der Reihe waren, ertönte von oben ein Pfiff. Das war eine Warnung. Alles erstarrte in Reglosigkeit. Die Lichter erloschen.
Doch die VoPo-Streife, die offenbar die Mottlstraße kontrolliert hatte, schlenderte vorüber, ohne Verdacht zu schöpfen. Nun ging es bei uns im Keller noch rascher. Alles drängte, schob und kroch aus Leibeskräften. Einem alten, kranken Mann wurde es im Stollen schlecht. Er vertrug die stickige Luft nicht, und man mußte ihn wie einen Sack weiterschleifen.
Ich weiß nicht mehr: waren wir hundert oder zweihundert Meter gekrochen, als es heller wurde. Die Ausstiegsluke war erleuchtet, eine Leiter führte hinauf.
‚Mein Gott, wir sind im Westen!' schrie meine Frau und fiel den Kindern um den Hals. ‚Wir haben es geschafft, Vati!' riefen meine beiden Kinder, ‚Wir sind frei!'
‚Gehen Sie bitte rasch hinauf', bat ein Mann, der wie ein Student aussah. Er wies auf die Kellertreppe, die zum Geschäft Czibilsky führte. ‚Verhalten Sie sich

ganz still. Ein LKW steht vor dem Haus, den besteigen Sie unauffällig. Man wird Sie in ein Auffanglager bringen.'
Wir schlichen die Kellerstiege hinauf, durchquerten den abgedunkelten Laden und traten auf die Straße.
Es war die Hasenauerstraße — nur etwa zweihundert Meter weiter im Westen als die Mottlstraße, von der wir gekommen waren. Der gleiche winterliche Himmel spannte sich über sie, und doch war alles ganz anders als dort drüben. Die Luft der Freiheit umwehte uns nämlich."

1967 | Im Hause der Vereinten Nationen



Bei meinem Aufenthalt in New York wollte ich natürlich unbedingt auch das Haus der UN besichtigen. Aber dann waren auf einmal soviele Wunder rings um mich, daß ich es beinahe vergessen hätte.
Die Riesenstadt mit ihren neun Millionen Einwohnern umringte mich mit ungeheueren Wolkenkratzern. Die kilometerlangen Straßen liefen wie in schattigen Schluchten dahin. Am höchsten aber ist immer noch das berühmte Empire State Building mit seinen 86 Stockwerken und 374 Metern Höhe. Kein Fremder versäumt es, mit dem Schnell-Lift auf die oberste Plattform zu fahren. Der Ausblick ist überwältigend.
Von diesem schwindelnden Gipfel aus erkennt man deutlich die längliche Dreiecksform der Halbinsel Manhattan, die den Kern von New York bildet. Auf

der einen Seite liegt breit wie eine Meeresbucht der East-River, auf der anderen der gewaltige Hudson-Strom und geradeaus, am Ende der Halbinsel, der Long-Island-Sund, ein Teil des Atlantischen Ozeans.
Ringsum ragen die Wolkenkratzer wie Gebirge aus Stahl, Glas und Stein auf. Jede dieser Rieseninseln von Menschenhand hat ihren eigenen Namen: Pan-Chrysler- oder Singerbuilding.
Ich war in Gesellschaft einiger anderer Deutscher heraufgekommen, und unser freundlicher, amerikanischer Führer erklärte uns alles.
„Manhattan", sagte er, „ist eine Granit-Halbinsel. Der felsige Baugrund macht die Errichtung solcher Hochhäuser möglich. Dort ist der Kern von New York. Die Baugründe sind dementsprechend teuer. Da unten in der Stadtmitte kostet ein Quadratfuß Baugrund (33 mal 33 cm) 1200 Dollar (4800 DM)."
Dann zeigte er auf die zum Long-Island-Sund vorspringende Spitze Manhattans.
„Sehen Sie", rief er, „dort steht die ‚Zündholzschachtel'! Ich meine das UN-Center. Hier tagen die Vereinten Nationen, und ringsum sind lauter Gesandtschaftsgebäude, vornehme Hotels, Bürohäuser und Wohnungen der ausländischen Abordnungen. Das ganze, riesige Bauland für die UN — mehrere Zehntausend Quadratmeter — hat unser Gouverneur Rockefeller gestiftet, und er hat auch die drei Wolkenkratzer der UN einschließlich der ‚Zündholzschachtel' bauen lassen."
Der Hinweis des Amerikaners erinnerte mich wieder an meine Absicht zum Besuch der Vereinten Nationen. Noch am gleichen Nachmittag nahm ich mir eines der gelben Taxis und gab dem Fahrer die UN als Ziel an.
Die New Yorker Taxifahrer sind freundliche und meist auch gesprächige Leute. Der meine hatte an meinem Englisch gleich gemerkt, daß ich kein Amerikaner war. Wir kamen bald ins Gespräch.
Ich sagte ihm, wie ich mich über Reichtum und Großzügigkeit der amerikanischen Millionäre wundere und führte die Stiftung Rockefellers für die UN als Beispiel an.
„Mann!" sagte ich, „rechnen Sie nur: er stiftet dieses Riesenbauland, wo jeder Quadrat-Fuß 1200 Dollar kostet und baut noch die UN-Wolkenkratzer. Was für ein reicher und großzügiger Mann."
Mein Taxi-Fahrer lachte. Wie alle Amerikaner, war er seinen reichen Mitbürgern gegenüber keineswegs neidisch. Im Gegenteil, er war stolz darauf, daß sein Land so tüchtige und reiche Leute besaß.
„Gewiß", meinte er, „unser Gouverneur Rockefeller ist ein sehr geschickter Mann. Er hat viel Geld verdient, indem er der UN diesen Baugrund und die Gebäude schenkte."
„Wieso hat er damit Geld verdient?" wollte ich wissen.
Nun erklärte mir der Fahrer, daß früher in der Gegend, wo heute die UN angesiedelt ist, ein sogenanntes „Slum", ein Elendsviertel, mit verfallenen Wanzenburgen, vorwiegend Negerbewohnern und engen, dreckigen Gassen gewesen war. Gebäude und Boden gehörten seit alters der Familie Rockefeller, aber weder das eine noch das andere brachten den geringsten Zins. Die Stadt

ließ nicht zu, daß die Behausungen der Armen abgerissen wurden, andererseits konnten die Leute keinerlei Miete bezahlen.
So besaß Rockefeller an die hunderttausend Quadratmeter besten Baugrunds und zog keinerlei Nutzen daraus.
Da schenkte er etwa fünfzigtausend Quadratmeter der UN, die eine Heimat suchte. Ja, er stellte sogar noch die Gebäude darauf. Die Stadt New York konnte jetzt nicht mehr in der Nachbarschaft der Vereinten Nationen Wanzenburgen und Negerviertel dulden. So durfte die Familie Rockefeller endlich abreißen, neu bauen und vermieten. Es entstanden die Botschaftshäuser, die vornehmen Fremdenhotels und die Häuser der ausländischen Abordnungen. Ein neues „Rockefeller-Center" war gebaut. Die Zinsen, die der Gouverneur aus dem Ganzen bezieht, sind viel höher als alles, was er gestiftet hat.
Bis mir der Taxi-Fahrer dieses Beispiel amerikanischer Geschäftstüchtigkeit erläutert hatte, waren wir an der „Zündholzschachtel" angekommen. Vor einer Terrasse mit modernen Plastiken wehten an den Fahnenmasten die Banner von mehr als hundertzwanzig Staaten dieser Erde, die alle in der UN zusammengeschlossen sind. Riesige, hellblau uniformierte UN-Polizisten bewachten die Eingänge. Sie waren sehr freundlich und ließen Besucher ohne Aufenthalt durchgehen.
Eine große Glaswand öffnete sich in zahlreichen Schwingtüren. Ich trat ein und war in der Vorhalle der UN.
Alles war weitläufig: riesige Säle, Gänge und Hallen. Eine gewaltige Weltkugel schwebte unter dem Lichthof, eine bunte Weltkarte zeigte, wo die Länder der Erde lagen. Eben gaben Lautsprecher in einem halben Dutzend Sprachen bekannt, wann und wo Führungen veranstaltet würden.
„Besucher deutscher Sprache", hieß es, „bitte zum Eingang Nr. 16. Dort beginnt in wenigen Minuten ein Rundgang mit deutscher Begleitung."
Unsere Fremdenführerin war ein blau gekleidetes junges Mädchen mit runder Schirmmütze. Sie sah wie eine Hosteß am Flughafen aus und sprach mehrere Sprachen. Aber Deutsch war offenbar ihre Muttersprache.
Zuerst kamen wir über marmor- und glasspiegelnde Treppenhäuser in die verschiedenen Konferenzzimmer. Ganze Stockwerke mit edelholzverkleideten Türen waren für Büroräume vorgesehen. Doch dort wurde gearbeitet, und man konnte nicht eintreten.
Die Konferenzsäle zeigten verschiedene Ausstattungen: da gab es solche mit riesigen, chinesischen Porzellanvasen und bunten Seidenteppichen an den Wänden, mit kostbaren alten Bronzen und Tuschemalereien. Andere waren nach schwedischer Manier in verschiedenen Holzarten, mit Stahl, Glas und Holzmöbeln eingerichtet, die nächsten in aller Buntheit, wie sie Südamerikaner lieben.
„Fast jede Nation", sagte die Hosteß, „hat sich eine Ehre daraus gemacht, wenigstens einen Raum in ihrer heimatlichen Art auszustatten. Die Treppenhäuser sind voll von kostbaren Stiftungen aus Formosa, Indien, Persien, Rußland, Brasilien oder Frankreich."
„Und die Deutschen?" wollte eine Dame wissen. Doch die Hosteß zuckte nur die Schultern.

„Die beiden deutschen Staaten: West und Ost, sind keine Mitglieder der UN. Sie haben nur Beobachter hier, und die Bundesrepublik bezahlt für verschiedene Ausschüsse, in denen sie vertreten ist."
Dann brachte uns die Führerin in den riesigen Saal der „Vollversammlung der Vereinten Nationen". Hier stiegen in verschiedenen Sektoren die Sitzreihen der Abgeordneten terrassenförmig an. Die Sessel waren mit blauem, gelbem, rotem oder grünem Leder überzogen, an jedem Pult befand sich eine Höranlage, durch die man die Ansprache jedes Redners in der gewünschten Übersetzung mithören konnte. Wenn also ein Türke zum Rednerpult hinabsteigt, schaltet der Abgeordnete von Australien auf „Englisch", der von Frankreich auf „Französisch" und vermag so alles zu verstehen.
„Dort oben in der Galerie mit den dicken Glasscheiben", sagte die Hosteß, „sitzen während der Tagung die Fernsehleute, die Pressereporter und die Übersetzerinnen."
Vom großen Sitzungssaal kamen wir in den etwas kleineren des „Sicherheitsrates". Eine große hufeisenförmige Tafel umschloß einen rechteckigen Vorstandstisch. Wenn dringende Gefahr für den Weltfrieden besteht, tritt dieser Rat zusammen. Alle Weltmächte und Großmächte gehören ihm als „ständige Mitglieder" an. Leider hat man eingeführt, daß jede dieser Großmächte ein „Veto" einlegen kann.
„Veto", sagte die Führerin, „heißt: ich verbiete! Wird also ein Veto von irgendeiner Weltmacht eingelegt, so ist der Beschluß des Sicherheitsrates gelähmt. Aber daran dachte man nicht, als man die UN nach dem Entwurf Präsident Roosevelts organisierte. Es geschah am 26. Juni 1945 in San Franzisko, daß fünfzig Nationen die UN gründeten. Sie dachten damals, den Weltfrieden, die allgemeine Sicherheit, die internationale Zusammenarbeit und die Beilegung von Streitigkeiten ließen sich durch Schiedsspruch einer Weltorganisation gewährleisten. Leider erwies sich, daß diese Arbeit viel mühseliger ist, als man 1945 dachte."
„Der UN fehlt vor allem eine Weltpolizei!" warf ein Österreicher dazwischen. „Was nützt ein Gericht, wenn keine Polizei da ist, seine Beschlüsse durchzuführen?"
„Seien Sie nicht zu hart", lächelte die Hosteß, „es stünde viel schlimmer um die Menschheit, wenn es die UN nicht gäbe. Sie ist doch so etwas wie ein Weltgewissen und ein Weltgerichtshof."
Während wir noch das bunte Riesengemälde in der Halle des Sicherheitsrates bewunderten, knackte es plötzlich im Lautsprecher. Eine männliche Stimme begann in Englisch, Französisch, Spanisch, Russisch und Deutsch eine Nachricht durchzugeben. Außer uns Deutschen waren Gruppen aus vielen Ländern bei Führungen unterwegs. Alle lauschten nun der Lautsprecherstimme.
„Hallo! Hallo! Bitte verlassen Sie sofort das UN-Gebäude! In zwei Stunden tritt der Sicherheitsrat zu einer dringlichen Sondersitzung zusammen!"
Unsere liebenswürdige Hosteß brachte uns rasch aus dem Saal, zu einem mächtigen Lift. In der Eingangshalle glitten die Schiebetüren auf. Von allen Seiten strömten die Besucher zu den Ausgängen. Sie kamen von den zahlreichen Auf-

zügen, den kühnen Treppen, sie stiegen vom Kellergeschoß empor, wo ein UN-Postamt, Restaurants und Andenkenläden aller Länder sind.
Als wir wieder auf der Straße standen, schlossen die blauen UN-Polizisten bereits die Gitter der Terrasse. Über allen nationalen Fahnen wehte im Meerwind das UN-Banner mit dem Erdball.
Die Zeitungs-Boys auf den Straßen Manhattans riefen eine Extra-Ausgabe ihrer Blätter aus.

„KRIEGSGEFAHR IM NAHEN OSTEN! ISRAEL WEHRT SICH GEGEN ARABISCHE ÜBERGRIFFE! JORDANISCHES FLÜCHTLINGSLAGER BOMBARDIERT! KRIEGSGEFAHR! DER SICHERHEITSRAT ZUR SONDERSITZUNG EINBERUFEN!"

1968 | Hans im Kibbutz in Israel

Unvergleichlich sind für Hans die Abende bei seinen Freunden im Kibbutz. Wann immer er aber von einem dieser Abende spricht, erinnert er sich eines ganz besonderen, den er nicht vergessen kann.
Hans, ein sechzehnjähriger Schüler aus Nürnberg, war mit einer deutschen Jugendgruppe im Rahmen der Völkerverständigung nach Israel gekommen. Dort sollten sie das neue Land kennenlernen und bei den Landarbeiten helfen. Man hatte Hans und noch ein paar deutsche Jungen und Mädchen einem Kibbutz nahe dem See Genezareth zugeteilt.
Bis dahin hatten sie nicht gewußt, was ein Kibbutz war. Jetzt sahen sie eine dörfliche Gemeinschaft, eine neugebaute Siedlung junger Leute, die alles gemeinsam taten, besaßen und verwalteten. Die Einwohner des Kibbutz waren fast alle „Sabres", junge Israeli, die bereits im Land geboren waren. Weil ihr Kibbutz sich von den Seeufern hangaufwärts, über ein ehemals völlig versteppptes, ja beinah wüstenhaftes Gelände, gegen die Gebirgsgruppe des Bergs Tabor hinzog, gab es hier besonders harte Arbeit.
Deshalb schickte die Regierung in Tel Aviv den Kibbutzim Jugendgruppen aus Deutschland, Frankreich, Italien, Holland und einige Amerikaner zur Hilfe.
Wenn nach harter Tagesarbeit im sengenden Sonnenschein endlich der Abend mit violetten Schleiern über den See Genezareth niedersank, versammelten sich die jungen Leute meist auf einer flachen Bergkuppe, von der aus man die herrlichste Aussicht genoß. Sie zündeten mehrere kleine oder ein großes Lagerfeuer an, aßen, tranken, sangen Lieder aus ihrer Heimat und unterhielten sich. Manchmal führten sie auch Volkstänze aus ihren verschiedenen Vaterländern vor.
An diesem Abend aber war der Sonnenuntergang über dem Berge Tabor so großartig und der Blick über die Hänge so schön, daß sich die jungen Leute nur leise unterhielten. Es war, als wolle niemand den Zauber der Stunde zerstören.
Der riesige, glutrote Sonnenball berührte beinah die Tafelkuppe des Tabor. Ringsum schien der von Wolkenbänken überzogene Himmel wie aus tausend

Wunden zu bluten: gelb, violett, purpurn und blau. Die Kämme der Wüstengebirge waren von goldenen Lichtbändern gesäumt. Da jedoch die Abendsonne gerade über der Tafel des Tabor stand, sah es aus, als sei dort oben ein aufgeschwungenes Tor zum Himmel. Viele dachten an die Erzählung der Bibel von der Verklärung auf dem Tabor, als Christus mit Elias und Moses in der abendlichen Höhe schwebte und die Jünger geblendet zu ihnen aufblickten.
Hans war hingerissen von dem Gedanken, daß er nun an diesen heiligen Stätten der Menschheit war: vor ihm der Berg Tabor, dahinter, im galiläischen Hügelland, der Heimatort Jesu, Nazareth, und wenn er sich umdrehte, sah er die stahlblaue, schon violett verdunkelte Fläche des Sees Genezareth.
Was sich den steinigen, von gelblicher Wüstenerde bedeckten Hang hinabzog: diese grünenden Obstbäume mit ihren Wasserscheiben um die Stämme, die silbergrünen Olivenhaine und dort auf dem Hügelvorsprung das braungoldene Hirsefeld und der Zwiebelacker daneben, den Fächerpalmen beschatteten — das alles war erst das Werk der Israeli, die Schöpfung der letzten Jahrzehnte.
Eine Französin sprach aus, was alle empfanden: „Wie schön kann die Welt sein, wenn die Menschen ihr Frieden gönnen."
Hans stimmte begeistert zu.
„Seht nur, dieses Paradies!" rief er. „Die sauberen, weißgekalkten Häuser des Kibbutz in üppigen Gärten, die Haine auf den Hängen, die reichen Felder und dazwischen das silberne Wasser!"
Neben ihm kauerte Sephoris, ein siebzehnjähriges Sabremädchen. Seine Eltern waren auf verschiedenen Wegen dem Massenmord des Zweiten Weltkriegs nach Israel entkommen, hatten dort geheiratet und wohnten nun in Jaffa. Da beide Elternteile früher Deutsche waren, sprach Sephoris gut deutsch.
„Du siehst ein Paradies, Hans", sagte sie. „Als meine Eltern zuerst an diesen Platz kamen, als arme Flüchtlinge, die mit Hilfe der zionistischen Organisation den arabischen Hirten dieses Stück Land für teueres Geld abgekauft hatten, da war all das nur öde Steppe: ein Sand- und Steinfeld mit ein paar Silberdisteln, Asphodelienstöcken und etwas dürrem Gras. Was unser Kibbutz heute ist, verdankt er der Arbeitsleistung derer, die eingewandert sind. Noch vor fünfzehn Jahren hättest du den Rechtsanwalt aus München, den berühmten Arzt aus Frankfurt, den Kaufmann aus Lodz und den Universitätsprofessor aus Wien sehen können, wie sie Erde in Bastkörben bergauf schleppten, mühsam die ersten Bäume pflanzten und das Bewässerungssystem angelegt haben. Israel ist das Kind übermenschlicher Arbeit . . ."
Ein englischer Boy Scout wußte zu erzählen, daß die Juden sogar die Bibel zu Rate zogen, als sie das Land ihrer Väter wieder erschlossen. Sie stellten fest, daß das Alte Testament davon schrieb, wo Salomon sein Kupfer grub oder wo er Brunnen besaß. Dort schürften sie, durchforschten die Wüste Negheb, die nicht einmal arabische Karawanen durchziehen wollten. Und tatsächlich fanden sie die alten Plätze. Jetzt entstanden dort moderne Industrien.
„Man muß die Israeli wirklich für diese Leistungen loben", stellte der Engländer fest. „Großbritannien hätte das Land keinen würdigeren Nachfolgern überlassen können!"

Als er dies gesagt hatte, protestierten mehrere junge Israeli heftig. Sephoris entgegnete: „Wie? Die Engländer hätten uns das Land überlassen? Ihr habt Palästina 1917 besetzt und als ‚Mandatsgebiet' behalten. Seit etwa 1938 wurde euch dann der ständige Streit zwischen der arabischen Bevölkerung und den immer zahlreicher einwandernden Juden unangenehm. Da niemand von einer Teilung des Landes etwas wissen wollte und England nach dem Zweiten Weltkrieg zu schwach geworden war, alle seine Kolonien zu halten, habt ihr euch zurückgezogen. Aber ihr habt durchaus nicht den Israeli Waffen, Verwaltung und Festungen übergeben, sondern den Arabern, weil ihr mit ihnen Erdölverträge habt."

„Und wie habt ihr an unseren Vätern und Müttern gehandelt?" rief ein dunkelhaariger, hagerer Israeli. „Sie kamen 1945 als wandelnde Gerippe, zerlumpt, verhungert, geschlagen und entwürdigt aus den KZs der Nazis. Polen und Russen hetzten sie genauso wie vordem die Deutschen. Damals hatten die Israeli nur noch den einzigen Wunsch: heim nach Israel und endlich einen eigenen Staat, in dem auch sie Menschen sein konnten! England aber hat die französischen Schiffe, die gemieteten Frachter, mit denen die Überlebenden des Krieges und der Gaskammern einwandern wollten, mit Kriegsschiffen aufgebracht, ja versenkt. Zehntausende von Israeli ertranken, kamen in den KZs von Zypern um oder wurden bei der Landung in Israel erschossen, gefangen oder zurückgestoßen. Und als jener 14. Mai 1948 kam, an dem England Palästina freigab, haben die meisten Truppen ihre Waffen den Arabern und nicht den Israeli ausgeliefert. Unsere Väter und Mütter mußten das Land in einem Kampf auf Leben und Tod behaupten."

Die Köpfe erhitzten sich immer mehr. Schon nahmen neben den Israeli auch die Franzosen Stellung gegen die Engländer. Ein glutäugiger Sabre warf, mit einem bösen Blick auf Hans und seine Gruppe, sogar ein, daß die Engländer und die Deutschen — ganz besonders die Deutschen! — keinen Grund hätten, den Mund aufzumachen. Böse Worte fielen, wie Auschwitz, Dachau, Bergen-Belsen, Gaskammern, Krematorien ...

Da hob Schalom, einer der älteren Jungen, die Hand. Er war würdig seines Namens, der „Friede" bedeutete. Wann immer die Gegensätze aufflammten, die aus Vergangenheit kamen, wenn je die Schatten einer bösen Geschichte über die Gespräche fielen und die jungen Leute in Streit und Haß fortsetzen wollten, was ihnen ihre Eltern und Großeltern an Zwistigkeiten und Rachegefühlen hinterlassen hatten, war es Schalom, der die Worte der Versöhnung sprach.

„Freunde!" rief er, „ich sage nicht, daß wir irgend etwas vergessen sollen. Vergeßlichkeit schafft die Möglichkeit der Wiederholung. Aber wir müssen alle verzeihen, müssen uns versöhnen! Die Jugend einer neuen Welt muß es besser machen als die Väter und Großväter. Es darf keine Engländer, Deutschen, Franzosen und Israeli, sondern nur noch junge, friedfertige Leute verschiedener Herkunft geben. Zuerst wollen wir Menschen guten Willens und dann erst Angehörige einer Nation sein. Wir wollen zusammenleben, so wie wir die letzten Wochen gemeinsam gearbeitet, gesungen, gegessen, uns gefreut und vergnügt haben. Reicht euch die Hände, Freunde!"

Beschämt streckten die Hitzköpfe die Hände aus. Rings um die verglimmende Asche des großen Lagerfeuers schloß sich der Ring der Freundschaft.

Eine kleine Weile war es still und feierlich.

Die Blicke von Hans wanderten zum Tabor hinüber, wo jetzt die letzten Sonnenstrahlen wie eine Krone flammten.

Sicherlich hatte auch Christus zu den Menschen *aller* Rassen, Nationalitäten und Zungen gesprochen, als er sagte: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!"

Das fühlten nun auch alle, als sie sich die Hände drückten.

Hans sagte: „Vereinigung und Zusammenarbeit, das ist das Gebot unserer Zeit. Blicken wir doch zum alten Europa zurück! Jetzt endlich, nach einem Jahrtausend der nationalen Kämpfe, scheint es den Völkern aufzugehen, daß sie eins sind: Europa nämlich, das Abendland. Ist es nicht ein Zeichen der Hoffnung, wenn es die EWG gibt, die Wirtschaftsgemeinschaft der Sechs? Wenn die Zölle, die Pässe, die Unterschiede, die Gegensätze fallen?"

„Nicht genug damit!" rief der Franzose, der Hans gegenübersaß. „Unser General de Gaulle wünscht sich sogar ein Europa bis zum Ural! Das bedeutet Aussöhnung mit dem Osten, Zusammenschluß der alten Kulturvölker Europas . . ."

„Das braucht kein Gegensatz zur Atlantischen Gemeinschaft zu sein", wandte der Amerikaner ein. „Die Freundeshände können auch den Ozean überspannen. Stellt euch nur vor, welche Wirtschaftskraft, welche menschliche Entfaltungsmöglichkeiten in einem Raum wohnen müssen, der Europa *und* Amerika umfaßt!"

„Ja, Freunde", schloß Schalom, „wir, die Jugend der Welt, sehen schon das Ufer einer kommenden Gemeinschaft *aller* Menschen. Dann wird es nur noch Heimat, nicht aber Nationalismus, nur noch Menschheit, nicht aber Feindschaft geben."

Sie traten Arm in Arm, in langen Ketten den Rückmarsch zum Kibbutz an. Unterwegs verabschiedeten sich Schalom und Sephoris, sie wollten noch zum Pumpwerk sehen, das die Bewässerung betrieb. So holten sie aus der Kibbutz-Garage einen Jeep und fuhren los. Es war das letztemal, daß Hans und die anderen die beiden sahen.

Noch in der Nacht wurde Hans wachgerüttelt.

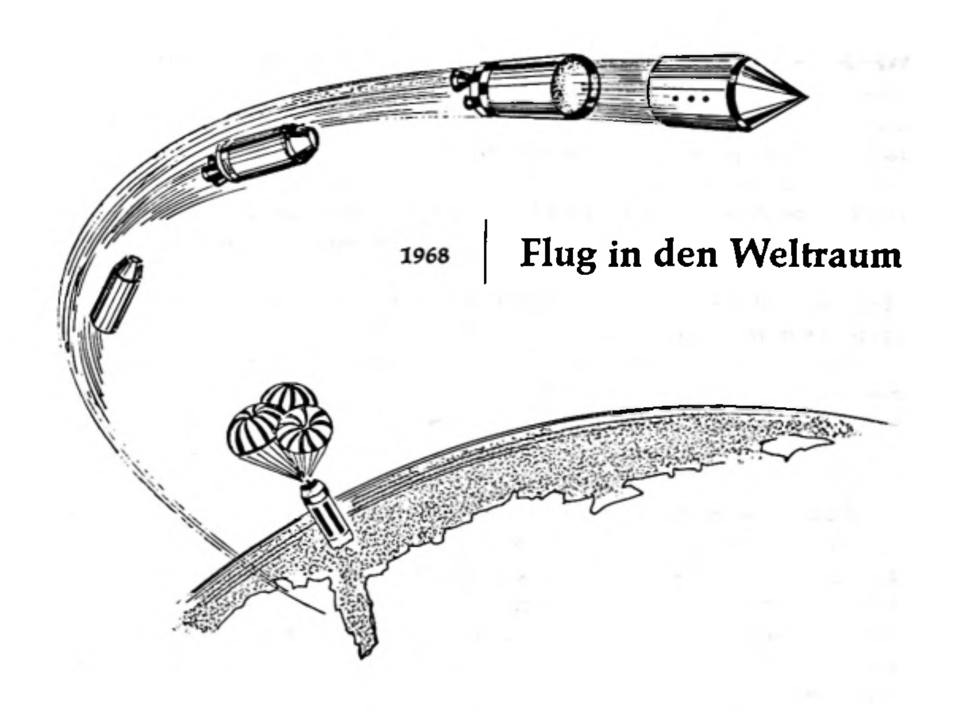
„Etwas Furchtbares ist geschehen!" sagte ihm ein Israeli, der in die Stube gestürzt kam. „Schalom und Sephoris sind tot! Ermordet! Ihr Jeep ist auf der Rückfahrt auf eine Mine gefahren . . ."

Syrische Terroristen hatten wieder einmal heimlich Sprengstoff vergraben. Hans war entsetzt.

„Wie soll man im Frieden leben", rief er zornig, „wenn die Totschläger und Gewalttäter mitten unter uns sind?"

Der Israeli blickte ihn traurig an.

„Wir können nur überleben", sprach er, „wenn wir trotz allem verwirklichen, was Schalom gestern gepredigt hat: Versöhnung und Friede! Und einst muß der Tag kommen, an dem alle begreifen."



1968 | # Flug in den Weltraum

Als unser Freund Tim Austauschstudent in den USA war, hatte er ein großes Erlebnis, von dem er gerne erzählt. Die Familie, die ihn aufgenommen hatte, war in das paradiesische Florida gefahren und hatte ihn mitgenommen. Bei einer Party, die sie dort gaben, lernte Tim den deutschen, heute als USA-Staatsbürger lebenden Professor Wernher von Braun kennen, der bei der Weltraumforschung eine bedeutende Rolle spielt.

Wernher von Braun freute sich, einen deutschen Landsmann zu treffen, und unterhielt sich lange und freundlich mit Tim. Natürlich sprachen sie von dem Wunder dieser Zeit: vom Vorstoß ins All und von dem geplanten bemannten Flug zum Mond.

Der Professor sagte, es sei ein Irrtum, wenn man glaube, Raketen seien die neueste Errungenschaft unserer Zeit. Die Chinesen hätten schon welche um die Zeitenwende als Abwehrwaffen gegen einfallende Hunnen angewandt. Berichte erzählen von Raketenwaffen der arabischen Heere im 13. Jahrhundert, italienische Galeeren setzten sie gegen die Piraten des Mittelmeeres um 1620 ein, und Italiener nannten diese Feuerwerkskörper „rochette — Spindeln": Raketen. Im Jahre 1792 lernte der englische General Congreve Raketen bei der Belagerung der indischen Stadt Seringapatam kennen. Er ließ auch gleich ein „Raketenkorps" in der indisch-englischen Armee gründen. 1807 legten englische Schiffe die dänische Hafenstadt Kopenhagen mit zwanzigtausend Raketen in Schutt und Asche.

Wernher von Braun erinnerte Tim daran, daß der Deutsche Christian Kindermann schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine phantastische Reise mit einem „Raumschiff" zum Planeten Mars beschrieben hatte. Jules Verne folgte im 19. Jahrhundert mit seiner „Reise zum Mond".
Am Anfang unseres Jahrhunderts beschäftigten sich der Russe Konstantin Ziolkovsky, der Amerikaner R. H. Goddard und vor allem der deutsche Professor Hermann Oberth mit der Entwicklung von Raketen, die flüssigen Kraftstoff enthielten.
„Professor Oberth", sagte Wernher von Braun, „war mein Lehrer. 1937 begannen wir mit den Arbeiten in der Raketenabschußbasis im pommerschen Peenemünde. Die V 2 war vierzehn Meter lang, wog 12,5 Tonnen und erreichte eine Geschwindigkeit von 5600 Kilometern in der Stunde bei einer Scheitelhöhe von 213 Kilometern. Das wurde dann die Träger-Rakete für die WAC-Corporal-Rakete, mit der die Amerikaner eine Höhe von 403 Kilometern erreichten."
„Und dann", so meinte Tim, „haben am Ende doch noch die Russen das Rennen in den Weltraum gewonnen. Die ganze Welt war verblüfft, als am 5. Oktober 1957 die Nachricht kam, die Sowjets hätten mit einer etwa hundert Tonnen schweren Dreistufenrakete eine Raumkapsel von 83,6 Kilo in eine Erdumlaufbahn von neunhundert Kilometer Durchschnittshöhe gebracht. Aber diesen Erfolg verdankten sie doch nur den deutschen Forschern, die sie aus Peenemünde und Mitteldeutschland entführt hatten?"
„Nicht ganz richtig, Tim!" sagte der Professor. „Wohl haben die deutschen Spezialisten im Osten den Anstoß gegeben und die Grundlagen geschaffen, aber man sollte die eigene Leistung der russischen Wissenschaft nicht unterschätzen. Jedenfalls flogen die beiden Sputniks (Begleiter) — der erste am 5. Oktober, der zweite im November 1957 — im Raum und die USA waren überrundet. Sie folgten erst am 1. Februar 1958 mit dem nur anderthalb Kilo schweren „Explorer" (Erforscher). Doch — was tut das? Wir haben aufgeholt und der Wettlauf zu den Sternen hat uns alle vorangebracht."
Die Unterhaltung mit dem berühmten Manne endete damit, daß dieser Gefallen an dem deutschen Studenten fand und ihm versprach, ihm eine Sondererlaubnis zu schicken, mit der er dem Start einer Dreistufenrakete beiwohnen könne.
„Da ich an diesem Tag sehr beschäftigt sein werde", sagte Wernher von Braun, „wird Sie mein junger Freund Glenn Morris betreuen. Er holt Sie mit dem Wagen ab."
Am Morgen des 15. September 1966 war es soweit. Tim saß im schnittigen Mustang von Glenn Morris, und sie fuhren zum Versuchsgelände auf Kap Kennedy. Das ausgedehnte flache Küstenland war von hohen Drahtzäunen und Wachttürmen umgeben. Wer auf der breiten Autobahn weiterfahren wollte, mußte zahlreiche Kontrollstellen und einige bewachte Gittertore passieren. Glenn und Tim kamen mit ihren Ausweisen leicht voran. An diesem schönen Septembertag strömte ein besonders lebhafter Verkehr auf das Versuchsgelände. Die vielen Autos bargen nicht nur Angestellte, Wissenschaftler und Arbeiter, sondern auch

hohe Beamte und Offiziere aus Washington, leitende Herren der NASA, der amerikanischen Weltraumbehörde, fremde Besucher und geladene Gäste, Neugierige mit Sonderausweisen.

Langsam kamen die gewaltigen Hallen, Bunker und Gerüste der Abschußrampe in Sicht.

Als der Mustang über eine endlose Betonpiste rollte, die einer Startbahn ähnelte, sah Tim auch die zum Abschuß fertige Dreistufenrakete: ein grau gestrichener, mit Farbringen versehener metallischer Zylinder mit einer Spitze, hoch wie ein New Yorker Wolkenkratzer. Diese Rakete hing leicht gestützt in einem Montageturm, in dem Aufzüge auf und ab gingen und auf dessen Plattformen blaugekleidete Spezialisten letzte Arbeiten vornahmen.

Der zischende, schneeweiße Dampf, der aus dem unteren Ende des Raketenturmes entwich verriet, daß die Brennstoffkammern bereits mit flüssigem Sauerstoff, Salpetersäure oder Wasserstoffsuperoxyd gefüllt waren.

„Sie wissen vielleicht, Tim", sagte Glenn erklärend, „daß heute zwei Astronauten, Conrad und Gordon, starten werden. Wenn wir uns beeilen, können wir ihnen noch die Hände schütteln."

Obschon die Piste voller Tankwagen, Jeeps und Polizisten auf schweren Motorrädern war, gab Glenn Gas und jagte mit seinem Mustang zu einem riesigen Betonbau, weit entfernt von der Startrampe.

Dabei sprach er weiter:

„Ich habe mich mit meinem Namensvetter, dem Astronauten, eingehend unterhalten. Es ist schon ein toller Job: Weltraumflieger. Nicht, daß Sie meinen, Tim, die Jungens müßten nicht genauso viel wissen wie ein Physikprofessor, aber das ist es ja gar nicht. Heutzutage kann man nirgendwo mehr mitmachen, wenn man nicht allerhand gelernt hat. Das Ärgste ist die Spezialschulung. Die armen Kerle werden hundertmal untersucht, getestet, geprüft, in Druckkammern gesperrt, in Hitze- und Kälteschleusen gebraten und gefroren, sie müssen die Schwerelosigkeit ertragen und das rechte Verhalten üben. Haben Sie schon einmal einen Raumanzug gesehen? Das sind Plastikrüstungen mit Plexiglashelmen, die dem Raumfahrer das Leben außerhalb der Erdatmosphäre ermöglichen. An diese Raumanzüge sind Kühlgeräte, Temperaturregler, Heizgeräte, Filter für Gase, Geräte zum Ausscheiden des Kohlendioxyds beim Atmen, Vorrichtungen zur Beseitigung des Wasserüberschusses aus dem menschlichen Körper, Reservebehälter für Sauerstoff und Helium, Regulier-Ventile und Pumpen angeschlossen. Alles muß geprobt werden. Der Astronaut nimmt in der Druckkammer seiner Kapsel den Helm ab, um zu essen und zu trinken. Nun ist der Zustand der Schwerelosigkeit erreicht — sagen Sie mir, wie man da Grapefruitsaft aus der Dose in den Mund bringt, wie man Kuchenkrümel aufnimmt, wie man ißt, trinkt oder die im Raum schwebende Konservendose vom Gesicht fernhält, wenn man das Sprechmikrofon fassen will? Alles nicht so einfach."

„Fast ein Wunder", warf Tim ein, „daß sich eine ganze Menge Freiwillige für dieses gefährliche und strapaziöse Geschäft gemeldet haben."

„Ehrlich, Tim, wenn Sie mich nehmen würden, ich meldete mich auch! Aber sie lassen mich von der Bodenstation nicht fort. Mein Namensvetter hat mir ge-

schildert, wie er im Weltraum draußen — während die Kapsel eine Geschwindigkeit von mehr als zwanzigtausend Stundenkilometern bei ihrem Erdumlauf hatte — ausgestiegen ist. Niemand kann sich vorstellen, wie das ist: der dunkelblaue, beinah violette Raum mit den riesengroßen Gestirnen, die lautlos mitziehen, dann weit unten die Erde als Kugel mit dahinhuschenden Gebirgen und Meeren, die Umrisse der Kontinente deutlich zu sehen, und du kletterst aus deiner Kapsel, bist nur mit einer dünnen Leine und einem Sauerstoffschlauch mit ihr verbunden. Du schwebst, fliegst, hast keine Schwere — du bist zu einem Engel zwischen Himmel und Erde geworden, möchtest singen, dich treiben lassen und nie mehr zurückkehren. Das muß einzigartig sein! Kein Menschengeschlecht vor uns hat ein ähnliches Erlebnis gehabt."

Glenn war ins Schwärmen gekommen und hätte beinah den Parkplatz vor dem NASA-Gebäude übersehen.

Von dem, was Tim in der folgenden Stunde zu sehen und zu hören bekam, schwirrte ihm der Kopf.

Glenn führte ihn in den großen Kontroll- und Steuerraum. Er zeigte ihm die elektronischen Rechenmaschinen, die den komplizierten Kurs der Rakete ausgerechnet hatten. Alle diese schwierigen Rechnungen: die Festlegung des richtigen Schubs, die Dauer des Abbrennens der ersten, zweiten und dritten Stufe, die dann erreichte „Brennschluß-Geschwindigkeit", die Berechnung der „Ausströmgeschwindigkeit", also der Geschwindigkeit, mit der das verbrannte Gas aus den Düsen austritt, und der Zeitpunkt, an dem sich die ausgebrannten Raketenstufen ablösen: kurz, jede der tausend Einzelheiten im Bau, in der Füllung, im Schub und Kurs des Raumfahrzeugs wurden von „Computern" (elektronischen „Denkmaschinen") bestimmt und kontrolliert. Die Radarschirme eines ganzen Netzes von Beobachtungsstationen waren auf die startende Rakete gerichtet, um ihren Flug keinen Augenblick aus dem Griff zu lassen. Funksignale schwirrten, Meldungen kamen herein.

Auf Bildschirmen sah man, wie die Dreistufenrakete fertig gemacht wurde.

Glenn und Tim waren zu spät gekommen, um die Astronauten Conrad und Gordon noch anzutreffen. Aber sie konnten nun auf den Bildschirmen beobachten, wie die beiden Gestalten, in ihren Raumanzügen anzusehen wie mittelalterliche Ritter, im Aufzug den Startturm hochfuhren, wie sie sich von ihren Freunden verabschiedeten und in die Kapsel kletterten.

Die Luken wurden verschraubt und geschlossen. Der Aufzug fuhr wieder herunter.

Nun zogen riesige Schlepper den Startturm mit seinen tausenden Tonnen Gewicht auf Schienen zurück. Die Rakete stand nun ganz allein, nur noch durch einen Metallstab und einige Kabel mit der Startrampe verbunden.

Jetzt mußten sich Glenn und Tim aus dem Kontrollraum entfernen. Der Start stand unmittelbar bevor.

In einem anderen großen Raum, der einer Hotelhalle glich, setzten sich die beiden jungen Leute in ein bequemes Sofa. Überall an den Wänden waren Bildschirme, die jeden Vorgang aus dem Kontrollraum oder von der Startbahn

übertrugen. Dicke Betonwände schützten die anwesenden Gäste, wenn wirklich eine Rakete auf der Rampe explodieren sollte. Die Hunderte von Tonnen hochgefährlichen Treibstoffs würden dann auf weite Entfernung alles in Brand setzen und fortwehen.

Im Kontrollraum hatte man begonnen, die letzten Überprüfungen vorzunehmen. Techniker oder Astronauten beantworteten zahllose Fragen. Jetzt wußte man, daß alle Hebel, Schalter und Ventile die rechte Einstellung hatten, daß alle Sicherheitsmaßnahmen in Ordnung waren.

Der Start lief an. Eintönig begann eine Stimme rückwärts zu zählen: 20, 19, 18, 17, 16 und so fort.

Noch einmal sah man die Astronauten angeschnallt, die Helme auf den Köpfen, in der Kapsel sitzen.

Die Stimme zählte: 6, 5, 4, 3, 2, 1 . . .

Start!

Die Zündung erfolgte.

Zunächst sah man nur die weißen Dampfwolken ausströmenden Gases auf der Betonpiste, dann wurde das Gas mehr und mehr, Blitze zuckten durch das Gewölk und langsam hob sich die Riesenzigarre aus Stahl von der Rampe, glitt aufwärts, zerriß die letzte Verbindung mit der Erde.

Sie startete planmäßig, hob ab und bewegte sich senkrecht nach oben.

Jetzt steigerte sich das Tempo. Rasch entfernte sich der Feuerschweif und der dunkle, längliche Schatten davor zum Himmel. Das Firmament schien die Rakete aufzuschlucken. Bald war nur noch ein rasch entschwindender Feuerball zu sehen, der zum Fünkchen, zum kleinen Sternchen wurde und im All verschwand.

Der Rest kam über Radar. Lautsprecher übermittelten Meldungen: „Erste Stufe planmäßig gelöst, zweite gezündet.“ Einige Minuten nachher: „Zweite Stufe planmäßig gelöst, dritte gezündet.“

Gespannt wartete alles auf die letzte Stufe und die Meldung über die Endgeschwindigkeit. Dann kam die Nachricht:

„Die dritte Stufe mit der Raumkapsel der Astronauten Conrad und Gordon hat eine Geschwindigkeit von 28 747 Stundenkilometern und eine Scheitelhöhe der Umlaufbahn von 1367 Kilometern erreicht!“

„Das ist Rekord!“ rief Glenn und vollführte einen Indianertanz.

Fremde Leute umarmten sich und jubelten.

„Mann“, sagte ein Wissenschaftler zu Tim, „jetzt schaffen wir es sicher: den bemannten Mond- und Marsflug! Das dauert keine zehn Jahre mehr und die ersten Menschen hüpfen auf dem Mond herum.“

Und dann meinte er, man müsse die Anfangsgeschwindigkeit von 11 Kilometer pro Sekunde nur noch auf 11,2 Kilometer pro Sekunde steigern, dann brächte man eine Rakete bereits in eine Bahn um den Mond.

Zum erstenmal in seinem Leben wurde Tim ganz deutlich, was es heißt, dem Jahr 2000 entgegenzugehen.

Die Menschheit ist dabei, ihre Grenzen im Weltall zu sprengen und den Raum zu erobern.